

DR ROLAND ANHEISSER
ALTSCHWEIZERISCHE BAUKUNST

NEUE FOLGE



BERN
VERLAG VON A. FRANCKE

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



10000301208



Klischees aus der Kunstanstalt
Henzi & Co. in Bern □
Buchdruck von Böhler & Co.
in Bern □

DR ROLAND ANHEISSER
ALTSCHWEIZERISCHE BAUKUNST

NEUE FOLGE



BERN
VERLAG VON A. FRANCKE
1910

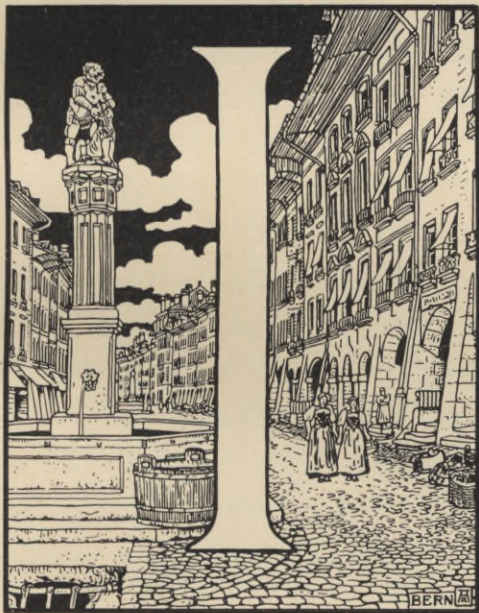
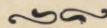


III 37 869

Abz. Nr. K 148/61



VORWORT.



In unserer Zeit geht eine alte Kultur langsam zu Grabe, jene Kultur, die äusserlich schon in allen Formen das Abbild ihres Volkes und sogar noch kleinerer Genossenschaften ist. Vor unsern Augen entsteht langsam eine Universalkultur, die alle Welt umfassen wird und einen Vernichtungskampf gegen das spezifisch Volkstümliche in allen Gebieten führt. Wohnung, Hausgerät, Lebensweise, Kleidung, sie alle werden nivelliert, auf einen Ton gestimmt, der überall Geltung haben muss. Das charakteristische an dieser Kultur kann nicht mehr wie einst die jeweilige Volkseigentümlichkeit sein, diese muss sich dem Kosmopolitischen unterordnen und wirkt nur noch nüancierend, nicht tonangebend. Bei einem solchen Umbildungsprozesse, wie er vielleicht in so krasser und plötzlicher Erscheinung in der Geschichte der Menschheit noch kaum da war, entstehen scharfe Fragen, Verschiedenheiten der Auffassung, heftige Gegensätze. Man fragt sich, hat diese neue Kultur das Recht, die alten Überlieferungen gar so rücksichtslos umzuwandeln, müssen wir nicht vielmehr Sorge tragen, dass bei dem raschen Wechsel wenigstens erst gründlich geprüft werde, ehe eine bewährte Form einer neuen weichen muss? Mit andern Worten, in einer solch umwälzenden Zeit, gewissermassen einer zweiten Renaissance, bilden sich zwei Hauptparteien: die eine stürmisch vorwärtsschreitend, nur das Neue wollend und dies allein als Kultur begrüssend; die andere in ihrem Extrem konservierend, sich wehrend gegen viele Neuerungen, das Alte hoch-, oft überschätzend. Im Grossen wie im Kleinen sieht man tagtäglich diese beiden Parteien aneinander geraten in heftiger Verteidigung der Überzeugungen. Die letztere der Parteien, meist im Nachteil, da ihr natürlich die grosse Masse des Volkes stets fehlt, hat zu, man könnte fast sagen, Verzweiflungsmitteln gegriffen, die in früheren Epochen kaum lebenskräftig gewesen wären. Hierher gehören die Bestrebungen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes. Dass solche Vereinigungen mit dem Zwecke der machtvollen Beschützung nicht nur alter Kultur- und Kunstwerke, sondern auch des heimischen Landschaftsbildes, der Tier- und Pflanzenwelt, überhaupt möglich waren, zeigt schon, dass unsere gegenwärtige Kultur wohl nicht ganz



befriedigend sein kann, dass ihr etwas fehlen muss, was gerade dem Feinfühligere besonders drückend ist. Und in der Tat, der Mangel liegt vor: unsere neue Kultur befriedigt das ästhetische Gefühl kaum oder gar nicht. Man kümmert sich im grossen und ganzen um die Forderungen der Ästhetik erst dann, wenn ein allgemeiner Sturm der Einsichtsvolleren losbricht, und selbst in solchen Fällen ist es oft noch nicht einmal möglich, ihr etwas Geltung zu verschaffen. Man denke nur an die vielen technischen und industriellen Fragen, die mit dem Heimatschutz in Konflikt geraten. In wie seltenen Fällen wird die Frage so gelöst, dass die Forderungen einer künstlerischen Kultur berücksichtigt werden. Aber, damit noch nicht genug, greift eine grause Naturzerstörung um sich, wie sie kein Zeitalter bis jetzt gesehen hat. Die Zahl der Tiere, die auf dem Aussterbeetat stehen, ist Legion; überall gilt nur der Nutzbarkeitsstandpunkt. Ein widerlicher Utilitarismus, ein grober Nützlichkeits- und Ausbeutungsfanatismus bedrohen uns überall. Da soll jeder Fluss und jeder Wasserfall „ausgenutzt“ werden, gleich, ob die Schönheit der Landschaft und die Gesundheit des Volkstums darunter leidet. Man hört fast einzig und allein diejenigen an, die für den Augenblick das meiste Geld versprechen, andere Werte kommen erst in zehnter Linie oder gar nicht in Betracht. Eine grosse Elektrizitätsanlage glaubt man, habe wegen ihrer pekuniären Einträglichkeit das Recht, alles andere zu vernichten. Man will ihr ganze Landschaften opfern wie bei dem unnatürlichen Walchensee-Isar-Projekt oder bei Laufenburg. Wird eigentlich die Menschheit glücklicher durch dieses fast blinde Vorwärtsrasen im Erstreben eines Zieles, das ihr wohl selbst verborgen ist? Damit stossen wir auf einen bösen Punkt in unserer modernen Kulturentwicklung, nämlich den, dass man über den Mitteln den Zweck aus dem Auge verliert. Der Zweck, eben das Geld, erscheint der Mehrheit so ungeheuer wichtig, dass sie gar nicht merkt, dass manche der Mittel, ihn zu erreichen, eigentlich gerade das Gegenteil bewirken, dass die Opfer in keinem Verhältnis stehen zu dem fingierten Endzweck, der doch nur wieder neue Ziele ebensolcher Art auftauchen lassen wird.

Woran liegt es nun, dass die Mehrheit des Volkes die Opfer an Schönheit der Natur und Menschenwerke in den oben angedeuteten und zahllosen kleineren Fällen nicht beachten will, dass sie sogar öfters mit einem gewissen Hasse die Forderungen der Ästhetik verfolgt und sie um keinen Preis gelten lassen möchte? Ich glaube, einer der Hauptgründe ist der, dass die grosse Mehrheit *das Sehen* verlernt hat, zum mindesten den guten Willen, sich von den Sehenden belehren zu lassen. Die meisten Leute sehen einfach die Schönheiten einer Landschaft, wenn auch gerade nicht gar nicht, so doch nicht in ihrer wirklichen Grösse; bei alten Bauwerken trifft dieses in noch weit grösserem Masse zu. „Das ist altes Gerümpel, da ist doch wahrhaftig nichts daran an den Baracken.“ So tönt es einem entgegen. Kann man da verlangen, dass etwas Verständnis für den *Wert* der Schönheit in solchen Menschen ruht? Trotzdem glaubt jeder in Dingen der Kunst, die doch das Reich der Schönheit ist, mitreden zu dürfen. In Deutschland ist jüngst der typische Entrüstungsturm gegen die Wandgemälde Angelo Janks im Reichstage entbrannt. Die Vorwürfe, die dem grossen Künstler gemacht werden, sind so kindisch



und platt, dass einem vor solchem Unverstand schaudert. Die Leute sehen die einfachsten Farbeffekte falsch, haben von den grundlegendsten Forderungen der Perspektive keine Ahnung. Als ob ein Künstler wie Jank nicht in seiner Art ebenso gewissenhaft und begründet schaffen würde wie meinetwegen ein Arzt, dessen Manipulationen der Laie doch auch nicht kritisieren wird. Bei der Kunst ist eben alles erlaubt, da darf jeder Banause sein feststehendes Urteil abgeben und kritisiert Dinge, die er gar nicht verstehen kann. Mit welcher Überlegenheit steht heute die Menge den Bauschöpfungen unserer früheren Kulturepochen gegenüber! Man opfert sie jeder Laune oder würde es vielmehr tun, wenn nicht die Regierungen sie schützten. Leider war dies in Bern nicht möglich und das alte historische Museum, dieses Juwel bernischer Baukunst, musste dem Willen des Volkes weichen, trotzdem eine grosse Zahl „Sehender“ das Volk sehen lehren wollte; es wollte aber nicht sehen, es forderte hartnäckig die Zerstörung des Kleinodes und beraubte sich so eines der glänzendsten Zeugen altbernischen Bürgerstolzes. Solche Vorkommnisse sind aber nicht vereinzelt, sondern spielen sich in mehr oder weniger auffälliger Form allerorts ab, sie sind ein Symptom unserer Zeit und liegen eben darin begründet, dass der grossen Mehrheit selbst unserer Gebildeten das Gefühl für die Schönheit und den Wert der Bauwerke mangelt. Nicht etwa, dass ein Kölner Dom, ein Strassburger oder Berner Münster vom Publikum nicht als wertvolle, unantastbare Güter anerkannt würden, dies lernt man ja sogar in der Schule, aber dass gerade unsere alte Wohnbaukunst, diese oft auf den ersten Blick unscheinbar erscheinenden Häuser, diese alten Strassen- und Platzanlagen einen hohen Wert besitzen, dass man sie nicht unnötig opfern soll, das fühlen leider nur wenige. Und doch wird einmal eine Zeit kommen, die uns harte Vorwürfe machen wird, dass wir so rücksichtslos die abscheulichsten Baugreuel verübt haben, ohne uns auch nur ein Weniges um die elementarsten Forderungen der Harmonie und Schönheit zu kümmern. Gottlob! die schlimmste Zeit des Baelendes scheint überwunden, denn es wird allenthalben mit Eifer daran gearbeitet, die natürlichen Forderungen einer vernunftgemässen und schönen, das heisst sachgemässen Bauweise zu erfüllen. Aber durch den Tiefstand der Baukunst in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts ist leider der Begriff ins Volk geraten, dass praktisch und nützlich gleichbedeutend sein müsse mit hässlich, wodurch dann wieder die heillose, gar nicht auszurottende Meinung entstand, dass man ein Ding „schön“ machen könne, indem man es mit irgend welchen Zierformen behängt, woraus dann weiter gefolgert wird, dass dies „schön machen“ Kunst sei und Kunst infolgedessen Luxus. Und da sind wir dort angelangt, wo der schwere Irrtum unserer Zeit liegt: Kunst ist Luxus! Nichts ist so grundfalsch und dadurch so furchtbar schädlich für unsere Kultur. Bleiben wir bei der Baukunst. Man glaubt ein Haus sei schön, wenn es aufgeputzt ist mit Zierformen. Dass dies ein Unsinn ist, zeigen glücklicherweise ausser den alten Bauten, die man ja nicht gelten lassen möchte, zahlreiche, in den allerletzten Jahren entstandene Neubauten, die in allereinfachsten Formen, ohne jeden historischen Aufputz nur dem jeweiligen Bedürfnis entsprechen und durch ihre guten Verhältnisse und Grundrisslösung wirklich schön



sind. Denn das Schmücken ist nicht Bedingung zur Schönheit, obwohl es, von verständiger Künstlerhand getan, wohltuend wirkt und von grösster Berechtigung ist. So war es auch in früheren Zeiten und als Zeugen einer durch und durch gesunden Empfindung stehen um uns die Bauten der Vorfahren, einfache und reichere Bauwerke, jedes in seiner Weise ein Vorbild für uns. Unsere Baukünstler sehen diese Vorbilder und schätzen sie hoch, aber die grosse Mehrheit des Volkes sieht sie leider noch nicht und ahnt deren Wert kaum. Da ist es eine Aufgabe für uns, sehen zu lehren, und dies geschieht am besten durch Abbildungen und zwar nicht so sehr durch photographische Bilder, sondern durch Zeichnungen, in denen wohl meist ein Stückchen Freude am Geschauten auf den Beschauer übergehen wird und bei der die charakteristischen Werte unwillkürlich stärker und lebensvoller hervortreten dürften, als bei den besten Photographien. Ich hoffe deshalb, dass der zweite Band der altschweizerischen Baukunst ebenso ungeteilt freudige Aufnahme finden wird wie der erste und wünsche, dass er recht viele erfreuen und auf die reichen Schätze der Heimat aufmerksam machen möge. Denn das Buch will sich in erster Linie an die Gebildeten aller Berufsarten wenden, nicht nur an die Fachgenossen. Es schien deshalb angezeigt, wie beim ersten Bande manches zu vermeiden, was dem Laien das Buch etwa langweilig oder gar unverständlich machen könnte, wie Grundrisse von Gebäuden, Schnitte durch dieselben und ähnliches. Dagegen glaubte ich im Interesse des „Sehenlehrens“ nicht darauf verzichten zu dürfen, Einzelheiten der alten Bauten in genauen Zeichnungen und Profilen zu bringen, weil gerade durch Beobachtung dieser, dem Laien oft als Kleinigkeiten erscheinenden Dinge, der Sinn ausserordentlich geschärft und die Beobachtungsgabe erweckt wird, wodurch die Wertschätzung der Bauten erst recht gewinnen kann. Dem Architekten und Kunsthistoriker aber werden die Einzelheiten besonders willkommen sein, da sie oft das Interessanteste an vielen Bauten sind und auf die Zeit des Entstehens derselben untrüglich hinweisen.

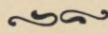
Bei der historischen Beschreibung der Bauten wurde ich durch mehrere Herren in der zuvorkommendsten Weise durch wertvolle Beiträge unterstützt. Es sind die Herren: Architekt F. Fulpius in Genf, Pfarrer D. Imesch zu Naters im Wallis, Stadtarchivar Dr. C. v. Jecklin in Chur, Oberrichter Dr. W. Merz in Aarau, Baumeister S. Schlatter in St. Gallen und Professor Dr. H. Türlér, Staatsarchivar in Bern. Allen diesen Herren, sowie auch besonders dem Herrn Verleger für sein stetiges Entgegenkommen bei der kostspieligen Herausgabe des Werkes, sei hier der verbindlichste Dank gesagt.

Darmstadt, im Juli 1909.

D^r Roland Anheisser.



VERZEICHNIS DER TAFELN.



Titelbild. Blick von der Pfalz in Zürich.

Tafel 1. Die Marktgasse zu Neuenstadt (Neuveville) am Bieler See.

„ 2. Strasse und Rathaus in Landeron, Kanton Neuenburg.

„ 3. Schloss Angenstein im Birstal im Jura; Mauertürme in Neuveville und Landeron.

„ 4. Motive aus Erlach am Bieler See, Ansicht der Stadt mit dem Schloss, Häusergruppe. Wappen der Familie von Erlach in der ehemaligen Antoniuskapelle des Berner Münsters.

„ 5. Die Junkern- oder Schlossgasse zu Erlach am Bieler See.

„ 6. Einzelheiten aus Erlach am Bieler See, gotische Häuser aus der Junkerngasse, Fensterformen aus der Junkerngasse und vom Rathaus. Fenster aus Neuveville.

„ 7. Spätgotische Fensterausbildungen an schweizer Wohnbauten: von der Abtsstube des Klosters St. Georgen zu Stein am Rhein, vom ehemaligen Gredhause (Stapelhaus) zu Stein am Rhein, aus der Samaritanergasse (rue de la Samaritaine) zu Freiburg, von der Staatskanzlei zu Bern.

„ 8. Chavannes (Schaffis) am Bieler See. Motiv aus Ligerz (Gléresse) am Bieler See.

„ 9. Kirche von Ligerz (Gléresse) am Bieler See.

„ 10. Edelsitz der Junker von Ligerz (Gléresse) am Bieler See.

„ 11. Motive aus Ligerz (Gléresse) am Bieler See: gotisches Haus, Fensterformen und Portal. Gotische Fenster aus der rue de la Neuveville und von der place du Petit St-Jean in Freiburg.

„ 12. Zwei Strassenbilder aus Twann (Douanne) am Bieler See.

„ 13. Häuser aus Twann (Douanne) am Bieler See.

„ 14. Häusergruppe aus Twann (Douanne) am Bieler See.

Tafel 15. Schloss Nidau am Bieler See; Bauernhaus in Nidau.

„ 16. Zwei Ansichten von Aarberg mit der alten Aarebrücke.

„ 17. Einzelheiten von der alten Aarebrücke zu Aarberg, Kanton Bern.

„ 18. Zwei Ansichten des Schlosses zu Pruntrut (Porrentruy).

„ 19. Ansicht von Pruntrut (Porrentruy) und rue de la Poste ebendort.

„ 20. Hof, Erker, Fenster und Portal aus Pruntrut (Porrentruy); zwei Fenster aus St. Ursanne.

„ 21. Kirche in St. Ursanne am Doubs im Berner Jura nebst Einzelheiten.

„ 22. Ansicht von St. Ursanne am Doubs und Kreuzgang an der Kirche ebendort.

„ 23. Motive aus St. Ursanne am Doubs: Häusergruppe mit Brückentor und Brücke, Porte de Delémont, Haus mit Turmerker.

„ 24. Metzgergasse in Bern.

„ 25. Motive aus der Gerechtigkeitsgasse und Junkerngasse zu Bern.

„ 26. Postgasse in Bern und Freienhofgasse in Thun.

„ 27. Höchhaus in Steffisburg bei Thun.

„ 28. Bauernhaus nebst Einzelheiten und Kirchturm aus Signau im Emmental.

„ 29. Bauernhäuser nebst Einzelheiten aus Saanen (Gessenay), Kanton Bern.

„ 30. Bauernhäuser aus Rougemont (Rotenberg) im Saanetal, Kanton Waadt.

„ 31. Einzelheiten von Bauernhäusern aus Rougemont (Rotenberg) im Saanetal, Kanton Waadt.

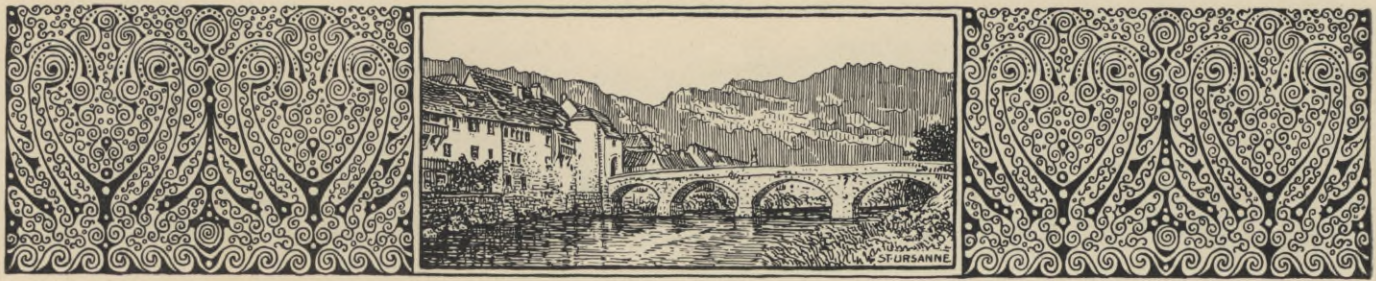
„ 32. Zwei Ansichten der Kirche zu Saanen (Gessenay), Kanton Bern.

„ 33. Kirchen aus dem Pays d'Enhaut (Saanetal) im Kanton Waadt: Rougemont, Château d'Oex, Rossinières.



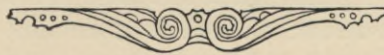
- Tafel 34.* Ansicht der Schlösser von Gruyères (Greyerz) und Bulle, Kanton Freiburg.
- „ 35. Ansicht von Gruyères (Greyerz), Kanton Freiburg, sowie Häusergruppe und Erker-türmchen ebendort.
- „ 36. Stadttor von Gruyères (Greyerz) und Häusergruppe ebendort.
- „ 37. Wehrgang in Gruyères (Greyerz) und go-tisches Haus ebendort.
- „ 38. Zwei Ansichten der Hauptstrasse in Gruyères (Greyerz), Kanton Freiburg.
- „ 39. Einzelheiten von Bürgerhäusern in Gruyères (Greyerz), Kanton Freiburg.
- „ 40. Bauernhäuser nebst Einzelheiten in Epagny (Epenach) bei Gruyères (Greyerz), Kanton Freiburg.
- „ 41. Bauernhäuser in La Chiésaz über Vevey am Genfer See, Kanton Waadt.
- „ 42. Schloss Blonay am Genfer See bei Vevey.
- „ 43. Zwei Ansichten vom Schloss zu Nyon (Neuss) am Genfer See, Kanton Waadt.
- „ 44. Türme der Kathedrale St-Pierre zu Genf.
- „ 45. Türme der Kirche Ste-Madelaine in Genf, der Kirchen von Vevey und La Chiésaz, Turm des Domes zu Sitten (Sion).
- „ 46. Die Maison Tavel zu Genf, nebst Einzelheiten.
- „ 47. Einzelheiten gotischer Bürgerhäuser von der Place de la Taconnerie und der Rue des Granges zu Genf; Wappen an der Kathedrale ebendort.
- „ 48. Das Schloss der Vögte (Vidomnes) in Siders (Sierre) im Wallis.
- „ 49. Zwei Häusergruppen aus Siders (Sierre) im Wallis.
- „ 50. Kirche St. Martin zu Visp (Viège) im Wallis und Häusergruppe ebendort.
- „ 51. Häusergruppe aus Visp im Wallis und Holzbrücke ebendort.
- „ 52. Portal vom Schlosse der Grafen von Blandrate zu Visp im Wallis.
- „ 53. Zwei Häusergruppen aus Visp im Wallis.
- „ 54. Motive aus Zermatt im Wallis.
- „ 55. Häuser aus Filisur im Albulatal, Kanton Graubünden.
- „ 56. Einzelheiten von Häusern aus Filisur im Albulatal, Kanton Graubünden.
- „ 57. Strasse und Häusergruppe aus Bergün an der Albula, Kanton Graubünden.

- Tafel 58.* Einzelheiten von Häusern aus Bergün an der Albula, Kanton Graubünden.
- „ 59. Zwei Häusergruppen und Gefängnisturm aus Bergün a. Albula, Kanton Graubünden.
- „ 60. Häuser nebst Einzelheiten aus Luvis ob Ilanz, Kanton Graubünden.
- „ 61. Turm der Kirche St. Martin bei Ilanz. Kirche zu Luvis ob Ilanz, Kanton Graubünden.
- „ 62. Das sog. „Grosse Haus“ in Ilanz a. Rhein, Kanton Graubünden.
- „ 63. Motive aus Ilanz a. Rhein und Bergün a. Albula, Kanton Graubünden.
- „ 64. Der St. Lucius-Dom zu Chur nebst Einzelheiten.
- „ 65. Häusergruppe mit dem Spaniölhaus zu Chur nebst Einzelheiten. Erker am ehemaligen Schneiderzunftthaus zu Chur.
- „ 66. Häusergruppe bei der St. Martins-Kirche zu Chur nebst Einzelheiten. Hauseingang aus Zizers (Graubünden).
- „ 67. Erker und Portale aus Chur.
- „ 68. Zwei Strassenbilder aus Chur. Haus und Hausflur aus Zizers, Kanton Graubünden.
- „ 69. Portal in der Rathausgasse zu Chur. Ansicht des Schlosses Sargans und Grafenzimmer aus demselben.
- „ 70. Das untere Schloss zu Zizers im Rheintal, Kanton Graubünden.
- „ 71. Ansicht der katholischen Kirche St. Peter und Paul zu Zizers. Motiv vom untern Schlosse ebendort.
- „ 72. Turm der evangelischen Kirche St. Andreas zu Zizers. Edelsitz der Familie von Salis zu Maienfeld im Rheintal, Kanton Graubünden.
- „ 73. Zwei Bauernhäuser aus Zizers.
- „ 74. Haus von 1648 zu Wattwil im Toggenburg, Kanton St. Gallen.
- „ 75. Häusergruppe und Dachausbildungen aus Wattwil im Toggenburg, Kanton St. Gallen.
- „ 76. Strasse aus Wil (Kanton St. Gallen) nebst Einzelheiten von den Säulen aus den Lauben und von der St. Nikolauskirche.
- „ 77. Zwei Strassenbilder aus Wil, Kanton St. Gallen.
- „ 78. Zwei Häusergruppen aus St. Gallen und Ansicht der ehemaligen Benediktinerabtei.
- „ 79. Häusergruppe „HinterLauben“ zu St. Gallen.



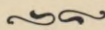
- Tafel 80.* Erker motive und Einzelheiten von Bürgerhäusern in St. Gallen.
- „ 81. Zwei Strassenbilder aus St. Gallen.
 - „ 82. Motive aus Rapperswil am Zürcher See, Kanton St. Gallen. Ansicht des Schlosses, Strassenbild, Portale und Einzelheiten.
 - „ 83. Laubengasse aus Rapperswil nebst Einzelheiten.
 - „ 84. Zwei Ansichten des alten Zürich bei der Schipfe.
 - „ 85. Motive gotischer Häuser aus Zürich: in der Schweizerhofgasse, dem Leuengässli, der Grimmenturm und Wappen vom Hause „Zum Napf“.
 - „ 86. Erker am Hause „zum Königsstuhl“ in der Stüssihofstatt zu Zürich und Fenstergruppe vom „roten Haus“ in der Markt-gasse ebendort.
 - „ 87. Die Schlösser zu Frauenfeld und zu Weinfeld, Kanton Thurgau.
 - „ 88. Motive ostschweizerischer Holzbaukunst aus St. Gallen und aus Wytikon bei Zürich.
 - „ 89. Haus „zur Schwärzi“ bei Weinfeld, Markt-platz in Weinfeld, Kanton Thurgau.

- Tafel 90.* Fachwerkbauten aus Weinfeld und Frauenfeld, Kanton Thurgau.
- „ 91. Ansicht von Ermatingen am Bodensee, Kanton Thurgau, und Fachwerkhaus ebendort.
 - „ 92. Fachwerkhaus von 1672 zu Ermatingen am Bodensee nebst Einzelheiten.
 - „ 93. Der Munot und der Obertorturm zu Schaffhausen am Rhein.
 - „ 94. Die Schönmaiengasse zu Schaffhausen am Rhein und Einzelheiten vom Hause „zum schönen Maien“.
 - „ 95. Die Kirche St. Verena in Zurzach am Rhein. Kanton Aargau.
 - „ 96. Motive aus Zurzach am Rhein, Kanton Aargau.
 - „ 97. Die Rheinbrücke zu Laufenburg und Häusergruppe am Rhein ebendort.
 - „ 98. Zwei Ansichten der Rheinfront von Laufenburg, Kanton Aargau.
 - „ 99. Zwei Strassenbilder aus Laufenburg.
 - „ 100. Zwei Portale vom Bezirksamt zu Laufenburg a. Rhein, sowie vom Armenhause ebendort. Portal aus Schaffhausen.



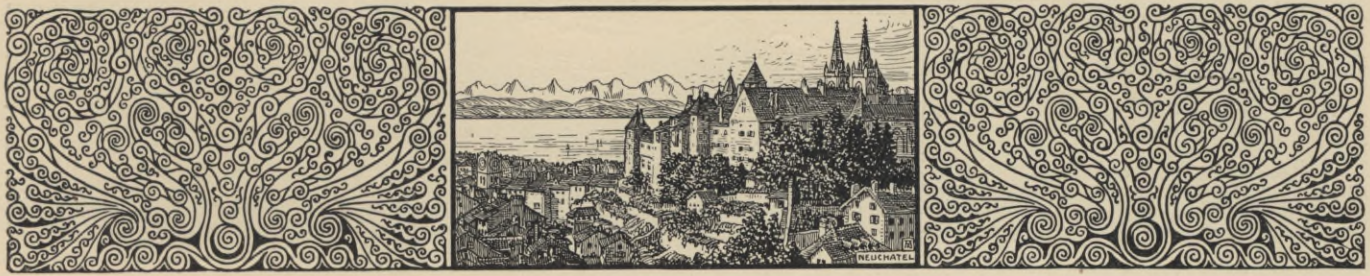


ALTSCHWEIZERISCHE BAUKUNST.



Als Grenzland zwischen germanischer und romanischer Rasse ist das Schweizerland in kultureller und künstlerischer Hinsicht eines der interessantesten Gebiete Europas. Hier finden oft die schärfsten Stammesunterschiede, manchmal selbst Sprachen Übergänge, die man bei den so verschiedenen Rassen kaum für möglich halten würde, und selbst dem krassesten Chauvinisten kann hier die Überzeugung aufdämmern, dass es wohl Möglichkeiten gibt nicht nur friedlichen, sondern auch harmonischen Zusammenlebens extremer Volkscharaktere, und dass aus diesem Einanderverstehen und Sichausgleichen ein Volk entstanden ist, das seine Kulturaufgaben in glänzendster Weise löst. Ist doch auch die Natur des Schweizerlandes gerade so vielgestaltig und voll der schroffsten Gegensätze wie das Menschengeschlecht, das dieses an Schönheit gottbegnadete Land bewohnt. Von den heissen Weingeländen des Südens und den Obsthainen und lieblichen Talschaften des Mittellandes bis zur grausigen Felseinöde und den eisigen Firnen des Hochgebirges finden sich alle nur denkbaren Übergänge. Im Süden klingen

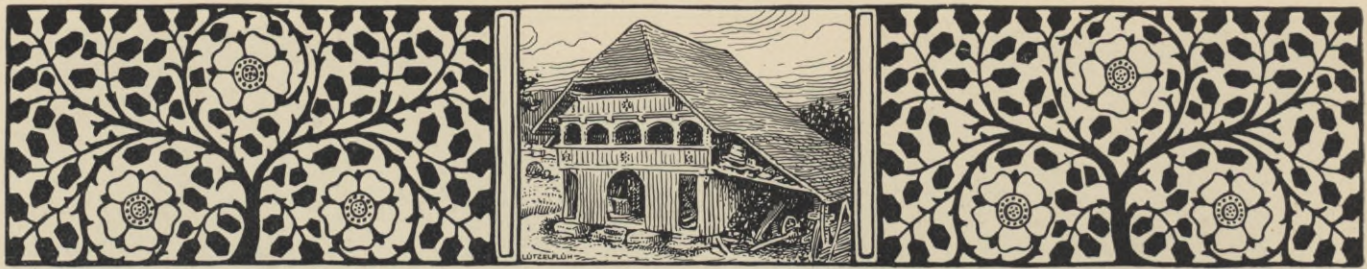
italienische, im Südosten romanische Laute an unser Ohr, im Westen wohnen Französisch sprechende Stämme, den Kern des Landes aber bilden die Deutschschweizer, deren alemannischer Dialekt vom Jura bis zum Bodensee die verschiedensten Klangfärbungen annimmt. Auch in der Baukunst finden die Stammeseigentümlichkeiten einen ausgesprochenen Niederschlag. Der germanische Holzbau, hier wie nirgend sonstwo zu herrlichster Blüte gelangt, beherrscht das Land so weit die deutschen Laute reichen und greift oftmals auch in welsche Gebiete hinüber. Sind doch auch diese letzteren stark mit germanischem Blute durchsetzt, besonders die westlichen, heute Französisch sprechenden Teile des Landes, welche zur Zeit der Völkerwanderung von dem germanischen Volksstamme der Burgunder eingenommen wurden. Die dort wohnenden Römer verschwanden aber nicht spurlos, sondern die Eroberer nahmen Sitte und Sprache der besiegten, höher Kultivierten an, und so finden wir in diesen Landesteilen eine sonderbare Mischung germanischer und romanischer Baugewohnheit mit Überwiegen der letzteren. Nur ein kleines Gebiet, das heutige Genf, zeigt ausgesprochen gallisch-französisches Romanentum. Die Kathedrale dort ist eine echt französische, an den Bürgerhäusern findet sich wenig oder gar nichts Germanisches, alle Zierformen sind gerade so gestaltet wie in den benachbarten Gebieten Frankreichs. Dasselbe in deutscher Umwertung sehen wir im Norden des Landes. Dort stehen Städte wie Basel oder Schaffhausen, die den Fremden wie alte süddeutsche Reichsstädte anmuten, was sie ja auch jahrhundertlang waren, die eine elsässisch, die andere schwäbisch gefärbt. Nach dem Innern des Landes zu konzentriert sich jedoch langsam ein ganz eigenartiger Baucharakter, das, was wir als spezifisch „schweizerisch“ empfinden. Wir sprechen hier vom städtischen Wohnbau, die Bauernhäuser bilden eine geschlossene Gruppe für sich, sie haben mit dem städtischen Bürgerhause, besonders im Westen und der Zentralschweiz, fast nichts gemein, wenigstens im äusseren Aufbau und den Zierformen, und unterscheiden sich auch von allen andern Bauern-



häusern ganz ausserordentlich, indem sie die typischsten Schweizerhäuser darstellen. Dieser angedeutete Schweizercharakter, der sich in den grossen Dächern mit den weiten, oft bogenförmig verschalten Überständen, den Fensterformen und oft auch den Lauben, d. h. den gewölbten Strassengängen im Erdgeschoss der Wohnhäuser ausspricht, zeigt seine höchste Eigenart im alten Bern, das man mit Fug und Recht die schweizerischste Schweizerstadt nennen darf. Man kann sie mit keiner andern Stadt vergleichen, sie ist ein Typus für sich, selbst in ihrem Grundrisse, im Plan der langen, parallelen, laubeneingefassten Strassenzüge ist sie einzig dastehend. Man sehe sich daraufhin unsere Tafeln 24, 25, 26 und besonders die ersten acht Tafeln des ersten Bandes der altschweizerischen Baukunst an. Auch die umliegende bernische Landschaft ist in diesem Sinne wohl die charakteristisch schweizerischste, von altersher berühmt wegen der wundervollen Bauernhäuser, die unter dem Namen „Schweizerhäuschen“ jedermann kennt. Die Bezeichnung „Häuschen“ ist hier allerdings schlecht am Platz, denn es gehören zu ihnen die grössten Bauernhäuser, die es überhaupt gibt. Je weiter man sich von diesem Zentrum echt schweizerischer Bauweise entfernt, desto mehr flaut der ausgesprochen bernische Charakter ab, sich leise mit andern Formelementen mischend. Es würde zu weit führen, hier alle die einzelnen schweizerischen Haustypen zu besprechen, weiter unten ist vieles eingehender behandelt; es sei nur noch hervorgehoben, dass es hin und wieder auch relativ scharfe Grenzen gibt, die eine Baugruppe von der andern trennt. Eine solche ist im Osten die Rheinlinie, bei welcher die Bauweise der Ostalpen, die ganz und gar verschieden von der schweizerischen ist, Halt macht. Dort über dem Rhein ist das Bündner-Haus gewissermassen wieder dasjenige, welches den Charakter der grossen rätischen Gruppe, zu welcher fast sämtliche österreichischen Alpenländer gehören, in konzentriertester Ausprägung besitzt. Diese gedrungenen Steinbauten, die meist einen dahinter steckenden Holzbau ummanteln, mit ihren abgeschrägten Fenstergewänden, den sonderbaren Sgraffitoverzierungen und dem charakteristischen Bretterdache, wie wir alles dies eingehend weiter unten bei den Tafeln 55 ff. schildern werden. Dann wieder im Westen des Landes die burgundischen Bauten mit ihren schönen Fensterbildungen, wo besonders Freiburg an erster Stelle zu nennen ist, die stolze Schweizerstadt, das Entzücken aller, die sie einmal geschaut haben (Band I, Tafel 70—81). Als ungemein charakteristisches Wahrzeichen hier überall die burgundischen Bretterkamme (Tafel 40, 41), ein Rest aus grauester Vorzeit, von den Burgundern aus nordischer Heimat gebracht, noch heute die germanische Beimischung der sonst ganz welschen Bauweise bekundend. Aber hier im Westen, dem Waadtland, ist auch altes Bernerland, und der Einfluss bernischer Bauart ist allenthalben, besonders in der Ausbildung der Dächer, zu verspüren. Wiederum ein Land für sich ist das Wallis. Zwar fühlt man besonders in den grössern Orten des Rhonetals und am Simplon vielfach die Nähe Italiens, vor allem an den Herrenhäusern mit ihren Loggienhallen, aber sonst ist die Bauweise eine ganz selbständige, es liegt in ihr eine etwas düstere, wilde Stimmung, in den ungefügten Mauern und dem finstern Lärchenholz, alles unter einem mit schweren Gneiss- und Schieferplatten gedeckten Dache. Dieser schwermütige Grundton stimmt eben zu dem ernsten Gebirgslande mit den gewaltigen Bergabstürzen, über welchen die furchtbarsten Riesengipfel der Alpenkette in majestätischer Pracht emporstarren, im Norden die weisse Mauer der Berner Alpen, im Süden vom Montblanc bis zum Gigantenturm des Matterhorns und den ungeheuern Gletschern des Monte Rosa ein schier unübersteiglicher Grenzwall gegen das mildere Italien.

So finden sich im Schweizerland, bedingt durch Natur und Volkstum, die verschiedenartigsten Äusserungen menschlicher Kunstbetätigung auf engem Raume beisammen, von der Kathedrale und dem stolzen Feudalschlosse bis zum winzigen Bergkirchlein und der aus Felsblöcken getürmten Hirtenhütte auf den hohen Alpenjochen, wie wir sie schon auf den römischen Siegestsäulen als Form der germanischen Wohnhütten abgebildet sehen. Wir wollen nun an Hand unserer Tafeln diese Baukunst ein wenig genauer betrachten.

Tafel 1. Zu den lieblichsten und landschaftlich intimsten Gegenden der Schweiz gehört das um die Juraseen, den Neuenburger, Murten- und Bieler See gelegene Seeland, von welchem unsere Tafeln 1—17 aus der Landschaft des Bieler Sees einige Motive wiedergeben. Schon im ersten Bande der altschweizerischen Baukunst haben wir aus Biel, der Hauptstadt des bernischen Seelandes, einige Bauten mitgeteilt (Bd. I Tafel 67, 68, 69), diesmal sollen die kleinen Städtlein am Uferstrand mit ihrer so anheimelnden Bauweise etwas eingehender behandelt werden. Sofort erkennt man wie leicht erklärlich eine sehr nahe



Verwandtschaft dieser Bauten mit denjenigen des Berner Mittellandes. Hier wie dort das riesige Bernerdach mit den weiten Überständen, die von oft zierlich gearbeiteten Streben gestützt werden (siehe Tafel 2, 11, 13). Eine relativ reiche Ausbildung haben die Fenster erfahren, welche wie allenthalben beim schweizerischen Steinbau zu zwei bis sieben gekuppelt sind, hier aber bei der meist auftretenden Profilierung mit Geissfuss in den Stürzen Rosetten- und Muschelmotive oft in sehr gedrückten Formen zeigen (Tafel 10, 11, 14).

Unsere Tafel 1 stellt das stolzeste Strassenbild dar, dem wir beim Durchwandern der alten malerischen Uferstädtchen des Bieler Sees begegnen können, die Marktgasse (rue du Marché) in Neuenstadt (Neuveville). Dieses Neuenstadt ist einer der ältesten Orte am Seeufer, gehören doch die Ufer des Bieler Sees, wie auch diejenigen seiner Nachbarn, des Neuenburger und Murten-Sees zu den allerältesten Kulturstätten des Menschengeschlechtes überhaupt. Nirgend sonstwo hat man eine solche Menge von Pfahlbauresten sowohl der Steinzeit, als auch der nachfolgenden Bronzezeiten gefunden, wie an diesen Seen. Als gelegentlich der Regulierung der Juragewässer zu Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Wasserspiegel der drei genannten Seen um zwei Meter gesenkt wurde, traten an vielen Uferstellen die mächtigen Pfosten der Pfahlbauten zutage und ragen heute vom Wasser entblösst in die Luft wie Felder riesiger Spargelköpfe, wie dies besonders an einigen Stellen bei Murten gut zu sehen ist. Auch an den Ufern in der Nähe des heutigen Neuenstadt hat man Pfahlbauten gefunden. In viel späterer Zeit erhob sich hier am Lande die Stadt Nugerol, von der man Teile einer Wasserleitung, sowie uraltes Mauerwerk gefunden hat. Beim Einfall der Alemannen im 4. Jahrhundert entging bei der Zerstörung des Ortes nur die östliche Vorstadt diesem Los, welche dann zu einem später Neureux genannten Orte heranwuchs, der zu Ende des 13. Jahrhunderts von den Bernern zerstört wurde. Als im Jahre 1301 dasselbe Los von seiten des Grafen Rudolf von Neuenburg die Stadt La Bonneville im Val-de-Ruz getroffen hatte, wanderten die überlebenden Bewohner dieser Stadt an die Ufer des Bieler Sees und gründeten auf den Trümmern der Stadt Neureux einen neuen Ort. Über dem Städtlein lag eine den Basler Bischöfen gehörende Burg, Schlossberg genannt, heute eine stattliche Ruine. 1312—1318 befestigten die Bischöfe das Städtchen, welches von nun an „die neue Stadt“, La Neuveville genannt wurde, und der mächtige Bischof Gerhard von Wippingen (Wuipens) verlieh ihm gleiche Rechte wie Biel. Aus jener Zeit stammt noch das auf unserm Bilde im Hintergrunde sichtbare Stadttor „Porte du marché“, allerdings nur in seinen untern Teilen; im 16. Jahrhundert wurde der Turm erhöht, mit dem schlanken Helm versehen und reich bemalt. Auch die Anlage der Marktgasse, sowie die Grundrisse der Häuser stammen noch aus dem 14. Jahrhundert.¹ Es sind Einfamilienhäuser, die für Winzer gebaut wurden. Propper sagt a. a. O.: „Je zwei Häuserreihen, deren Fronten Strassenseiten bilden, schliessen mit den Hinterfassaden ein 1 m bis 1,30 m breites Gässchen ein, in dessen Grunde ein in Quaderstein ausgeführter Wassergraben zur Entfernung der Abfallstoffe und Abwässer dient. Von der Strasse aus vermittelt ein 2 m bis 2,5 m breiter Torbogen mit einer kleinen Türe in den Torflügeln den Zugang zur Trülle, zu dem dahinter gelegenen Keller und zu der geradläufigen Blockstufentreppe, die nach den oberen Geschossen mit Wohnstube, Küche und den darüber gelegenen Schlafkammern emporführt.“ An beiden Enden der Strasse steht je ein grosses Brunnenbecken mit feingliederter reich bemalter Säule, auf der das trefflich gearbeitete Standbild eines geharnischten Kriegers steht. Die Brunnen, „Les Jaquemarts“, sind in edeln Renaissanceformen gehalten und stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts vielleicht von der Hand des Meisters Michel Wumard (Voumard), der den schönen Brunnen auf dem Ring zu Biel erstellte (siehe Band I, Tafel 67 und 68).

Im Vordergrund unseres Bildes steht der Schützenbrunnen. Zu Füssen der trotzig Kriegergestalt kauert ein kleiner Löwe mit Arquebuse, eine bei den schweizerischen Schützenbrunnen öfters vorkommende Darstellung (vgl. den Schützenbrunnen zu Bern, Band I, Tafel 1). Der unterste viereckige Teil der Brunnen säule zeigt in Flachrelief das Bild einer Stadt mit Zinnenmauern, Türmen und Giebelhäusern. Hübsch sind auch die Röhren des Brunnens mit den reichen Schmiedearbeiten. An dem kleinen Troge ganz im Vordergrund bemerkt man ausser zwei Wappenschilden und einem rechteckigen Felde mit Skulpturen die Jahreszahl 1670 in Reliefdarstellung; alles aber fast bis zur Unkenntlichkeit zerstört.

¹ Vgl. hierüber den Artikel von E. J. Propper im Schweizer Kunstkalender für das Jahr 1905, Seite 15 und 16.



Tafel 2. Eines der eigenartigsten Städtchen nicht nur des ganzen Seelandes, sondern überhaupt der Westschweiz, ist das in der Ebene der Zihl (Thielle) etwas oberhalb ihres Einflusses in den Bieler See im Kanton Neuenburg gelegene Landeron (deutsch Landern). Der ganze Ort besteht in der Hauptsache nur aus einer marktartig erweiterten Strasse mit zwei flach geschnittenen Baumreihen in der Mitte. An den beiden Enden dieser Marktstrasse steht je ein schöner Renaissancebrunnen, am Nordende auch noch das eine der beiden Stadttore, während beim südlichen Ausgang nur ein etwas modernisierter Turm von der Torbefestigung übrig geblieben ist. Das Bildchen unten links auf der Tafel stellt einen Teil der Strasse mit dem einen der Brunnen im Vordergrund dar, am Ende sieht man an der durch malerisches Vorrücken der Häuser gebildeten Verengung das gut erhaltene Stadttor mit grossem Zifferblatt und schlankem im untern Teile mit Ziegeln (Biberschwänzen), in der obern Hälfte mit Schindeln eingedecktem vierseitigem Spitzhelm. An der Feldseite des Torturmes befindet sich über dem Torbogen das auf der Tafel abgebildete Wappen von Landeron.

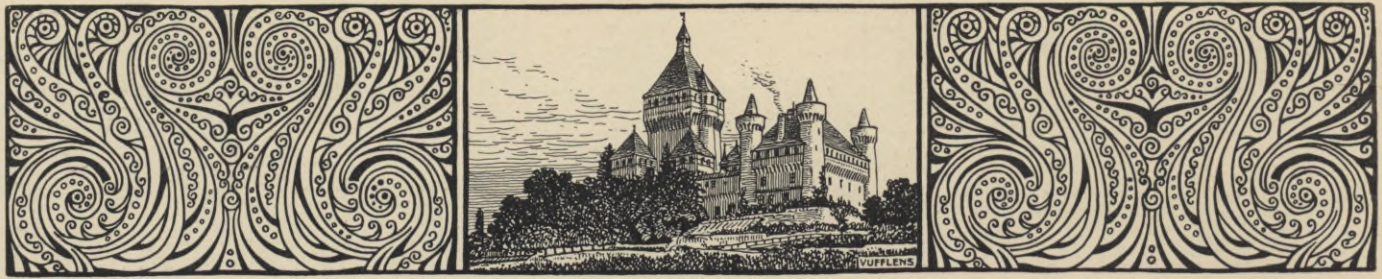
Die Häuser sind die typischen Seelandhäuser mit hohen schmalen Fassaden, die teils die Traufseiten der Strasse zukehren, teils mit sehr weit vorspringenden abgewalnten Giebeldächern bekrönt sind. Diesen letzteren Typus zeigt in schönster Weise der stattliche Bau des Rathauses, eines Kleinodes altbürgerlicher Baukunst im Schweizerland.¹ Die Fassade ist wie allenthalben im Seeland in sichtbaren Quadern des gelben Hauterive-Steines aufgeführt. Das spitzbogige Hauptportal mit dem Schutzdächlein darüber führt in die Vorhalle einer Kapelle, deren hübsches Steinkreuzfenster auf der Tafel besonders dargestellt ist. Neben diesem Tor führt ein etwas niedrigeres rundbogig geschlossenes Portal zu einer geraden Steintreppe, auf welcher man zu dem im ersten Stockwerk gelegenen Ratsaal emporsteigt. Die ganze alte Ausstattung des 17. Jahrhunderts im besten Zustande erhalten, eine schöne gesprenkte Holzdecke und prächtiges Renaissancegetäfel von 1647 gibt es da zu bewundern, glücklicherweise nun vor den vielen Altertumsjägern und schmälichen Verkäufen sicher, die das einst an alten Innenräumen so reiche Seeland fast ganz ausgeraubt haben.

Zur Geschichte der Stadt Landeron wäre zu bemerken, dass dieselbe im Jahre 1325 von Graf Rollin von Neuenburg zum Schutze gegen die Übergriffe des mächtigen Nachbars, des Bischofs von Basel, gegründet wurde. Auf Anstiften des Bischofs wurde die junge Siedelung bald darauf von dem Grafen von Kyburg und den Bernern belagert, jedoch ohne Erfolg. Zum Lohne für die bewiesene Tapferkeit wurde der Ort zur Baronie erhoben und erhielt 1349 Stadtrecht. Als im Jahre 1476 Herzog Karl der Kühne von Burgund das Land überschwemmte und gen Murten zog, verteidigten die Bürger von Landeron den Zihlübergang gegen die Burgunder.

Im Gegensatz zu aller Nachbarschaft ist Landeron stets dem katholischen Glauben treu geblieben und bildet in dieser Hinsicht ein Unikum in der ganz protestantischen Gegend.

Tafel 3. Zwei alte Mauertürme der Städtchen Neuenstadt und Landeron zeigen die unten auf dieser Tafel befindlichen Abbildungen. Beide Türme stammen aus den Gründungsjahren der Städte, worüber wir oben des näheren berichtet haben. Zu Neuenstadt erhebt sich der aus mächtigen Quadern erbaute Rumpf des Turmes auf halbkreisförmigem Grundriss und trägt eine hohe mit Biberschwänzen (Ziegel) eingedeckte Haube. Die angrenzenden Häuser sind an die noch bestehende Stadtmauer gebaut und durchbrechen diese mit ihren Fenstern, wie man es oft bei alten Städtlein findet, die ihre einst nur dem Schutze dienende Befestigung in späteren Zeiten den Bedürfnissen des Lebens anpassten und einen stolzen Mauerturm bald in eine Scheune oder einen Stall, bald in ein Wohn- oder Gartenhaus verwandelten. Geradeso ist es auch in Landeron. Auf unserem Bildchen sieht man einen mächtigen quadratischen Mauerturm, an den sich die ganz mit Häusern überbaute Ringmauer anschliesst, vor der sich der ehemalige Graben heute als üppiges Gartenland ausbreitet, das Ganze ein köstliches Bild in seiner malerischen Gruppierung und den satten Farbentönen. Der kräftig gedrungene quadratische Mauerturm ist besonders bemerkenswert wegen der grossen spitzbogigen Blenden an den Feldseiten, auch die schlitzförmigen Schiesscharten sind noch wohl

¹ Die nachfolgenden historischen Angaben über die Bauten von Landeron, Erlach, Chavannes und Ligerz sind grossenteils dem Werke von E. J. Propper „Das alte Biel und seine Umgebung“, Text von Prof. H. Türler, entnommen, ebenso der Grundriss der Kirche von Ligerz auf Tafel 9, derjenige von dem Hause des Junkers von Ligerz (Tafel 10) entstammt einer Aufnahme von E. J. Propper in dem *Aufruf* „Das Bürgerhaus in der Schweiz“, herausgegeben im Auftrage des schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins.



erhalten. Der Turm stammt jedenfalls aus der Zeit um 1325, als Graf Rollin von Neuenburg das Städtlein Landeron gründete.

Im Birstal, nicht weit von Basel, liegt auf schroffem Jurakalkfelsen die gewaltige Burg Angenstein, auffallend durch ihren ungemein kräftigen Bergfried. Die mittelalterliche Feste liegt in Trümmern, spätere Zeiten haben kleinere Bauten an den mächtigen Kern der alten Anlage gesetzt, und das Ganze bildet heute ein höchst malerisches Konglomerat der verschiedensten Bauteile.

Die Burg war ein Lehen der Bischöfe von Basel.¹ 1320 hatte sie Graf Walraf von Thierstein, einer jenes mächtigen in der Schweiz und besonders im Elsass reich begüterten Geschlechtes zu Lehen. Er gab es den Schälern von Basel als Afterlehen, von welchen es an die Münch von Landskron kam. 1449 finden wir Wolfgang von Lichtenfels mit der Burg belehnt. Ein Wolfgang von Lichtenfels soll mit seiner Familie bei einem Brande des Schlosses umgekommen sein. Bis zum Jahre 1517 hatten es die Lichtenfelser zu Lehen, dann scheint das Schloss verbrannt zu sein und war vierzig Jahre lang Ruine, worauf es 1557 dem bischöflichen Kanzler Dr. jur. Wendelin Zipper zu Lehen gegeben wurde. Dieser baute das Schloss wieder auf, und seine Nachkommen besaßen es bis 1751, in welchem Jahre es durch eine Erbtöchter an Konrad von Grandvillers, bald darauf wieder durch eine Tochter an einen Herrn de Noël kam. 1798 kaufte es ein Ingenieur von Strassburg namens Kastner; dann wechselte es mehrmals als Besitz von Industriellen.

Besondere Beachtung verdienen die heute vermauerten frühgotischen, zu zweien und dreien gekuppelten, mit Spitzbögen geschlossenen Fenster am Bergfried. Zu erwähnen wäre auch, dass jetzt unter dem Schlosse ein Tunnel der Eisenbahnlinie Basel-Delsberg durch den Felsen führt.

Tafel 4, 5, 6. Am Südennde des Bieler Sees liegt am Abhang des Jolimont in wundervoller Lage das altersgraue Städtchen Erlach (französisch Cerlier). Mit seinem malerischen Schlossbau und den breiten Dächern der alten Häuser schmiegt es sich an die Hügelkette, umgeben von Weinbergen und Obstgärten, ein Idyll, das seinesgleichen sucht. Weithin schweift der Blick über den blaugrünen See zur baumbewachsenen St. Petersinsel und hinüber an das reiche Ufer mit den alten Städtlein und Landsitzen am Fusse der dunkeln Wand des Juragebirges.

Der mächtige Basler Bischof Burkhard von Fenis gründete Ende des 11. Jahrhunderts die Burg Erlach und machte das Städtlein zum festen Ort, welcher 1260 von Rudolf II. Stadtrecht erhielt.² Die Burg verblieb dem Geschlechte des Burkhard von Fenis, den Grafen von Neuenburg. Ein Zweig dieser Familie, die Grafen von Nidau, mussten 1265 die Burg von den Herzögen von Savoyen als Lehen annehmen. Nach dem Tode der Witwe des letzten Grafen von Nidau besetzte Graf Amadeus von Savoyen 1395 Burg und Herrschaft Erlach und liess sie von Kastellanen verwalten. Im Jahre 1406 kam Erlach als savoyisches Lehen an die Herren von Chälons. In den Burgunderkriegen wurde Stadt und Burg Erlach von den Bernern im Jahre 1474 erobert und kam als einzige Gebietserweiterung nach dem Kriege an die Stadt Bern, die in die Burg einen ihrer Bürger als Vogt setzte. Bis zum Jahre 1798 zählte man 65 Vögte, die hier residiert hatten. 1523 bis 1528 war der Dichter und Maler Niklaus Manuel Vogt zu Erlach. Noch heute blüht das alte Geschlecht von Erlach und zwar stammt dieser Zweig von den gräflich nidauischen Ministerialen ab, die, wie oben erwähnt, schon im 13. Jahrhundert auf der Burg Erlach sassen. Aber schon Ulrich von Erlach, der Vater des berühmten Rudolf, Siegers von Laupen, hatte zu Bern Burgrecht genommen. Das Wappen dieser Familie, welches in rotem Feld einen mit schwarzem Sparren belegten weissen Pfahl zeigt, sieht man öfters im Kanton Bern, so in der Stadt Bern an dem Hause Junkerngasse 25, welches wir im ersten Bande der altschweizerischen Baukunst auf Tafel 8 abgebildet haben. Eine besonders schöne Darstellung in prächtiger spätgotischer Steinplastik findet sich an einem Pfeiler der ehemaligen St. Antoniuskapelle des Berner Münsters (siehe die Abbildung auf Tafel 4). Diese Arbeit stammt aus der Zeit um 1508 und ist für den am 18. November 1507 gestorbenen Berner Schultheissen Ritter Rudolf von Erlach, Herren zu Spiez, errichtet worden. Er war 1471—1474 letzter Vogt zu Erlach im Namen des Hauses Chälons, hierauf erster

¹ Die näheren Angaben über die Geschichte des Schlosses Angenstein verdanke ich der liebenswürdigen Mitteilung des Staatsarchivars von Bern, Herrn Prof. Dr. H. Türlér.

² Vgl. den Artikel von H. Türlér im Schweizer Kunstkalender für das Jahr 1906. Seite 6.



Vogt der Stadt Bern, 1478 ward er Mitglied des Rates und 1479 zum ersten Male Schultheiss; während des Schwabenkrieges führte er die Berner beim Zuge ins Hegau und in der Schlacht bei Dornach an.¹

Das obere Bild auf Tafel 4 zeigt das Schloss Erlach mit seinem mächtigen Rundturm, welcher einst den Eingang in die Burg verteidigte und jetzt als Archiv dient. Das rechts anschliessende Herrenhaus hat seine heutige Gestalt zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten und ist mit den übrigen Gebäuden nunmehr Sitz der Bezirksbehörden und beherbergt ausserdem noch eine Zwangserziehungsanstalt für Knaben. Rechts neben dem Herrenhaus sieht man die Rückseiten der Häuser an der Junkerngasse mit ihren grossen, flachen Dächern, in der Ferne im See die dunkeln Baumkronen der St. Petersinsel, heute mit dem Ufer durch die sumpfige Landzunge des Heidenbodens verbunden, welcher bei der Tieferlegung des Seespiegels gelegentlich der Korrektur der Juragewässer Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts zutage trat.

Ein stattliches, sehr charakteristisches Bernerhaus steht im Vordergrund des untern Bildes der Tafel 4. Über der mächtigen Ründi des vorn abgewalmtten Daches bauen sich die Häuser der Hohen- oder Junkerngasse auf, links noch die Dachformen des Schlosses sichtbar lassend. Diese Junkerngasse (Tafel 5 und 6), die auch Schlossgasse² genannt wird, ist der Typus einer mittelalterlichen Strasse in der Westschweiz und in seltener Vollkommenheit erhalten, denn nicht nur die Häuser selbst sind alte, meist gotische Bauten, sondern auch das Feldsteinpflaster mit den drei Rinnen in der Fahrbahn ist noch das ursprüngliche; vor den Lauben der Häuser liegen die Dünger- und Kehrlichthaufen, alles so, wie wir es in den alten Berichten über die mittelalterlichen Schweizerstädte, z. B. Bern, lesen. So mögen im 15. Jahrhundert zum grossen Teile die Gassen Berns ausgesehen haben, nur teilweise breiter und mit höheren Häusern. Wie in Bern finden sich hier in Erlach im Erdgeschoss der Häuser tiefe Laubengänge, die der Steigung der Strasse folgend in aufsteigender Überhöhung aneinander gereiht sind. Sämtliche Häuser bestehen ausser dem Erdgeschoss nur aus einem Stockwerk. Ersteres enthält den Kramladen, der vom Gang, der seinerseits durch ein gotisches Portal in die Laube führt, zugänglich ist. Hinter dem Kramladen liegt der Keller, neben dem eine gradläufige Treppe zum oberen Stockwerk emporführt, welches ein oder zwei Wohnstuben nach der Strasse zu enthält und ebenso viele Schlafkammern nach der Rückseite, dem ehemaligen Wallgraben, dort hinaus meist mit einer Holzgalerie versehen. Zwischen dem Wohnzimmer und den Schlafstuben liegt die von ersterem Zimmer her beleuchtete Küche, welche nach burgundischer Bauweise selbst kein Fenster hat und vielleicht früher durch einen Bohlenkamin beleuchtet wurde (siehe Tafel 40), wie es heute noch die gotischen Häuser in Freiburg, Moudon und anderwärts in der Westschweiz zeigen (siehe Band I, Tafel 77 und 87). Der niedere Dachraum ist durch eine Leiter zugänglich und entbehrt jeglicher Lichtöffnung. Interessant ist die Ausbildung der Wohnstubenfenster (Tafel 6), welche zu dreien bis sechsen gekuppelt sind und hübsche gotische Profilierungen aufweisen. Diese Häuser sind vielleicht die ältesten Steinhäuser im Kanton Bern und scheinen aus dem 15. Jahrhundert zu stammen, aus derselben Zeit, in welcher die prächtigen gotischen Häuser in Freiburg (Band I, Tafel 77 ff.) erbaut wurden. Gleichaltrig oder einige Jahrzehnte jünger mag das Rathaus in Erlach sein, von dem eine Fensterreihe unten links auf Tafel 6 zur Darstellung gelangt.

Den Blick aus dem Rathausbogen, durch den die Strasse nach der Junkerngasse führt, zeigt das kleine Bildchen, welches nach einem Gemälde von Paul Robert aus dem Jahre 1873 gezeichnet ist.³ Die Häusergruppe, welche man über der sogenannten Lochmauer erblickt, wurde 1880 abgebrochen, da verschiedene Risse und Baufälligkeiten den Abbruch eines der Häuser erheischte und die übrigen nun auch mehr oder weniger darunter litten. Das Haus mit dem runden Treppenturm ist das Provisorenhaus, es war bis 1838 Schulhaus, dann Armenhaus. Der niedrige Bauteil rechts daneben ist der Rest des uralten Zeitturms, der 1840 abgebrochen wurde, da ein an ihn vom sogenannten Loch, dem Stadtteil unten rechts an der Mauer, hinaufgebautes Haus eingestürzt war, worauf er mächtige Spalten warf, so dass sein Einsturz drohte. Die Sache kam aber nicht zur Ruhe und so legte man später die ganze Baugruppe nieder.

¹ Türlin a. a. O. Seite 12.

² Vgl. den Artikel von E. J. Propper im Schweizer Kunstkalender für das Jahr 1905. Seite 12 und 13.

³ Aus E. J. Propper. Das alte Biel und seine Umgebung. Seite 35.



Eine hübsche spätgotische Fensterreihe aus Neuenstadt (Neuveville) ist unten rechts auf der Tafel dargestellt. Interessant ist die sehr reiche Profilierung, welche an ähnliche Bildungen in Genf (Tafel 47), Moudon (Band I, Tafel 87) und andern Orten der Südwestschweiz erinnert.

Tafel 7. Im Anschluss an die gotischen Fenster aus Erlach bringen wir hier drei weitere Beispiele spätgotischer Fensterausbildungen von schweizerischen Wohnbauten. Die Fenster des gotischen Hauses sind in der Schweiz meist zu mehreren, zwei bis acht, aneinander gereiht, der Zwischenraum zwischen den einzelnen Gruppen ist oft nur sehr schmal und wird deshalb als kräftiger Pfeiler ausgebildet, dem häufig im Innern noch eine Säule vorgelegt wird, die die Mauerlast auf Bögen aufnimmt. Ein ähnliches Prinzip im Aufbau zeigen auch die rheinischen Wohnbauten, wo besonders in Köln ganz hervorragend prächtige Beispiele der Art erhalten sind. Die ältesten Beispiele der Schweiz besitzt die Stadt Freiburg (siehe Tafel 11 und Band I, Tafel 77—80), von denen wir die Fensterreihe eines Hauses in der Rue de la Samaritaine abbilden (Abbildung des ganzen Hauses Band I, Tafel 78). Diese prächtigen Fenster sind in den Stürzen mit reichen Blendmasswerken verziert, deren Muster in jedem Felde wechseln. Das Haus, von jeher eine Gerberei, wird 1449 zuerst erwähnt und jedenfalls stammen aus dieser Zeit auch die Fenster, denn das Haus ist ganz intakt erhalten. Um einige Dezennien jünger ist wohl das unten links auf der Tafel wiedergegebene dreiteilige Fenster, welches sich in dem engen Hofe der Staatskanzlei zu Bern befindet. Vielleicht ist es erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. Interessant sind die drei Wappenschilder, die leider ihrer Skulpturen beraubt sind, möglicherweise aber waren sie auch nur bemalt.

Zwei Beispiele reicheren spätgotischen Fensterbaues bringen wir aus Stein am Rhein. Zunächst aus der Abtstube des berühmten Klosters St. Georgen (siehe Band I, Tafel 39) eine Fenstergruppe mit besonders schöner Fenstersäule, oder vielmehr Fensterpfosten, denn hier ist nicht eine freistehende Säule vor dem Fensterpfeiler angebracht, wie dies später meist geschah (Beispiele solcher Säulen in Band I, Tafel 31, 63, 90), sondern der Pfeiler selbst ist mit reicher, noch ganz gotischer Profilierung als tragende Säule ausgebildet. Ein Stück der prächtig geschnitzten und reich bemalten gotischen Decke ist auf dem Bilde noch sichtbar. Mit Vorliebe hat man in spätgotischer Zeit und noch lange bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, aber wohl nur selten vor dem Jahre 1500 (ein Beispiel dieses selteneren Vorkommens ist das eine Fenster in der Junkerngasse zu Erlach aus dem 15. Jahrhundert, welches auf Tafel 6 abgebildet ist) beim Aneinanderreihen der einzelnen Fensteröffnungen die mittelste derselben überhöht, wie es die hübsche aus dem Jahre 1517 stammende Fensterreihe von dem ehemaligen Gredhause (Stapelhaus) zu Stein am Rhein zeigt. Die hohen, schmalen Fenster sind hier noch durch einen Horizontalbalken in sehr gefälliger Weise geteilt.

Tafel 8, 9, 10, 11. Das untere Bild auf Tafel 8 stellt ein prächtiges Herrschaftshaus dar am Ufer des Bielersees in Chavannes (deutsch Schaffis oder Schafis). Seine heutige Gestalt erhielt das Haus um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Leonhard Engel, Seckelmeister der Stadt Bern. In der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts finden wir Junker Vinzenz von Ligerz in seinem Besitze. Der Reihe nach besaßen es dann Junker Franz von Ligerz, 1629 dessen Schwiegersohn Junker Franz Rudolf von Erlach, Herr zu Bümpliz, Junker Johann Rudolf von Erlach, 1679 Daniel Engel, 1682 dessen Sohn Daniel, 1726 Oberst Johann Berset, Schwiegersohn des Daniel Engel, 1790 Jean Jacques Gross, Pfarrer in Tess, 1794 Ludwig Kirchberger von Bonmont, sodann dessen Bruder Rudolf von Kirchberger von Muri, der das Gut 1830 an Jakob Teutsch von Ligerz verkaufte. Seit 1888 ist des letztern Neffe, Jakob Teutsch in Ligerz, Eigentümer.

Ganz besonders vorbildlich sind die schönen Dachformen, die in harmonischster Weise mit dem flotten Turmhelm zusammenkomponiert sind. Die Lage des Hauses an der ansteigenden Berglehne, umgeben von Obstbäumen inmitten üppiger Weinberge, ist ungemein reizvoll, weit schweift der Blick aus den Fenstern über die blitzende Seefläche hinüber ans andere Ufer mit den blinkenden Häusern und dem Schlosse von Erlach bis zu den weissen Bergriesen der Berner Alpen.

Dicht bei dem hauptsächlich aus dem beschriebenen Herrschaftshause bestehenden Chavannes liegt das alte Dorf Ligerz (französisch Gléresse). Es ist ein langgezogenes Strassendorf, dessen Häuser parallel der am Bieler See entlang ziehenden Strasse Biel-Neuenburg angeordnet sind, hinter diesen Häusern und der steil ansteigenden Berglehne der Jurawand nur noch mit einem schmalen, mehrfach mit Holzlauben



überbrückten Gässlein. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Ligerz fast ausschliesslich französisch gesprochen, heute ist das Dorf ganz deutsch, während Chavannes und vor allem Neuenstadt schon ganz im französischen Sprachgebiet liegen. Die Ligerzer Weinberge gehören zu den besten am Bieler See und hier wie in dem benachbarten Twann (Tafel 12, 13, 14) lebt fast die ganze Bevölkerung vom Weinbau. Unsere Tafeln bringen die verschiedensten Motive aus dem an guten Altbauten reichen Orte. Zunächst auf Tafel 8 eine besonders durch ihre malerischen Dachbauten sehr interessante Häusergruppe, die zum Teil noch, wie es an dem mit der Dachgaube versehenen Hause deutlich sichtbar ist, mit alten Malereien in Rankenwerk verziert ist. Diese Fassadenmalereien, meistens nur in einem stumpfen, zu dem weissen Putz sehr gut stimmenden Rot ausgeführt, umgeben als einfaches Linienwerk die Fenster und beleben in ihrer ursprünglichen Anspruchslosigkeit aufs reizvollste die alten Häuser, welche sonst an Zierformen höchstens einige Profilierungen an den Fenstergewänden aufweisen. Am schönsten sind hier, wie ja immer in der Schweiz, die Dächer. Diese riesigen, bräunlichroten Dachgebilde mit ihrem grünlichen oder gelblichen Moosanflug gehören zum herzerquickendsten, dem der Freund volkstümlicher Bauweise begegnen kann, sie bilden eine eigene Poesie in dem an Naturschönheiten und urwüchsigen Kunstäusserungen wahrlich nicht armen Lande. Man sehe sich einmal nur daraufhin unsere Bilder, auch die der ersten Mappe, an, und man wird staunen über diese Fülle von Lösungen und prächtigen Formen, die schon eine so beschränkte Sammlung birgt.

Hoch oben über diesen heimeligen Dächern thront am Bergeshang, ganz in Weinberge gebettet, die alte Pfarrkirche von Ligerz, nächst der Benediktenkirche zu Biel (Band I, Tafel 67), das interessanteste Gotteshaus des bernischen Seelandes. Schon lange vor dem 15. Jahrhundert stand hier oben in den Weinbergen eine Wallfahrtskapelle, zu der von Klein-Twann ein Pilgerweg hinaufführte. Erst im Jahre 1447 wurde diese Kapelle zur Pfarrkirche erhoben, vorher war die Gemeinde nach Tess eingepfarrt und nur wenige Messen wurden in der Bergkapelle von Ligerz gelesen. Der Pfarrer von Tess willigte aber erst nach schwerer Abgabe seitens der Gemeinde in die Erhebung der Kapelle zur Pfarrkirche ein, nämlich nachdem ihm eine jährliche Rente von sechs Säumen Wein zugesichert wurde. Das waren noch vortreffliche Zeiten für die ehrwürdigen Pfarrherrn!

Die Kirche, wie sie heute dasteht, ist ein Werk des 15. Jahrhunderts, nur der untere Teil des starken, an der Nordseite des Chores stehenden Turmes scheint dem 14. Jahrhundert anzugehören. Im Jahre 1481 hängte man die Glocken auf; aus dieser Zeit stammen wohl auch die Fenster der Glockenstube, die man von weitem gesehen für romanische Schallöffnungen halten könnte, bei näherer Betrachtung aber ihre spätgotische Herkunft nicht verleugnen. Der schön geschweifte, hohe Turmhelm ist mit zum Teil farbig glasierten Ziegeln (Biberschwänzen) eingedeckt, ebenso Chor und Schiff, die auch dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören. Im Innern ist noch viel von der alten Ausstattung erhalten, so prachtvolle Glässcheiben von 1523, schönes Renaissancegetäfel und Tischlerarbeiten des Abraham Gaberel von Ligerz, wie die Chorstühle von 1669 und die Kanzel, ferner der Kirchenstuhl des Landvogtes Daniel Engel von 1685 und eine Tafel mit den zehn Geboten.

Das interessanteste all der vielen alten Häuser in Ligerz ist der ehemalige Edelsitz der Junker von Ligerz (Sires de Gléresse). Unsere Tafel 10 gibt oben die Südostansicht des prächtigen Gebäudes wieder, während unten links der lustige Eckerker besonders dargestellt ist, ebenso ein Fenster mit der für das Seeland charakteristischen Profilierung und den gedrückten Halbrossetten in den Stürzen. Das Haus stammt aus dem Jahre 1549 und war Sitz des in Ligerz und Neuenstadt reich begüterten Geschlechtes, welches später in Bern, Freiburg und Pruntrut ansässig war. Bis zum Jahre 1814 im Besitze dieser Familie, wurde es damals von den beiden letzten ihres Stammes dem Johanniterkomtur Johann Baptist Ignaz und Rupert Maria Januarius von Ligerz verkauft. Die prachtvolle Inneneinrichtung ist leider schon vor Jahren verkauft worden; das Berner historische Museum besitzt auch einige Teile derselben. Das Haus hiess früher kurz „der Hof“, „la porte“. An der Fassade finden sich noch Reste alter Fassadenmalereien, so in grossem Massstabe das Wappen derer von Ligerz: in weissem Felde drei grüne, gestielte Kleeblätter auf rotem Dreiberge, darüber eine Baronenkrone. Von einem andern 1559 erbauten Hause, welches dem Edelknecht Rudolf von Ligerz gehörte und 1574 vom Rate der Stadt Bern zuhanden der Karthause Thorberg gekauft wurde, bilden wir auf Tafel 10 ein interessantes, an einem Treppenturm befindliches Portal ab. Dieses Haus



liegt mit der Seite, an der sich der Treppenturm befindet, an einem der oben erwähnten schmalen Gässlein, über welches hinweg früher wie noch heute an manchen Häusern in Ligerz eine Holzlaube in das gegenüberliegende Haus führte. Dieses letztere Haus hat in seinem ersten Stockwerke das hübsche Fenster mit der Jahreszahl 1605, welches wir auf derselben Tafel wiedergegeben haben.

Die zwei prächtigen gotischen Fenster aus Freiburg sind charakteristische Beispiele der reichen Ausbildung, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Häuser der begüterten Freiburger Bürger erhielten. Das eine der Fenster befindet sich an dem Hause Rue de la Neuveville Nr. 92, welches wir im ersten Bande der altschweizerischen Baukunst auf Tafel 77 mit seinen Nachbarhäusern abgebildet haben. Ebendort auf Tafel 79 findet sich eine Ansicht des Hauses Place du Petit-St. Jean, von welchem das Fenster links unten auf unserer Tafel stammt.

Tafel 12, 13, 14. Diese drei Tafeln bringen Ansichten aus dem alten Dorfe Twann (französisch Douanne), am Ufer des Bieler Sees, ein halbes Stündchen unterhalb Ligerz. Es liegt etwas ungewöhnlich Anheimelndes über den breiddachigen, behaglichen Häusern dieses wie seine Nachbarorte Tüscherz, Ligerz und Chavannes in Weinberge und Obstgärten gebetteten, von den fernen Berner Alpen überschienenen Örtchens. Der See, auf dem sich Wasserhühner und Wildenten schaukeln, bespült die Gemüsegärten, die sich breit an die sonnige Südseite der Häuser legen. Weinranken und mächtige, alte Maulbeerspaliere umspinnen die alten Fassaden, brennendrote Geranien und stark duftende Nelkenbüsche umblühen üppig die oft zierlich profilierten Fenster. Riesige, von langen Strebern gestützte Dachüberstände und malerische, sonderbar gestaltete Dachgauben mit ihren alten Aufzügen beleben die breiten Dachlinien und werfen kräftige Schlagschatten auf die freundlich geweißelten Mauern, die hie und da noch Reste alter Malereien aufweisen. Ein gedrungener Kirchturm mit langgestieltem Windfähnchen ragt lustig aus einem Wald von Obst- und Nussbäumen hervor und an vielen Strassenecken plätschern muntere Brunnlein, den Wasserreichtum des Gebirges freigebig spendend. Es ist wohl kaum nötig, im einzelnen die Reize der verschiedenen dargestellten Bauten zu erwähnen, die Bilder sprechen sicherlich mehr als viele Worte für die urwüchsig bodenständige Kunst, die uns in den schlichten und doch so sehr lehrreichen Häusern dieses stillen Seestädtleins entgegentritt. Da ist alles Harmonie, nichts stört da, trotz der oft so mannigfachen Zwecke, denen die Bauten dienen. Wie fein ist beispielsweise an dem auf Blatt 14 dargestellten Hause die Dachgaube in den Körper des Daches hineingesetzt, wie der Treppenaufgang so ursprünglich und selbstverständlich, wie prächtig das gewaltige Giebeldach unten auf Tafel 13. Das sind Vorbilder für unsere Baumeister, da kann man lernen, was praktisch und zugleich schön ist, ohne „verziert“ zu sein.

Tafel 15. Am Ausfluss der Zihl (Thielle) aus dem Bieler See liegt das malerische Städtchen Nidau mit seinem turmbewehrten Schlosse. Bis zur Kanalisation und den grossen Flussregulierungen der Aare und Zihl wurde die Stadt von mehreren Wasserarmen durchzogen, die heute verschwunden sind. Auch das Schloss hat viel von seiner imponierenden Lage verloren, indem die es ehemals umgebenden Kanäle zum Teil zugeschüttet sind, und eine malerische Holzbrücke, die zum Eingang führte, abgebrochen wurde. Immerhin ist auch heute noch das Schloss ein stolzes Bauwerk, das, wie überall in der Westschweiz, besonders durch seine schönen Dachformen wirkt. Schon im Jahre 1196 stand das Schloss und der mächtige Donjon, sowie mehrere der das Schloss umgebenden Ringmauertürme dürften wenigstens teilweise aus dieser Zeit stammen. Einer dieser Türme steht schief infolge der Senkung des Pfahlrostes, auf welchem das Schloss wegen des sehr sumpfigen Bodens gebaut wurde. Diese Senkung des Rostes hängt auch mit der Kanalisation und der Tieferlegung des Seespiegels zusammen, weil das Grundwasser dadurch gefallen ist, was sich auch in der Stadt Nidau durch Schiefwerden des Kirchturmes zeigte. Die grosse Korrektur der Juraseen hat eben leider neben den grossen Vorteilen, die sie brachte, auch rechte Übelstände gezeitigt. Man denke nur an den riesigen Rückgang des Fischbestandes in den Seen, sowie der landschaftlich sehr wenig schönen, kahlen Geröllufer an vielen Stellen und vor allem an das traurige alte Aarebett bei Aarberg. Der Künstler und Naturfreund bedauert jedenfalls diese volkswirtschaftlich ja äusserst wichtige Tat lebhaft, da auch viele der so ursprünglichen Möser trocken gelegt wurden und mit ihnen eine Menge der charakteristischen und sonst sehr seltenen Pflanzen entweder ganz oder fast ganz verschwunden sind, wie beispielsweise die prächtige



Sommerknotenblume oder Riesenschneeglöckchen (*Leucjum æstivum*) in den Zihlwiesen bei Landeron und viele andere. In diesen Sumpfwiesen am Nordostende des Sees wurde also Schloss Nidau erbaut und 1338 von dem 1339 bei Laupen gefallenen Rudolf von Nidau erneuert. 1375 fand der letzte Spross der Grafen von Nidau im Kriege gegen die Gugler den Tod. Das Schloss kam dann an die Grafen von Kyburg und 1388 mit der Stadt Nidau an Bern, das einen Landvogt hineinsetzte. Im Schlosshofe stehen auf einer Tafel im Laubengange die Namen sämtlicher hier bis 1798 regierenden Vögte. Im Jahre 1800 verpachtete die helvetische Regierung das Schloss an den Tabakfabrikanten Abraham Köhli, der eine Tabakfabrik darin errichtete. 1803 wurde es wieder von der Regierung zu Verwaltungszwecken benutzt und Sitz eines Oberamtmannes. Die Wappen links auf der Tafel sind die der alten Grafen von Nidau, Stadtwappen von Nidau und das Bernerwappen.

Ein hübsches Bauernhaus aus Nidau mit grossem Dach und Laube an der einen Langseite zeigt das untere Bild. An der Giebelseite ist das Dach abgewalmt und hat einen halbkreisförmigen mit Brettern verschalten Überstand, eine sogenannte Ründi, die in der Westschweiz, speziell im Kanton Bern, als äusserst wirkungsvolles Motiv seit dem 17. Jahrhundert sehr beliebt ist und ausserordentlich häufig angetroffen wird.

Tafel 16 und 17. Wohl in keinem andern Lande gibt es so prächtige Holzbrücken wie in der Schweiz, obwohl der immer noch recht stattliche Bestand von Jahr zu Jahr mehr gelichtet wird. Haben wir doch erst dieses Frühjahr den Abbruch der malerischen Reussbrücke zu Bremgarten erleben müssen (Band I, Tafel 37), und was wird ihr noch alles folgen? Wohl um die meisten ist schon wegen Abbruches gestritten worden und leider lässt sich nur selten eines der von der verkehrsdurstigen Mehrheit bedrängten Bauwerke vor dem Untergang retten. Schon in Band I haben wir einige der stattlichsten dieser Holzbrücken abgebildet, so ausser Bremgarten die Kapell- und Spreuerbrücke in Luzern (Tafel 27, 28) und die alte Bernbrücke zu Freiburg (Tafel 70), diesmal bringen wir eine der ältesten und schönsten aus dem Kanton Bern, die Brücke zu Aarberg. Leider muss von vornherein gesagt werden, dass die Brücke heutzutage lange nicht mehr den Eindruck machen kann wie früher, als sie noch über die mächtig einherziehende grüne Aare ihre braunen Holzjoche spannte. Nur ein verschwindend kleiner Teil der Wasserfülle des prächtigen Stromes geht heute seinen alten Weg am hochgebauten Aarberg vorbei und unter seiner auf mächtigen Steinpfeilern ruhenden Holzbrücke. Die Hauptmasse des Wassers fliesst jetzt durch den neuen Hagnekkanal, oberhalb der Stadt abgeleitet in den Bieler See. Aber immer noch prächtig ist der Anblick des so malerisch mit Schloss, Kirche und Brücke aufgebauten Aarberg, ein echt schweizerisches Städtebild des Mittellandes. Die Stadt wurde früher von zwei Aarearmen umflossen, deren schwächerer heute ganz trocken gelegt und in fruchtbares Gartenland umgewandelt ist. Die über diesen ehemaligen Flusslauf führende untere Brücke ist verschwunden, an ihrer Stelle führt ein moderner Steinbau in das nur aus einer sehr breiten marktartigen Strasse bestehende Städtlein. Am obern Ende dieser mit freundlichen Häusern bestandenen und durch laufende Brunnen belebten Strasse liegt links die Kirche und das alte Schloss, welches in seiner heutigen Gestalt aus dem 16. Jahrhundert stammt. Dann verengt sich plötzlich die Strasse, und man betritt das Halbdunkel der mächtigen Holzbrücke, eines Kleinodes altschweizerischer Zimmermannskunst. Auf Tafel 17 sind einige Einzelheiten der Brücke wiedergegeben, die mehr wie alle Worte für die Tüchtigkeit und Kunst des alten Zimmermeisters Christian Salchli reden mögen. Die in einen mächtigen Unterzugsbalken eingehauene Inschrift besagt: HER (so) PETER BÜCHER VOGT ZÜ ARBERG MEISTER CHRISTAN (so) SALCHLI WÆRCHMEISTER ANO (so) 1568, darunter das Zimmermannszeichen Salchlis. Die ganze Arbeit trägt noch gotischen Charakter sowohl in den Profilierungen und den Ziermotiven, Wappenschildern usw., als auch in der Konstruktion besonders der Dreiecksverbindungen mit den sorgfältigen Schwalbenschwanzüberblattungen. Vor einiger Zeit glaubten die Aarberger, sie seien es der Zeit des Verkehrs schuldig, sich ihrer altherwürdigen Holzbrücke zu entledigen. Der geplante Abbruch wurde noch einmal verhindert, aber definitiv gesichert ist die Brücke noch nicht. Wird der Ansturm der Abbruchshelden ein zweites Mal auch wieder zurückgeschlagen werden? Was eigentlich diese Leute bezwecken, bleibt dem vernünftig darüber Nachdenkenden vollständig rätselhaft, denn die Brücke ist ungeheuer solid gebaut, was jeder Architekt sofort bestätigen kann. Dem Verkehr genügt sie auch in der ausgiebigsten Weise. Ich bin zu wiederholten Malen



längere Zeit in Aarberg gewesen und habe öfters mehrere Stunden auf der Brücke mit Zeichnen und Schauen zugebracht, währenddessen kamen grosse Lastwagen und hochbeladene Fruchtwagen, denn es war gerade Erntezeit. Alles ging ganz vortrefflich vonstatten. Wenn doch nur endlich einmal die Bürger dieser kleinen alten Städtchen einsehen wollten, dass gerade die Zeugen einer grösseren alten Zeit es sind, die ihnen den Charakter einer Stadt verleihen, dass es eigentlich nur diese alten Bauwerke sind, denen sie es zu verdanken haben, dass man draussen in der grossen Welt sie, die kleinen, beachtet und rühmt als besuchenswert. Solche alte Bauten sind ein grosser Reichtum dieser Städte, den sie vor den glänzendsten Weltstädten voraushaben, und eine grosse Torheit ist es, sie zu zerstören. Gibt es doch leider schon manchen Ort, der durch die Vernichtung alter sehenswerter Bauten, seien es nun Tore, Türme, Häuser oder Brücken, auf das Niveau eines Dorfes herabgesunken ist. Zu alledem kommt dann noch der unschätzbare ästhetische Wert, den unsere alten Kulturdenkmäler für jeden besitzen, auch für den Unempfänglichsten, es geht immer ein Stück Heimat und Vaterland mit ihnen dahin.

Über die Geschichte von Aarberg wäre mitzuteilen, dass die Stadt 1220 von den Grafen von Neuenburg gegründet wurde. Bei der Teilung der Länder des Hauses Neuenburg durch Graf Ulrich, erhielt sein Sohn 1267 die Herrschaft Aarberg, nach welcher er und seine Nachkommen sich Grafen von Aarberg nannten, Graf Peter verkaufte 1351 das Schloss der Stadt Bern, die später auch die zugehörige Herrschaft erwarb und eine Landvogtei daraus machte. In den Jahren 1419, 1479 und 1656 verheerten furchtbare Brände die Stadt, worunter auch Schloss und Kirche stark litten, während die grosse Holzbrücke den letzten dieser Brände glücklich überstanden hat.

Tafel 18, 19, 20. Pruntrut (französisch Porrentruy) im französischen Sprachgebiet gelegen, ist die alte Hauptstadt des Elsgaues (Ajoie) des weit nach Frankreich und ins Elsass hineinreichenden nordwestlichen Teiles des Kantons Bern. Die Stadt ist reich an malerischen Strassenbildern und alten Baudenkmalern, von welchen das wohlerhaltene Schloss, ein ausgedehnter Gebäudekomplex mit mächtigen Türmen und gewaltigen Mauern, an erster Stelle genannt werden muss. Von den Bildern auf Tafel 18 ist besonders der hohe Rundturm rechts von grossem Interesse. Es ist dies der sogenannte „Rehfuss“ die Tour Réfousse (von refugium), der gallisch-römischen Ursprungs sein soll, was jedoch vielfach angezweifelt wird. Jedenfalls ist er von hohem Alter und zeigt grosse Ähnlichkeit mit mehreren andern sehr alten Schlosstürmen der Westschweiz, besonders mit den zwei mächtigen Rundtürmen zu Romont (Band I, Tafel 96), den Türmen zu Bulle (Tafel 34), Lucens und andern. Zu erwähnen wären auch die gut erhaltenen Verliesse, die sogenannten Sept Pucelles, von denen allerdings nur noch vier vorhanden sind. Der dicke Eckturm auf dem linken Bilde ist zum Aufstellen von Geschützen auf der Plattform eingerichtet. Man sieht deutlich die mächtige Brustwehr mit den grossen Schiesscharten. Diese Brustwehr ist aussen abgerundet, um ein Abgleiten der feindlichen Geschosse zu bewirken. Das kegelförmige Dach wurde im Kriegsfall abgenommen (vgl. die ähnlichen Türme zu Solothurn und Burgdorf, Band I, Tafel 12, 64, 65).

Als der Basler Bischof bei der Reformation 1528 Basel verlassen musste, verlegte er seine Residenz nach Pruntrut, dessen Schloss nun bis zum Anrücken der Franzosen im Jahre 1793 fürstbischöfliche Residenz war und öfters vergrössert und umgebaut wurde. Nach einem Brande im Jahre 1559, welcher einen grossen Teil der Innenräume zerstörte, wurde das Schloss von Fürstbischof Jakob Christoph von Blarer restauriert und luxuriös ausgestattet, aber im dreissigjährigen Krieg, der das Gebiet der Ajoie sehr verheerte, von den Schweden zum Teil niedergebrannt. Später wieder neu hergerichtet, ging die schöne innere Ausstattung in der Revolutionszeit ganz verloren.

Auf den beiden Tafeln 19 und 20 sind einige Ansichten aus der Stadt Pruntrut, sowie interessante Einzelheiten spätgotischer Bürgerhäuser dargestellt. Die Bauweise zeigt mancherlei Beziehungen zum nahen Elsass, besonders in den hohen Dächern, von welchen die oben auf Tafel 19 abgebildete Gruppe an der Rue de la Poste mit der Tour Réfousse im Hintergrund besonders reizvoll ist. In den Einzelheiten, vor allem der Ausbildung der Fenster und Portale findet man nahe Verwandtschaft mit dem jurassischen Hause und dem Seelande. Besonders reich ist die Stadt noch an malerischen Höfen mit Treppentürmen und an charakteristisch gestalteten Erkern, von welchen wir je ein Beispiel bringen. Der auf Tafel 20 abgebildete Hof dürfte vielleicht von der Familie der Sires de Gléresse erbaut worden sein (siehe Tafel 10 und die



zugehörige Erläuterung), die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Pruntrut kam und dort reich begütert war. Der hübsche rechteckige Erker befindet sich diesem Hofe gegenüber ebenfalls in der Rue de la Poste. Zwei interessante Fensterchen aus dem Pruntrut benachbarten St. Ursanne (siehe die drei folgenden Tafeln) zeigen dieselbe Profilierung mit Geissfluss wie die dargestellten Pruntruter Fenster; das eine hat eine Rosette im Sturz und am Horizontalbalken, ähnlich wie bei den jurassischen und besonders Seeländer Fenstern.

Die Geschichte Pruntruts ist eine sehr alte. Nach den einen soll es die Amagetobriga des Julius Cæsar sein, nach andern eine Gründung der Ragentrud, Gemahlin König Dagoberts I. (628—638). Wahrscheinlich erlosch im 15. Jahrhundert das Geschlecht derer von Pruntrut. Als Hauptstadt des Elsgaues (Ajoie) teilte es dessen Schicksale, indem es der Reihe nach zum Reiche Ludwigs des Deutschen, zum Herzogtum Elsass, zur Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard), dann zur Grafschaft Pfirt (Ferette) und dann wieder zu Mömpelgard gehörte. Rudolf von Habsburg erhob Pruntrut zur freien Reichsstadt. 1271 erwarb Heinrich von Neuchâtel, Bischof von Basel, die Ajoie, und 1528 verlegte der Basler Bischof wie oben schon erwähnt, seinen Sitz nach Pruntrut. So blieb die Stadt mit dem ganzen Elsgau im Besitze der Basler Fürstbischöfe bis zum Einmarsch der Franzosen im Jahre 1793, wo alsbald das Volk der Ajoie die raurakische Republik proklamierte mit der Hauptstadt Pruntrut, die aber bald an Frankreich kam. Dann wurde Pruntrut die Hauptstadt des Département du Mont Terrible, das 1800 dem Département du Haut Rhin angegliedert wurde. Im Wiener Frieden 1815 erhielt Bern als Entschädigung für den Verlust der Waadt und des Aargaus die Ajoie mit dem grössten Teile des ehemaligen Bistums Basel. Die Berner waren aber von dieser Gabe nicht sonderlich erbaut und sagten, man hätte ihnen den Keller (die Waadt) und die Kornkammer (den Aargau) weggenommen, um sie mit einer Dachstube zu entschädigen.

Tafel 21, 22, 23. In wildromantischem Felsentale des Schweizer Jura, dort wo der Doubs seinen nach Nordosten gerichteten Lauf plötzlich wendend in derselben Richtung, in der er gekommen, wieder zurückfliesst, liegt das altersgraue Städtchen St. Ursanne (deutsch St. Ursitz). Seine Lage ist einzigartig, aber nur von wenigen gekannt. Der Fremdenstrom, der alljährlich das Schweizerland überflutet, sendet auch nicht die kleinste Ader hier in diese idyllische Einsamkeit, nur hin und wieder kommt einmal ein Naturfreund oder Künstler, der von dieser Perle gehört hatte, hierher und wird erstaunt von dem hoch oben am Felsenhang gelegenen Bahnhof hinabsteigen und durch das alte niedrige Stadttor eintreten in das von hohen Felswänden überragte Bergstädtchen. Auf unsern Tafeln bringen wir ausser dem weiter unten noch näher zu besprechenden Kirchenbau einige Gebäudegruppen und einzelne Bauwerke, welche nur kleine Proben der Fülle malerischer Motive sein können, die hier zu finden sind. Das Städtlein ist noch ganz ummauert, nur durch seine glücklicherweise ganz erhaltenen Tore kann man hineinkommen. Besonders prächtig ist das Brückentor mit seiner malerischen Umgebung, alter aus dem Fluss aufsteigender, mit braunen Holzgalerien versehenen Häuser. Die alte Steinbrücke mit Kreuz und Nepomukstatue ist auch noch ganz intakt erhalten, unter ihren mächtigen Bögen fliesst klar das blaugrüne Gebirgswasser des Doubs dahin, das Ganze ein überaus reizvolles Bild in den wunderbar feinen Farbentönen des verwitterten flechtenbewachsenen Mauerwerks, der braunen teils bemoosten Dächer und den frischen Farben der umgebenden Natur. Von den beiden andern Toren, der Porte de Porrentruy im Westen und der Porte de Delémont oder St. Pierre im Osten bilden wir das letztere ab, und zwar zeigt unser Bild die Stadtseite mit den fest an den Turmkörper gebauten Häusern, ein wunderfeines Städtebildchen. Das Tor, wohl ursprünglich höher, wurde 1526 restauriert, und stammt aus dieser Zeit jedenfalls der lustige Dachbau mit seinem Erker und dem kleinen Glockentürmchen. An der Feldseite des Tores sieht man das Wappen der Stadt, einen stehenden schwarzen Bären mit goldenem Bischofsstab in silbernem Felde, sowie dasjenige des Fürstbischofs Konrad von Roggenbach. Auf derselben Tafel 23 befindet sich rechts unten die Abbildung eines hübschen alten Bürgerhauses, das durch seinen in feinsinnigster Weise angelegten Erkertreppenturm auffällt. Dieses Haus, dessen Hof auch sehr beachtenswert ist, wurde laut Datum über der Haustüre 1565 erbaut und 1788 restauriert. Auch einige hübsche Erker finden sich in den Strassen St. Ursannes, die sich durch ihre sonderbare kerbschnittartige Verzierung in Stein auszeichnen. Das Fensterchen eines solchen Erkers mit reicher Geissflussprofilierung haben wir auf Tafel 20 abgebildet.



Das bedeutendste Baudenkmal in St. Ursanne ist aber seine wundervolle romanische Stiftskirche,¹ ein Bauwerk, das viel mehr als bisher weiteste Beachtung verdient, besitzt es doch in seinem teilweise noch bemalten Portal und den interessanten Plastiken hochbedeutende Schätze von allgemein kunsthistorischem Werte. Dieses Portal,² von welchem wir auf Tafel 21 einen Teil abbilden, zeigt nahe Verwandtschaft mit der berühmten Galluspforte des Basler Münsters (siehe Band I, Tafel 48) und dem Portale der Kollegiatkirche zu Neuchâtel. Es gehört wie die ganze Kirche mit Ausnahme des 1442 vollendeten Turmes dem Übergangsstile an mit vorwiegend romanischem Charakter. Überall an dem Portale finden sich teils noch leidlich erhalten die Spuren ehemaliger Bemalung, neben dem Torbogen Drachen von Sternen umgeben, die Säulen der Portalgewände zeigen Rauten und sonstige Flächenmuster, ebenso sieht man an den Kapitälern und den andern Teilen des Portales farbige Reste. Ähnlich reich in seiner Gliederung ist der Chor, welcher auch die nahe Verwandtschaft mit Basel nicht verleugnet. Die Kirche gehört eben mit dem Basler Münster und den Oberelsässer Kirchen, besonders denjenigen zu Pfaffenheim und Gebweiler, zu einer Baugruppe, die wiederum ein Glied der grossen burgundischen Gruppe ist.

Der Kreuzgang (Tafel 22) verrät in seinen spitzbogigen Öffnungen und den frühen Masswerkbildungen eine starke Neigung zur Frühgotik. An einer Wand befindet sich hier ein gutes Gemälde des 14. Jahrhunderts, die Verkündigung Mariæ darstellend.³ In diesem Kreuzgange wurden Gräber aus keltisch-römischer Zeit gefunden mit Skeletten von beträchtlicher Grösse.

Im Innern der Kirche sieht man ähnliche phantastische Skulpturen wie an dem Portal und dem Chore, ferner jüngst aufgedeckte alte Wandmalereien von grossem Interesse. Unter dem Hochaltar steht der Steinsarg mit den Überresten des heiligen Ursicinus, des Gründers von St. Ursanne. Dieser, auch Ursinus, Saint Ursanne oder Ursitz genannt, war ein irischer Mönch, der sich bei seinem Christianisierungszuge von seinem Gefährten, dem heiligen Columban, trennte und um 612 oder 613 in der später nach ihm benannten Höhle am Doubs niederliess, wo er am 20. Dezember 620 starb. Über seinem Grabe wurde ein Kloster errichtet, welches im 8. Jahrhundert der Abtei Grandval im Val Moutier (Münstertal) unterstand. Es gehörte zum Elsgau (Ajoie) und seine grösste Blüte fällt in die Zeit des zweiten burgundischen Königreiches (888—1032). Im Jahre 1000 gab es der letzte hochburgundische König Rudolf dem Bischof von Basel, und kam es in der offiziellen Reihenfolge der einzelnen Land- und Herrschaften dieses Bistums an zweiter Stelle (an erster Stelle stand das Kloster Moutier-Grandval). 1139 wurde die Abtei St. Ursanne in ein Kollegiatstift umgewandelt mit einem Propst an der Spitze. In dieser Zeit wurde wahrscheinlich auch mit dem heute stehenden Kirchenbau begonnen, dessen wesentliche Teile aber wohl dem 13. Jahrhundert angehören.

Die Stadt St. Ursanne bildete bis 1793 ebenfalls einen der Stände des Fürstbistums Basel und kam in der offiziellen Reihenfolge derselben an fünfter Stelle. Wie der ganze Elsgau, so hatte auch St. Ursanne im dreissigjährigen Kriege viel zu leiden. Die Franzosen besetzten das Schloss und wüteten mit unmenschlicher Grausamkeit in dem Städtchen. Die Bürger hierüber entrüstet, überfielen 1634 die Besatzung und machten sie nieder. Bald darauf aber erschienen neue französische Truppen, plünderten die Stadt und hielten sie bis zum Frieden 1648 besetzt.

Über dem Orte befindet sich in dem schroffen, die Burgruine tragenden Felsen die Einsiedelei des heil. Ursicinus und eine ihm geweihte Kapelle, welche beide noch heute viel von Pilgern besucht werden.

Tafel 24, 25, 26. Die Stadt Bern kann man wohl, was ihre bauliche Eigenart anbelangt, die schweizerischste Schweizerstadt nennen. Diese langen Strassenzüge mit den trotzigen Bürgerhäusern, deren Erdgeschosse als mächtige Laubengänge nach den Fronten zu ausgebildet sind, die weiten Dachüberstände, die charakteristischen Fenstergitter, hinter denen die roten Sitzkissen liegen, dies alles ist typisch für Bern und nimmt mit der Entfernung konzentrisch ab. Je näher ein Ort der Bundesstadt liegt, desto „bernischer“ ist er naturgemäss, wie beispielsweise die Städte Burgdorf (Band I, Tafel 11—13), Laupen (Band I, Tafel 10) und Thun (Tafel 26 und Band I, Tafel 13—15). Wir bringen diesmal auf unsern drei Tafeln in Ergänzung der

¹ Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, Seite 220 ff.

² a. a. O. Seite 266 ff.

³ a. a. O. Seite 623.



in Band I auf den Tafeln 1—8 dargestellten Motive aus Bern noch einige sehr charakteristische Strassenbilder der Bundesstadt und ein Beispiel aus Thun, die Freienhofgasse. Thun ist eine der malerischsten Schweizerstädte und in aller Welt wegen seiner wundervollen Lage berühmt, ihre Bauart ist ausgeprägt bernisch, was ganz besonders auch in der Freienhofgasse, einem alten, zur Aare führenden Strassenzuge, zur Geltung kommt. Die zur Rechten auf unserm Bilde sichtbaren Häuser sind gotische Bauten, die in mancher Beziehung an die auf Tafel 5 dargestellten Häuser der Junkerngasse zu Erlach erinnern. Wie dort im Erdgeschoss ein niedriger Laubengang mit teilweise spitzbogigen Öffnungen, zwischen denen hier oft noch eine kleine Lichtöffnung angebracht ist. Über dem Erdgeschoss befinden sich noch zwei weitere Stockwerke und über dem Ganzen ruht das grosse, flache Dach, welches mit weitem Überstand in die Strasse hinausragt. Das Eckhaus im Vordergrund ist besonders malerisch aufgebaut mit seinem leicht auskragenden, sechseckigen Erkerturm, unter dessen hohem, mit Ziegeln eingedektem Helme sich ein kleiner Estrich befindet. Am Fusse der mächtigen, den Erker tragenden Eckstrebe sprudelt munter ein hübsches Barockbrünnlein. Bemerkenswert ist auch die hölzerne Laube im zweiten Obergeschoss unter dem weit vorspringenden Dache; sie bekundet die enge Verwandtschaft dieser Steinbauten mit den nachbarlichen Holzhäusern der Landschaft. Unser Strassenbild wird in der Ferne von der Stockhornkette abgeschlossen, aus welcher das charaktervolle Haupt des Stockhorns, des stolzen Vorpostens des Alpenlandes, emporragt.

In den vier Strassenbildern aus Bern erkennen wir typische Vertreter des stadtbergnischen Bürgerhauses aus den verschiedensten Epochen. Spitzbogige Lauben aus gotischer Zeit, wohl noch aus dem 15. Jahrhundert, sehen wir an den Häusern der Junkerngasse und an einem Hause der Metzgergasse. Zahlreich sind die Beispiele aus dem 16. Jahrhundert, unter denen besonders die auf Tafel 25 abgebildete Laube in der Gerechtigkeitsgasse mit hübscher Rundsäule noch ganz spätgotische Formen aufweist. Einen besonders eindrucksvollen Anblick gewährt die Metzgergasse, so recht das Urbild einer altbergnischen Strasse. Die lange Reihe der hohen, auf ihren gewaltigen Strebern stolz und doch auch wieder behäbig ruhenden Bürgerhäuser wird von einem reizvollen niedrigen Spätrenaissancebau mit vorgelegtem Brunnen unterbrochen, der alten Schal, wo noch heute wie ehemals die Metzger ihre Ware feilhalten.

Zur näheren Orientierung über die Bauten der Stadt Bern verweisen wir auf Band I der altschweizerischen Baukunst, in welchem diese Stadt sehr ausführlich behandelt ist.

Tafel 27. In dem idyllisch gelegenen Dorfe Steffisburg (= Stephansburg), ein halbes Stündchen nördlich von Thun liegt, umgeben von saftigen Wiesen und prangenden Obstbäumen, die malerische Baugruppe, welche das „Höchhaus“ genannt wird. Seine mächtigen Dächer überragen hoch die andern niedrigeren Holzbauten dieses an der Schwelle des Oberlandes noch ganz mittelländischen Dorfes. Die Gruppe besteht ausser einigen niedrigen Wirtschafts- und Stallbauten aus zwei grossen Steinhäusern, von denen das eine das Herrenhaus, das andere das Lehenshaus ist, ihrer ganzen Erscheinung nach dem 15. Jahrhundert angehörend. Im 14. Jahrhundert besass das Herrenhaus Junker Walther von Scharnachtal.¹ Eine seiner Töchter, Mechtild, testierte als Witwe des Junkers Johann Kien in sehr hohem Alter 1401 ihren Besitz an zwei Verwandte, Petermann von Krauchtal und Johann von Muleren, Bürger zu Bern. Der letztere, der die Steffisburger Güter ganz erhielt, gab am 11. Mai 1411 dieselben seinem Schwiegersohn Ernst Matter, einem reichen Berner Bürger, als Ehesteuer seiner Tochter Benedicta von Muleren. Nach dessen Sohne Petermann besass der Enkel Heinrich die beiden „hohen Häuser“, er war 1495 Schultheiss der Stadt Bern und begleitete 1496 Maximilian I. nach Rom, wo er zum Ritter geschlagen wurde. Er starb 1508. Sein Schwiegersohn Junker Ludwig von Affry von Freiburg, der 1494 Elisabeth Matter geheiratet hatte, besass die Güter in Steffisburg von 1508 an und vererbte sie auf seinen Sohn Franz von Affry, der sie 1538 an Junker Reinhard von Wattenwyl veräusserte. In dieser Familie mag das „Hohe Haus“ längere Zeit geblieben sein. Seit dem 18. Jahrhundert sind wie auch noch heute Landleute von Steffisburg die Besitzer.

Vor allem ist das linksstehende, das Lehenshaus, von höchst altertümlicher Bauart. Leider scheint manches an den Häusern zerstört worden zu sein, denn im Hofe und in den Gärten liegen viele teilweise

¹ Die historischen Mitteilungen über das Steffisburger Höchhaus verdanke ich Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. H. Türlin in Bern.



sehr schön bearbeitete Steine umher. Bruchstücke eines anscheinend reich skulptierten Erkers, Fensterstürze und ähnliche Dinge, alles in reichen spätgotischen Formen.

Tafel 28. Auf dieser Tafel bringen wir ein Beispiel des sogen. „Bernerhauses“, jenes Bauernhaustypus, wie er sich im bernischen Mittelland findet und dort die stattlichsten und reichsten Dörfer der Schweiz bildet. In diesem gesegneten Lande ist eines der wohlhabensten Gebiete die Landschaft des Emmentales, woselbst die reichsten schweizerischen Bauern wohnen, deren selbstbewussten und doch auch wieder biedern Sinn jene stolzen Bauernhäuser widerspiegeln, die die grössten im ganzen Lande sind. Jeremias Gotthelf, der unerreichte Schilderer des Emmentaler Bauernvolkes, hat uns in seinem „Uli“, sowie besonders auch in „Zeitgeist und Bernergeist“ dies kraftvoll urwüchsige Volk, wie es in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts noch ganz in alter Sitte und Gewohnheit lebte, mit liebevollster Genauigkeit in all seinen Schatten- und Lichtseiten in den prächtigsten Farben gemalt. Man sieht beim Lesen deutlich die hantierenden Gestalten vor und in den gewaltigen braunroten, mit silbergrauem Schindeldach sicher gedeckten Häusern, die saftig grünen Matten, über denen sich dunkle Tannenwälder aufbauen, hie und da von einem Silberhorn des Oberlandes überragt. Im ersten Bande unserer altschweizerischen Baukunst haben wir auf den Tafeln 18, 22 und 23 schon einige Emmentaler Häuser gebracht, darunter zwei aus Lützelflüh, wo Jeremias Gotthelf (Albert Bitzios) Pfarrer war. Das stattliche Haus aus Signau soll die Reihe vervollständigen, denn es ist ein ganz besonders schönes und charakteristisches Beispiel dieser gottlob noch zu Hunderten anzutreffenden Bauernhäuser; gibt es doch sicherlich nur wenige Gegenden, die im ganzen von der abscheulichen Schablonenbauerei so verschont geblieben sind wie die Dörfer des Emmentales, obwohl auch dort hie und da gesündigt worden ist. Diese „Bernerhäuser“ sind, mit Ausnahme des Kellergeschosses, ganz in Holz errichtet und zwar als sogen. Ständerbauten. Auf den gemauerten Kellerwänden erheben sich senkrechte kräftige Pfosten in der Höhe eines Stockwerkes, zwischen diese Pfosten, Ständer genannt, werden dicke Bohlen mittelst Nut und Feder eingespannt. Die Fensterbänke und -Stürze laufen als Blockbalken durch und tragen auf ihren Verlängerungen die auf Trauf- und Giebelseiten angebrachten Lauben. Das mächtige Dach ragt bis zu zwei Meter über die Wandflächen hinaus und ist am Giebel abgewalmt. Die Untersicht des Überstandes ist bei unserm Beispiel aus Signau mit Brettern verschalt und bildet eine sogen. Ründi, das in der Westschweiz so beliebte Dachmotiv, welches aber erst zu Ende des 17. Jahrhunderts aufkam und wahrscheinlich an den Berner Bauernhäusern zuerst angewendet wurde. In der Küche steht ein gemauerter Herd mit dem „Flammenstein“, und der ebenfalls gemauerte Schornstein (im Gegensatz zu dem in den burgundischen Landesteilen üblichen hölzernen Bohlenkamin mit Deckel [Tafel 40, 41]) überragt mit hübsch ausgebildetem Kopfe das mit feinen Schindeln eingedeckte riesige Dach, dessen lange Aufschiebblinge die breiten Lauben überschatten. Schnitzereien an den Wandflächen finden sich im Gegensatz zu den Oberländerhäusern kaum, dagegen häufig noch Reste alter Bemalung, vorzüglich in den Farben schwarz, weiss, rot, seltener blau. Alle Holzverbindungen sind sehr sorgfältig gearbeitet und die schrägen Stützstreben der Dachausladungen und Lauben reich profiliert, wie auch die Brett Ausschnitte an den Lauben und Dachrändern zierlich behandelt sind, immer unter Anwendung der S-förmigen Linie in Verbindung mit dem Halbkreis und kurzen geraden Linien.

Der hübsche Kirchturm hat eine Glockenlaube, wie dies für die Landkirchen im Kanton Bern, besonders im Oberlande, charakteristisch ist und bei Besprechung der Tafeln 32 und 33 weiter unten des nähern behandelt wird.

Tafel 29, 30, 31. Das höchstentwickelte Schweizer Bauernhaus, seit langem weltberühmt und für viele noch heute schlechthin *das* Schweizerhaus, ist dasjenige des Berner Oberlandes und der angrenzenden Gebiete. Zur Ergänzung der in Band I auf den Tafeln 17, 19, 20 und 21 dargestellten Berner Oberländerhäuser sollen diesmal einige Beispiele aus dem an prächtigen Häusern sehr reichen Saanetal Berücksichtigung finden. Nur der obere Teil dieses Tales bis Saanen liegt heute im Kanton Bern, der mittlere Teil gehört zur Waadt und weiter unten kommt Freiburger Gebiet. Ursprünglich war das Tal ein Gebietsteil der Grafschaft Greyerz (Gruyère) und wurde 1554 gelegentlich der Abtretung des Landes seitens des letzten Grafen Michel an Bern und Freiburg zwischen diese geteilt. Rougemont, welches heute zur Waadt gehört, war



lange Zeit, bis 1798, bernisch und hat noch heute trotz der französischen Sprache seiner Bewohner ganz bernischen Charakter wie das deutschsprechende Saanen. Die Strassenbilder von Saanen und Rougemont gehören zu den besterhaltenen im ganzen Oberland. Die Häuser sind in der für das Saanental charakteristischen Mischung von Block- und Ständerbau errichtet, meist so, dass auf ein gemauertes oder in Ständern erstelltes Erdgeschoss ein Stockwerk in Ständerbau folgt, auf dem dann meist zwei in Blockverband konstruierte Geschosse sitzen (vergleiche die genauere Beschreibung des Blockbaues in Band I, Tafel 17 ff.). Die weit ausladenden Dächer (im Saanetal finden sich die grössten Dachüberstände der ganzen Schweiz, sie sind bis zu drei Meter weit) werden von mächtigen, in zierlichster Weise behandelten Vorstössen getragen, deren ursprünglich durch einfache schräge Abtreppung erzielte gefällige Wirkung, wie bei dem auf Tafel 30 abgebildeten Hause von 1620, später in den reichsten geschweiften Linien unerschöpfliche Variationen bietet. Ebenso durchlief die Verzierung der Wandflächen eine Entwicklung von den einfachen Formen der Hohlkehle und des sehr beliebten schrägen Zahnschnittes bis zum reich behandelten Rundbogenfries und der flach ausgestochenen Arabeskenlinie. Auch Reste farbiger Behandlung der Fassaden finden sich noch vielfach im Saanetal, sowie eine Menge alter Inschriften, von denen wir zwei auf den Tafeln mitteilen. Die wie beim Oberländerhaus immer zu mehreren gekuppelten Fenster sind in ihrer ursprünglichen Form mit runden Butzenscheiben verglast und werden durch seitliche Schieber geöffnet (Tafel 29). Die Dächer deckt man hier nicht wie im engeren Oberland mit grossen Schindeln, die mit Steinen beschwert werden, sondern wegen der etwas steileren Neigung mit feinen Schindeln wie im Mittelland. Besonders reizvoll sind die hübschen Treppenaufgänge mit den für das Saanetal charakteristischen seitlichen Windschutzbrettern. Lauben finden sich dagegen weniger zahlreich als im eigentlichen Berner Oberland, besonders der Gegend von Grindelwald und am Briener See. Als Schornstein tritt hier schon überall der aus mächtigen Bohlen gezimmerte Burgunderkamin auf, welcher mit einem grossen, von der Küche aus an einer Kette oder Seil beweglichen Holzdeckel geschlossen wird, und der auch als einzige Lichtöffnung für die sonst ganz dunkle Küche dient. Diese Anlage ist in der ganzen Südwestschweiz, soweit die burgundischen Volksstämme reichen, verbreitet und reicht auch in die heute zu Frankreich gehörenden Teile des alten hochburgundischen Königreiches hinüber.

Tafel 32 und 33. Im Berner Oberland und den angrenzenden Gebieten haben die Kirchtürme eine höchst eigenartige Ausbildung erfahren, die sonst unseres Wissens nicht wieder angetroffen wird. Der auf Tafel 61 abgebildete Kirchturm von St. Martin bei Ilanz in Graubünden dürfte neben der Kirche in Davos einer der östlichsten Vertreter dieser eigenartigen Bauform sein. Das Schiff ist höchst einfach, meist einschiffig und mit einer mehr oder weniger reich gearbeiteten Holzdecke tonnenförmig eingewölbt. Das Mauerwerk besteht aus verputztem Bruchstein und ist freundlich geweißelt. Das charakteristischste am ganzen Bau ist der Turm, ein herrliches Produkt alter Volkskunst (siehe auch Band I, Tafel 16). Nach alemannischer Bauweise steht er meistens an der Nordseite neben dem Chor, welche Anordnung an sich schon sehr viel zur malerischen Gesamtwirkung beiträgt. Der Turmkörper steigt mit seinen kräftigen Mauermassen gänzlich ungegliedert in die Höhe, nur durch schmale Lichtschlitze und ein meist reich bemaltes Zifferblatt belebt. Oben befindet sich die luftige offene Glockenlaube aus Holz gezimmert und von einem meist hohen Helme bekrönt. Die Helme, ursprünglich alle, wenigstens im Oberlande, mit Schindeln eingedeckt, sind in der ältesten Form geradläufige Pyramiden, von welchen heute nur noch der auf Tafel 32 abgebildete Turmhelm von Saanen erhalten ist, während der sehr ähnliche in Meiringen nach dem Brande in jüngster Zeit leider nicht in der ursprünglichen Form erneuert wurde. Dieser Turmhelm in Saanen wirkt in seinen ersten Linien sehr monumental und gemahnt an romanische Steinhelme, besonders an den bekannten Vierungsturm von St. Fides zu Schlettstadt im Elsass. In späterer Zeit werden die Helme mehr eingezogen, wie dies in schwächerer Form die auf Tafel 33 dargestellte Kirche von Rossinière im Saanetal und in etwas stärkerer Masse die Saanen benachbarte ehemalige Klosterkirche von Rougemont und der Kirchturm von Zermatt (Tafel 54) zeigt. Noch stärker eingezogen ist der auf Tafel 28 abgebildete Turmhelm von Signau im Emmental, sowie die in Band I auf Tafel 16 dargestellten Türme von Interlaken, Hilterfingen und Steffisburg. Eine im Oberland seltene Dachform besitzt der Kirchturm von Château d'Oex (deutsch Ösch), ebenfalls im Saanetal, dem waadtländischen Pays d'Enhaut, gelegen. Diese Kirche brannte im Jahre 1800 ab, worauf dann



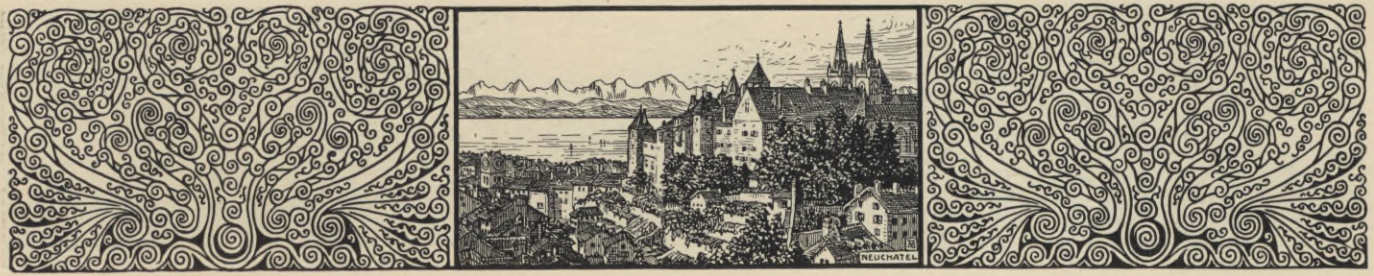
das Kirchendach und der Turmhelm erneuert wurden; letzterer ist mit Ziegeln (Biberschwänzen) eingedeckt, während die drei andern hier abgebildeten Turmhelme feine Schindeln als Deckung besitzen.

Das obere Bild auf Tafel 33 gibt eine Ansicht der ehemaligen Kluniazenserpropstei Rougemont (deutsch Rotenberg) wieder. 1115 wird der Name zuerst genannt, die Propstei wurde schon 1080 gegründet und war sehr bald Mittelpunkt der ganzen Gegend, des Pays d'Enhaut. Landesherren waren die Grafen von Greyerz (Gruyères), deren letzter, Graf Michel, 1554 sein Land an seine beiden Hauptgläubiger, Bern und Freiburg, abtrat. Rougemont kam mit dem Saanenland, Château d'Oex und Rossinière an Bern, welches sofort die Reformation einführte. Das Klostergebäude wurde Sitz eines Landvogtes und 1559–1578 unter dem vierten Bernervogte zum Schloss umgebaut, sowie 1658 und 1756 zum Teil nochmals verändert. 1757 durch eine Feuersbrunst beschädigt, wurde es gründlich restauriert, kam 1798 an den Kanton Léman und 1815 bei Gründung des Kantons Waadt an diesen. Heute befindet es sich im Besitze des englischen Obersten a. D. Rivett-Carnac, welcher es in liebevollster Weise wiederhergestellt hat.

Über die Kirche von Rossinière, eines etwa 10 km unterhalb Rougemont im Saanetal gelegenen Dorfes, ausgezeichnet durch besonders schöne und grosse Holzhäuser, wäre zu erwähnen, dass die Propstei Rougemont hier schon früh eine Klotildenkapelle erbaute, an deren Stelle später eine Kirche trat. Am 19. Januar 1643 durch Sturm zerstört, wurde sie in demselben Jahre grösser wieder aufgebaut.

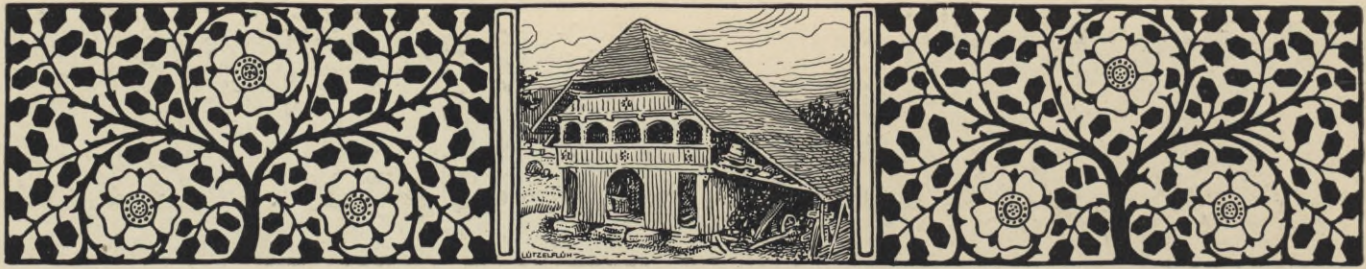
Auf Tafel 32 bringen wir zwei Ansichten der oben erwähnten Kirche von Saanen (französisch Gessenay) dem behäbigen, an alten prachtvollen Holzhäusern reichen Berner Dorfe, etwa 4 km oberhalb Rougemont im Saanetal gelegen. Auf dem untern Bilde sieht man links über die niedrigen Dächer der Holzhäuser das hohe Dach des „Gross-Landhauses“ emporragen, eines mächtigen Steinhauses, das leider im Februar 1907 infolge allzugrosser Schneelast zusammengestürzt ist. In der Ferne schliesst die scharfe Spitze der Dent de Corjon das Tal ab, während auf dem oberen Bilde der gewaltige Felszahn des Rüblihornes einen grossartigen Hintergrund für den alten Kirchturm abgibt.

Tafel 34, 35, 36, 37, 38, 39. Eines der schönsten Voralpenländer ist die alte Grafschaft Gruyère (deutsch Greyerz). Mitten im Saanetal, dort wo der Fluss das Alpenland verlässt, thront die alte, gleichnamige Hauptstadt auf steilem Hügel, überragt von dem massigen Schlossbau, ein überaus reizvolles, mittelalterliches Städtbild mit seinen fast ganz erhaltenen Mauern, Türmchen und malerischen Hausüberbauten, sowie vor allem dem vortrefflich erhaltenen Torbau mit Zwingelhof und Wehrgängen. Im Hintergrunde steht die riesige Mauer der Freiburger Kalkalpen, aus der die trotzigen Felstürme der Dent de Brenlaire, Dent de Folliéran und des Vanil noir emporragen, auf der anderen Seite des Saanetales, isoliert für sich, der mächtige Felsklotz des Moléson, des almenreichen Rigis der Westschweiz. Unsere Tafel 35 zeigt oben diese Ansicht von Greyerz, den Moléson sieht man nicht, dafür aber desto besser unten auf Tafel 38; links, etwas erhöht, steht das Schloss, von dem sich besondere Ansichten auf Tafel 34 und 38 befinden. Es ist das Stammschloss der alten Grafen von Greyerz (Comtes de Gruyères), eines der mächtigsten mittelalterlichen Dynastengeschlechter in der Schweiz. Zur Zeit der Herrschaft der Grafen umfasste das Städtchen zwei Teile, die Cité und den Bourg, die beide mit Mauern und Türmen umgeben waren. Vier Tore vermittelten den Verkehr mit der Aussenwelt. Der Bourg besteht noch heute nur aus einer einzigen, marktartig erbreiterten Strasse mit altertümlichen Häusern. Das Niveau der Strasse fällt von beiden Seiten nach der Mitte zu, dort steht ein hübscher Laufbrunnen, von welchem aus ein Durchgang unter den Häusern in den vortrefflich erhaltenen Zwingelhof der mit zwei Ausgängen versehenen Toranlage führt. Tafel 36 und 37 zeigen diese interessante Anlage von der Feldseite und eines der beiden fast gleich ausgebildeten, sich gegenüberstehenden Tore von der Innenseite mit den alten, hölzernen Wehrgängen. Ansichten der Strasse, sowie einzelne Gebäudegruppen und Details interessanter Bürgerhäuser finden sich auf den Tafeln 36, 37, 38 und 39. Die Häuser sind niedrige, in Quadern oder Bruchstein aufgeführte, meist zweistöckige Bauten mit weit vorspringenden Dächern an den ausnahmslos der Strasse zugekehrten Traufseiten. Meist herrscht, wo überhaupt eine Zierform vorhanden ist, der Kielbogen oder Eselsrücken als Schluss der Fenster und Portale vor. Besonders interessant ist hier ein grosses gotisches Erdgeschossfenster (Tafel 37), verziert mit Krabben und Kreuzblumen spätester Form; die Krabben sind Weinblättern nachgebildet, während unter der aus



Weintrauben nebst Blattwerk gebildeten Kreuzblume ein ebenfalls mit Trauben und Weinlaub verziertes Bacchushaupt angebracht ist. Das Ganze deutet jedenfalls auf eine alte Weinstube hin, zu der ehemals der weite Bogen führte, auch heute noch ist das Haus ein Gasthaus. Reich profilierte Fenster und Portale sieht man an der Häusergruppe auf Tafel 36 und 39, das späte Datum 1591 an dem einen Portale zeigt, wie lange hier gotische Formen Kraft behalten haben, und dass man bei der Datierung der Häuser nicht vorsichtig genug sein kann. Die hübschen Fenstergewände an dem Hause Nr. 22 mit fein gearbeiteten Rundstäben und Sockeln erinnern an ähnliche Bildungen in Genf (Tafel 47), Moudon (Band I, Tafel 87), Romont (Band I, Tafel 98) und anderwärts in der Südwestschweiz. Der burgundische Bohlenkamin ist oder war überall üblich, manchmal hat er zwei Deckel, jetzt hat man ihn meist durch gemauerte Schornsteine ersetzt. Unten auf Tafel 35 ist ein reizvolles Ecktürmchen abgebildet, welches eine lustige Wetterfahne besitzt, die das Wappen von Greyerz, den Kranich, darstellt. Das Türmchen, dessen vorgekragte Rundbögen als Gusslöcher (machicoulis) ausgebildet sind, sitzt oben an einem schon zur ehemaligen Cité gehörenden grösseren Bauwerke. Hier bieten auch die nach der Wehrseite, dem Abhang des Hügels steil abfallenden, auf der ehemaligen Stadtmauer sitzenden Häuser mit ihren Holzlauben, Erkern und Aussenaborten einen höchst malerischen Anblick.

Auf dem höchsten Teile des Hügels steht, wie schon erwähnt, das weitläufige Schloss mit seinen zahlreichen Nebenbauten, die ehemalige Cité bildend. Dicke Mauern, mit grossen und kleinen Türmen, umgeben das Gebiet und das Schloss selbst umschliesst einen wehrhaften Innenhof. Die Nordostecke verteidigt der gewaltige, runde Donjon mit 5,40 Meter dicken Mauern, in seinem Innern als Kuriosum einen Kamin bergend, auf dem ein ganzer Ochse gebraten werden konnte. Im Schlosse finden sich noch manche alte Innenräume und solche, die von dem jetzigen Besitzer mit alter Einrichtung versehen worden sind. Bis ins früheste Mittelalter hinein verliert sich die Gründung dieses prächtigen Dynastensitzes, denn schon 436 soll das Schloss erbaut worden sein, jedenfalls enthält es sehr alte Bestandteile. Über den Gründer gibt es eine ganze Reihe verschiedener Überlieferungen, die aber alle mehr oder weniger legendenhaft sind. Nach einem soll ein gewisser Gruerius als Vandalenhäuptling zur Zeit der Alemanneneinfälle hierher vorgedrungen sein, nach andern war es ein Führer der um 302 dem Blutbade von Agaunum (St. Maurice im Wallis) entronnenen thebaischen Legion. Ein anderer Bericht lässt den Vandalenkönig Gondioch 414 seinem Kampfgenossen Gruerius das Land Oex verleihen, und dieser Art gibt es noch eine ganze Anzahl verschiedener Berichte. Das Wort Gruyère kann man ebenfalls auf verschiedene Weise deuten. Es wird vom althochdeutschen gruo = grün abgeleitet, oder von gruiet oder gruyer, lateinisch: grueria, ein im Mittelalter sehr bekanntes Wort für ein Gebiet von Wald oder Wasser, dem ein Vogt vorgesetzt ist, woraus dann weiter geschlossen wird, dass ein solcher Vogt des transjuranischen Königreiches Burgund über das Land Ogoz diese Würde erhalten und dann erblich gemacht habe. Urkundlich erscheint der Titel eines Grafen von Gruyère zum ersten Male 1157 in einer von Rudolf von Greyerz zugunsten der Abtei Hautcrêt ausgestellten Schenkungsurkunde. Die Grafen und das Volk galten als sehr tapfer, ihr Wahlspruch war: Transvolat nubila virtus. Bei Laupen fochten die Grafen auf Seite Freiburgs und des gesamten Adels des Üchtlandes gegen Bern, gehörten also zur Partei der Besiegten, 1349 dagegen schlugen sie in einer Fehde die vereinigten Berner und Freiburger. Unter den Grafen Franz und Ludwig erreichte das Land seinen Höhepunkt. Mitte des 16. Jahrhunderts aber begann der Verfall. Graf Michel, ein Verschwender und leichtsinniger Mensch, brachte sich durch ausschweifendes Leben, höfischen Dienst in Frankreich und tolle Liebesabenteuer an den Bettelstab. In der Nacht vom 9. November 1555 verliess er das stolze Schloss seiner Väter, um nie mehr zurückzukehren. Sein ganzes Land hatte er um 80,500 Taler an seine beiden Hauptgläubiger, Bern und Freiburg, verkauft. Diese teilten das Land in der Weise, dass Bern das Gebiet oberhalb der Tine, das sogenannte Pays d'Enhaut, erhielt, Freiburg dagegen das übrige, die eigentliche Gruyère mit der Hauptstadt Greyerz. Bern führte sofort in seinem Teile die Reformation ein, was wir oben gelegentlich der Besprechung Rougemonts schon mitgeteilt haben. Im ganzen war die Bevölkerung nicht zufrieden mit dem neuen Regiment; in Gruyère wurde der erste Vogt, Anton Krummenstoll, schwer beschimpft. Nach und nach trat aber Ruhe ein und man gewöhnte sich an das geordnete Regiment der beiden mächtigen Staaten. 1798 war in Greyerz ein Volksaufstand, in dem glücklicherweise das Schloss unversehrt gelassen wurde, 1804 bewohnte es der

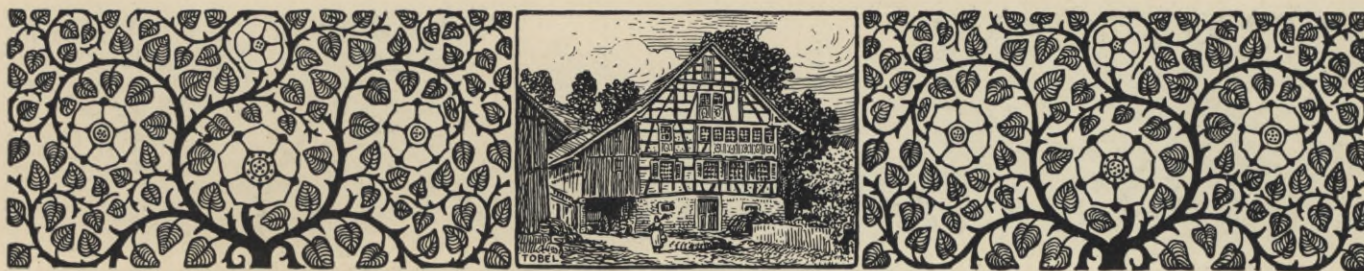


Regierungsstatthalter, 1827 der Oberamtmann, 1848 kaufte es der Maler D. Bovy und heute ist es im Besitz des Herrn Balland, der es pietätvoll pflegt.

In dem eine gute Stunde nordwestlich von Gruyères gelegenen wohlhabenden Städtchen Bulle (deutsch Boll) liegt das auf Tafel 34 abgebildete Schloss. Bemerkenswert sind ausser dem mächtigen, aus dem frühen Mittelalter stammenden runden Donjon die zwei reizvollen Ecktürmchen des Herrenhauses. Bischof Bonifazius von Lausanne hat im Jahre 1220 den jetzigen Bau errichtet, der Donjon dagegen könnte vielleicht noch aus früherer Zeit stammen.

Tafel 40. Auf dieser Tafel bringen wir einige charakteristische Freiburger Bauernhäuser aus dem am Fusse des die Stadt Greyerz tragenden Hügels gelegenen Dorfe Epagny (deutsch Epenach). Die Häuser sind niedrige, teils aus Stein, teils aus Holz und zwar in einem Gemisch von Block- und Ständerbau errichtete Bauten mit riesigen, weit überstehenden und mit feinen Schindeln eingedeckten Dächern, aus denen die ungeheuerlichen Bohlenkamine hervorwachsen. Diese Kamine, das Charakteristikum des burgundischen Bauernhauses, und wohl aus der nordischen Heimat dieses germanischen Volksstammes beibehalten, bilden gewissermassen die Decke der Küche, indem sich in ihrer typischsten Ausbildung wie hier in Epagny der ganze obere Teil des Küchenraumes in diesen, aus mächtigen Bohlen gezimmerten Schlot verjüngt. Durch ihn entweicht nicht nur der Rauch des Herdfeuers, sondern es strömt hier, als einziger Öffnung, das Licht in den sonst ganz dunkeln Küchenraum. Der grosse, ebenfalls wie der Kaminhals, aus starken, verschindelten Brettern gezimmerte Deckel kann von der Küche aus mittelst einer Kette oder eines Seiles geschlossen werden. Bei wehendem Föhn ist es Vorschrift, dass alle Kamine geschlossen sind. An Zierformen findet sich an diesen Häusern nicht viel, ausser etwa den öfters hübsch ausgeschnittenen Laubenbrettern und einigen Balkenprofilierungen. Dagegen sind hier wie allenthalben beim Schweizer Bauernhause die Holzverbindungen auf das sorgfältigste gezimmert und zwar mit ganz besonderer Vorliebe ausserordentlich zierliche Schwalbenschwanzüberblattungen, die bei Kopfbändern und Streben, vornehmlich an Speicherbauten auftreten und in der ganzen Gegend zwischen Neuenburger See und den Alpen, soweit die burgundische Bevölkerung reicht, in den prächtigsten Beispielen zu finden sind. Das auf unserer Tafel dargestellte kleine Kopfband eines Speicherbaues ist noch sehr einfach gehalten, die meisten Arbeiten sind viel reicher und komplizierter. Dasjenige Bauglied aber, welches den Freiburger Bauernhäusern ihren ausgeprägten Charakter verleiht, ist das riesige, silbergraue Schindeldach mit den gewaltigen, wie Riesenmäuler anmutenden Deckelkaminen, was unser oberes Bildchen bestätigen mag, auf dessen Hintergrunde die schroffen Felszähne der Dent de Broc und der Dent du Chamois, der stolzen Vorposten des Freiburger Alpenlandes, emporragen.

Tafel 41. Ähnlich den auf der vorhergehenden Tafel geschilderten Freiburger Bauernhäusern sind jene am Nordufer des Genfer Sees, besonders in der Gegend von Lausanne, Vevey und Montreux, nur ist hier der Holzbau schon sehr zurückgedrängt und tritt fast nur noch an den Dachgeschossen und den oft in grösserer Anzahl angebrachten Lauben auf. Es ist dies nicht etwa nur die Folge waldärmerer Gegend, sondern besonders ein Zeichen dafür, dass die romanischen Elemente der Bevölkerung gegenüber den germanisch-alemannischen der nördlicher gelegenen Teile hier entschieden schon die Oberhand haben. Die heutige Südwestschweiz war ja bekanntlich zur Zeit der römischen Herrschaft ziemlich dicht besiedelt und besass in mehreren grösseren Städten schon relativ bedeutende Kulturzentren wie beispielsweise in Aventicum, dem heutigen Avenches, in der Civitas Julia equestris, jetzt Nyon und manchen andern. Als zur Zeit der Völkerwanderung zunächst die germanischen Stämme der Burgunder in das Land einfielen, ging zwar die römische Kultur ziemlich zugrunde, wurde aber nicht radikal ausgerottet, sondern die neuen Ankömmlinge passten sich in vielem den vorgefundenen Verhältnissen an, besonders auch nahmen sie die Sprache an, und es entstand eine romanisch-burgundische Mischrasse, welche noch heute in Sprache und Baukunst sich scharf von den ganz germanischen Deutschschweizern unterscheidet. Die Alemannen nämlich, die später in die heutige Schweiz eindringen, vernichteten mit Stumpf und Stil alles Römische und behielten ganz ihre Sitten und Gebräuche bei, vor allem ihre Sprache und bildeten somit einen scharfen Gegensatz zu den viel milderen Burgundern. Die Deutschschweizer sind somit echte Germanen wie die deutschen Nachbarn am rechten Rheinufer, die auch Alemannen sind. Der Steinbau ist nun bekanntermassen eine

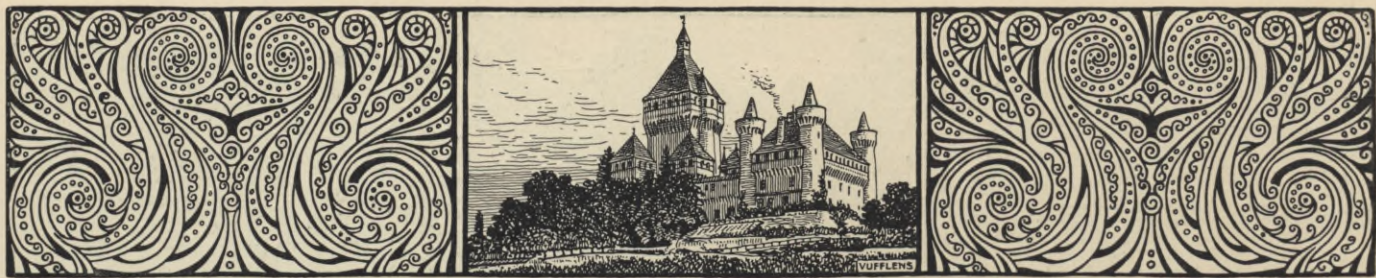


rein romanische Bauweise, die Germanen bauten nur in Holz und haben den Steinbau erst langsam nach und nach angenommen. So findet man heute noch überall dort, wo vorwiegend romanische Bevölkerung wohnt, vornehmlich den Steinbau, wie beispielsweise im Jura, der doch sicher nicht waldarm ist, dessen Bauernhaus aber ein niedriges sehr einfaches Steinhaus darstellt, jedoch mit dem burgundischen Bretterkamin. Ähnlich verhält es sich am Nordufer des Genfer Sees, wie unsere Bilder auf Tafel 41 zeigen. Dieses Gebiet, das Waadtland, wurde 1536 Bern untertan, und noch heute sieht man allenthalben an den naturgemäss zum allergrössten Teile aus bernischer Zeit stammenden Häusern den starken Einfluss altbernischer Bauweise, vorzüglich in dem häufigen Auftreten der schon mehrfach besprochenen Ründi, jener bogenförmigen Ausgestaltung des Dachüberstandes an der Giebelseite des Bauernhauses und auch häufig des städtischen Bürgerhauses. Unsere beiden Bilder sind Beispiele hierfür. Im ganzen aber zeigt sich gegenüber den strenger aufgebauten Berner Häusern eine viel grössere Ungebundenheit, ein Zeichen südlich freier Beweglichkeit, kaum dass zwei Häuser sich so ziemlich gleichen, das eine hat Gallerien, das andere keine, eines eine Laube im Erdgeschoss, das andere einen hohen Treppenbau usw., so dass es eine Lust ist, diesen vielen Möglichkeiten der Lösung ein und desselben Bagedankens nachzuspüren. Das Dorf, aus welchem unsere Abbildungen stammen, ist das hoch über Vevey an der Strasse nach Châtel-St-Denis, nahe dem bekannten Schlosse Blonay (Tafel 42) gelegene La Chiésaz, in herrlichster Gegend, die ja weltberühmt ist. Der prächtige gothische Kirchturm dieses Dorfes, den man auf dem untern Bilde hinter den Häusern hervorlugen sieht, ist auf Tafel 45 besonders dargestellt.

Tafel 42. Hoch über dem Genfer See zwischen Vevey und Montreux, unweit des auf der vorigen Tafel besprochenen Dorfes La Chiésaz, liegt von alten Baumgruppen malerisch umgeben, Schloss Blonay (deutsch Blaanach). Es ist eine der wenigen Burgen, die noch heute von dem Geschlechte bewohnt wird, dessen Namen sie trägt, denn mit Ausnahme einer kurzen Zeit im 18. Jahrhundert, wo die Berner Familie von Graffenried hier wohnte, sassen immer die Blonay auf diesem ihrem alten Stammschlosse. 1090 erscheint das Schloss unter dem Namen Bloniacum. Der Donjon wurde 1175 erbaut, auch Teile des übrigen Schlossbaues stammen wohl noch aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Vielfach wurde in späterer Zeit daran umgebaut, und so haben wir heute eines jener reizvollen Bauwerke vor uns, das seinen Werdegang durch mehrere Jahrhunderte hindurch in seinen Mauern, Türmen, Portalen fast aller Stilepochen treu und ehrlich zeigt und doch als köstliches Ganzes von harmonischer Gesamterscheinung ist. Auch die verschiedensten Techniken sind an dem Bau vertreten, so findet sich ausser dem Buckelwerk des 12. und 13. Jahrhunderts gotischer Quaderbau und spätgotische Backsteinarchitektur, über welche letztere wir in Band I bei Besprechung der Tafeln 88, 94 und 95 ausführlich berichtet haben. Das obere Bild auf unserer Tafel zeigt die Südostseite des Schlosses; in der Mitte steht der gedrungene, im Grundriss rechteckige Bergfried. Rechts an dem vorspringenden Trakt, dessen oberste Geschosse in Fachwerk errichtet und mit weit vorspringendem Dache bedeckt sind, sieht man die spitzbogigen Fenster der Schlosskapelle. Unten links auf der Tafel bringen wir eine Ansicht des interessanten Einganges zum Schlosshofe, links von dem mächtig aufragenden Donjon, rechts von einem achteckigen, in gotischer Backsteintechnik erbauten Treppenturm flankiert. Über dem rundbogigen Tore hängt oben der als Morderker ausgebildete Wehrgang mit vier Gusslöchern, links verteidigt eine spätere Bastionsmauer den Zugang zum Tore in wirkungsvollster Weise. Ergänzt wird unsere Tafel noch durch zwei reizvolle, mit Gusslöchern versehene Erkertürmchen.

1536, gelegentlich der Eroberung der Waadt durch die Berner, huldigte Franz von Blonay der Stadt Bern. 1799 wurde das Schloss von den Franzosen und Bauern teilweise zerstört.

Tafel 43. Einer der ältesten Orte an den an Zeugen alter Kultur so reichen Ufern des Genfer Sees, ist das etwa 23 km nordwestlich von Genf gelegene, von einem mächtigen Schlossbau überragte Nyon (deutsch Neuss). Wie bei den meisten Orten am Genfer, Neuenburger und Bieler See, so hat man auch hier zahlreiche Pfahlbaureste aus der Stein- und Bronzezeit gefunden. In historischer Zeit erscheint Nyon als das Noviodunum der Helvetier und gehörte zu den zwölf festen Städten (oppida), die dies tapfere Volk bei seinem Auszug verbrannte, wie solches von Cæsar in seinem Gallischen Krieg erzählt wird. Im Jahre 46 oder 44 vor Christus gründete Julius Cæsar hier die Civitas Julia Equestris, welche mit ausgedienten Reiterveteranen besiedelt wurde und als fester Stützpunkt zum Schutze der am See entlang führenden



Strasse diene. Somit dürfte Nyon die älteste Römerstadt im Schweizerlande sein. Jedenfalls war sie als Sitz der Behörden zwischen der Aubonne und Genf einerseits, dem See und Jura anderseits, eine der bedeutendsten, geschmückt mit prächtigen Bauten, einem Forum, verschiedenen Tempeln und Säulenhallen und geschützt durch eine starke Stadtmauer. Zu Ende des 4. Jahrhunderts kam die Stadt an die Provinz Sequanien mit der Hauptstadt Vesontio (Besançon). Früh schon wurde das Christentum eingeführt, und als Attila Besançon einnahm, flüchtete der Bischof nach Nyon, welches dadurch auch später, als der Bischof wieder in seine alte Residenz zurückgekehrt war, ein Bischofssitz blieb, bis er wegen der vielen Kriege und Barbareneinfälle nach Belley verlegt wurde. Jedenfalls scheint die Stadt sehr oft zerstört worden zu sein, denn beispielsweise finden sich in Genf eine Menge Architekturteile mit Inschriften, die auf Nyon Bezug haben, woraus man schliesst, dass die trümmerhafte, zurückgegangene Stadt dem aufblühenden Genf öfters als wohlfeiler Steinbruch gedient habe. Später gehörte Nyon zum Königreiche Burgund und war die Hauptstadt der Comté des Equestres. Dann schweigen die Urkunden längere Zeit und erst 1122 erscheint der Ort wieder unter dem Namen Nividunum, welcher Name ihr während des ganzen Mittelalters blieb. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts gaben die Erzbischöfe von Besançon die Stadt dem Hause Cossonay-Prangins zu Lehen, und Ende des 13. Jahrhunderts kommt es an das Haus Savoyen, womit eine neue Blütezeit für die Stadt begann. Sie wurde eine der vier „Bonnes Villes“ des Pays de Vaud, indem ihr Amé V. im Jahre 1293 die gleichen Rechte verleh wie Moudon. Aus der savoyischen Zeit stammt auch das prächtige Schloss, wenigstens viele Teile desselben.

Als 1536 die Berner auf ihrem stürmischen Siegeszuge unter Hans Franz Nägeli die Waadt eroberten und bei dieser Gelegenheit die bernische Armee, welche dem vom Herzog von Savoyen bedrängten Genf zu Hülfe eilte, um es zu „entschütten“ (entsetzen), Nyon sich näherte, steckte die aus italienischen Söldnern bestehende Besatzung das Franziskanerkloster in Brand und floh. Das Schloss wurde nach Besitznahme durch Bern Sitz eines Landvogtes, zu welchem Zwecke 1574 die alte savoyische Burg umgebaut wurde. Bis 1798 residierten hier die Vögte; der letzte war ein von Rodt, aus der heute noch in Bern blühenden, um Kunst und Wissenschaft sehr verdienten Familie.

Unsere Tafel zeigt zwei Ansichten des turmtrotzigen Schlosses, dessen Lage eine äusserst prächtige ist. Weithin schweift der Blick über den wunderbar blauen See zu dem riesenhaft vom Himmel sich abhebenden Schneedom des Montblanc, dessen mächtige Gipfel die einzigen der Alpenkette sind, die man von hier aus sehen kann. Von Einzelheiten bringen wir die Gusslöcher (machicoulis), welche den als Treppenturm ausgebildeten, kräftigen Turm im Schlosshofe umkränzen. Auch der quadratische Turm an der äusseren Wehrmauer ist ringsherum mit Gusslöchern versehen. Wenn das Schloss auch an Einzelheiten nicht viel bietet, so ist es doch als Gesamterscheinung eines der wirkungsvollsten und bedeutendsten Baudenkmäler der Schweiz, das uns die stolze Kraft der alten Zeit in trotziger Sprache verkündet.

Tafel 44. Die altherwürdige Kathedrale St. Peter zu Genf ist eines der hervorragendsten Gotteshäuser der Schweiz und von allgemein kunsthistorischer Bedeutung. Auf unserer Tafel ist unten rechts eine kleine Ansicht der Türme mit dem Chore dargestellt, darüber gross der Südturm von Südwesten her gesehen. Dieser Turm ist zwar seiner äusseren Erscheinung nach bedeutend jünger als der Nordturm, aber er wirkt als einziger, nicht restaurierter Teil der ganzen Kirche am malerischsten und ursprünglichsten. Im Kerne wie die ganze Kathedrale frühgotisch, wurde dieser Turm zu Ende des 15. Jahrhunderts überarbeitet und 1505 vollendet, und zwar ist er aus hartem weissem Jurakalk gebaut, während alle übrigen Teile des Domes in Sandstein errichtet sind. Unten links auf der Tafel haben wir ausser dem Genfer und bischöflichen Wappen auch dasjenige des treuen Bundesgenossen der Stadt abgebildet, nämlich Bern, das die Genfer so oft „entschüttet“, wie die alten Chroniken sagen, d. h. ihnen zu Hülfe gekommen ist, besonders gegen ihren Erbfeind, den Herzog von Savoyen. Am berühmtesten ist der einzigartige Siegeszug der kleinen Schar Berner in den Jahren 1536—37, bei welcher Gelegenheit die ganze Waadt und ein Teil von Nordsavoyen erobert wurde. Als kurze Abschweifung möge hier mitgeteilt werden, was Eduard von Rodt in seinen „Bernische Burgen“¹ darüber auf Seite 93 mitteilt: „Den Anlass zu dieser Eroberung gab der

¹ Eduard von Rodt, *Bernische Burgen*. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Bern, 1909.



Entsatz der vom Herzog von Savoyen bedrängten, mit Bern burgrechtlich verbundenen Stadt Genf. Der bernische Auszug unter Hans Franz Nägeli zählte ungefähr 7000 Mann mit 16 Geschützen, von Reiterei ist nirgends die Rede. An die verburgrechteten Städte Grandson und Tschlerliz erging der Befehl, Proviant für diese Truppe in Bereitschaft zu halten, Murten und Erlach sollten feindliche Streifereien ins bernische Gebiet abzuhalten suchen. Von Tschlerliz aus liessen die Berner Yverdon zur Übergabe auffordern, welches Verlangen aber die daselbst liegende savoyische Besatzung abschlug. Nach erster Aufforderung kapitulierten Milden und Rüe. Zu Morsee lag eine italienische Besatzung, und im dortigen Hafen ankerten acht bewaffnete Barken und eine Galeere, die auf die Nachricht der Annäherung der Berner nach wenigen gewechselten Kanonenschüssen den Hafen verliessen. Weil aber die Bürger von Morsee Bern nicht freiwillig gehuldigt hatten, so befahl Nägeli die Schleifung der Stadttore. Auf dem weiteren Zuge wurde Schloss Rolle verbrannt, dessen Turm nicht brennen wollte, wie der Bericht meldet. Die Burg Divonne im Ländchen Gex übergab der Herr von Châtelard, aus dem Geschlecht der Freiherrn von Gingins, den Bernern ohne Widerstand, jedoch unter Bezahlung einer Brandschatzung von 300 Kronen und Überlieferung seiner Burggeschütze, bestehend aus sechs Stückbüchsen auf Rädern und Böcken. Ähnlich kapitulierten Burg und Stadt Neus, Coppet und Gex. Erfolgreicheren Widerstand leistete das Fort de l'Ecluse, welches uneingenommen zurückgelassen werden musste. Der Einzug der Berner fand am 2. Februar 1536 in Genf statt.“ Bald darauf eroberten die Berner noch alle uneingenommenen Burgen und einen grossen Teil von Nordsavoyen, sowie alle übrigen Teile der Waadt in wenigen Monaten.”

Doch kehren wir zur Genfer Kathedrale zurück. Ihre Geschichte ist eine sehr bewegte und soll hier wegen ihres grossen Interesses kurz mitgeteilt werden. An der Stelle, wo heute auf dem höchsten Punkte der alten Stadt der Prachtbau des Domes über das Häusermeer emporragt, stand zur Römerzeit ein Apollontempel, der um 170 n. Chr. unter Marcus Aurelius ein Raub der Flammen wurde. Spuren dieses Tempels finden sich noch heute. Neu aufgebaut verwandelte man ihn im ersten Drittel des 4. Jahrhunderts in eine christliche St. Peterskirche. Als der Frankenkönig Chlodwig das Burgunderreich eroberte, sank dieser Bau in Asche, wurde aber später von Gondubald wieder aufgebaut und vom Erzbischof Avitus von Vienne 516 geweiht. Konrad der Friedliebende liess die sehr auffällige Kirche abbrechen und eine neue Basilika errichten, die aber erst unter Kaiser Konrad dem Salier, als Genf mit dem Burgunderreich an das deutsche Reich gekommen war, 1035 vollendet wurde. Hierauf erfolgte aus unbekanntem Gründen wieder ein Neubau, von dem eine 1191 datierte Urkunde als eines neuen Unternehmens spricht (opus Gebennense). Ein weiterer Bericht meldet von Vergabungen zugunsten des Dombaues von seiten des Bischofs aus den Jahren 1208—1251. Als Graf Amadeus von Genevois im Jahre 1291 einen Sturm gegen die Cité von Genf unternahm, gerieten die hölzernen Gerüste der im Bau befindlichen Kathedrale in Brand, der sich auch über das Gebäude ausbreitete. Um 1300 wird noch an der Kirche gebaut, oder man nahm doch Wiederherstellungen vor. Feuersbrünste in den Jahren 1334, 1349 und 1430 fügten der Kathedrale mehr oder minder grossen Schaden zu; 1556 schlug der Blitz in einen der Glockentürme.

Die Genfer Kathedrale ist die älteste gotische Kirche der Schweiz und ihre Ornamente werden von keinen andern in diesem Lande übertroffen. Von besonders harmonischer und äusserst prächtiger Wirkung ist das Innere. Zu bemerken wäre noch, dass die östliche Hälfte dieser Kathedrale mit der örtlich nicht weit entfernten zu Lyon grosse Ähnlichkeit hat.¹

Tafel 45. Im Anschluss an den auf der vorhergehenden Tafel abgebildeten Südturm der Genfer Kathedrale bringen wir auf dieser Tafel weitere vier Kirchtürme von den Ufern des Genfer Sees und aus dem Wallis. Der älteste von ihnen ist derjenige des Domes zu Sitten (Sion), der malerischen Hauptstadt des Wallis. Er ist ein typischer Vertreter der romanischen Walliser Glockentürme, die sich durch ihre Steinhelme und den Zinnenkranz auszeichnen. Schon in Band I haben wir gelegentlich der Wiedergabe der Gesamtansicht von Sitten (Tafel 106) und bei Leuk (Tafel 107) diese charakteristischen Turmbauten besprochen. Der Sittener Domturm ist einer der ältesten Glockentürme der Schweiz, man hat ihn für karolingisch gehalten, was aber höchstens für die untern Teile und das Mauerwerk gelten kann. Jedenfalls zeigt er schöne

¹ Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Seite 357 ff.



romanische Formen, besonders in den zu zweien und dreien gekuppelten, durch Doppelsäulchen geteilten Rundfenstern. An der Westseite des Turmes befindet sich ein interessantes romanisches Portal mit Spuren einstiger Bemalung. Die Kirche selbst wurde von Bischof Jost von Silenen zu Anfang des 16. Jahrhunderts in ziemlich dürftigen Formen neu erbaut.¹

Dem 13. Jahrhundert scheint der Turm von Ste-Madeleine zu Genf anzugehören, welchen wir oben links auf der Tafel zur Darstellung bringen. Vielleicht hatte der Turm ursprünglich über den acht hübschen, noch frühgotische Formen aufweisenden Lukarnen einen Steinhelm, dafür scheint der ganze Aufbau zu sprechen. Der Turm, sowie die Kirche sind sehr beschädigt und fast ihrer ganzen Zierformen, Masswerke usw. beraubt. Der Chor wurde nach einem im Jahre 1334 stattgehabten Brande neu errichtet, das Schiff stammt von einem im Jahre 1430 ebenfalls nach einem Brande begonnenen Bau.

Einen schönen Glockenturm besitzt die Kirche St. Martin zu Vevey, der, wie auch der einfachere Kirchturm des benachbarten La Chiésaz gotischer Zeit entstammt. Die letztere Kirche wird schon 1223 genannt und ist wegen ihres prächtigen Geläutes bemerkenswert.

Tafel 46 und 47. Trotz der vielen Abbrüche, Strassenkorrekturen und Modernisierungen hat die Stadt Genf noch immer eine stattliche Anzahl gotischer Bürgerhäuser aufzuweisen, die manchen Gassen, beispielsweise der Rue du Perron, noch heute ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Das älteste und zugleich auch bedeutendste all' dieser Bauwerke ist jedenfalls die Maison Tavel in der Rue du puits St. Pierre. Die stattliche Fassade mit ihren skulpturengeschmückten Gesimsen wird von einem Turme flankiert, der bis zum ersten Stockwerk als mächtiger Pfeiler ausgebildet ist, um dann als Rundturm das Dach noch um zwei Stockwerke zu überragen. Erbaut wurde das Haus höchst wahrscheinlich nach dem furchtbaren Brande des Jahres 1334, der zwei ganze Dritteile der Stadt zerstörte, darunter den Kreuzgang von St. Pierre nebst den umliegenden Stiftsgebäuden, den bischöflichen Hof, das Quartier von Ste-Madeleine, sowie die Pfarrei und die Kirche St. Germain. Bei diesem Brande kam Isabelle, die Witwe des Vidame de Tavel, ums Leben. Von den Fenstern scheint nur das schmale, spitzbogige neben dem Turme, sowie die hübsche, das Wappen der Tavel, drei Adler, zeigende Skulptur in einem Fenstersturze aus der Zeit bald nach 1334 zu stammen. Auch der Turm gehört noch ganz dem 14. Jahrhundert an, vielleicht sind seine unteren Teile noch älter, denn im jetzigen Kellerraum, dem früheren Erdgeschoss, sieht man noch romanische Gewölbe, die von schweren Säulen getragen werden.²

Gotische Häuser aus späterer Zeit sind auf Tafel 47 abgebildet. Der einfache Typus, wie ihn die beiden an der Place de la Taconnerie stehenden Häuser zeigen, findet sich noch häufig im alten Genf. Reicher ist das Haus der Familie de Pourtalès in der Rue des Granges Nr. 10 mit kielbogigem, nasenbesetztem Portalsturze und den ebenfalls kielbogigen, sehr fein gegliederten Fenstern. Diese Form des Kielbogens oder Eselsrückens ist in der Südwestschweiz sehr verbreitet, am häufigsten aber in Genf, wo er an fast allen ältern Häusern bis in das 17. Jahrhundert hinein anzutreffen ist (vgl. Tafel 39). Bemerkenswert ist, dass im Gegensatz zur übrigen Schweiz in Genf die älteren Häuser fast immer in der Mitte geteilte Schiebefenster besitzen, jene Fensterform, die in Nordfrankreich, den Niederlanden und besonders in England üblich ist.

Tafel 48 und 49. Aus dem an der heissen Nordseite des Rhonetales, etwa 16 km. oberhalb Sitten, gegenüber der Mündung des Eivischtales (Val d'Anniviers) gelegenen alten Städtchen Siders (französisch Sierre) bringen wir auf diesen Tafeln die Ansichten einiger interessanter Gebäude. Die Bauart des Städtchens ist echt walliserisch, Holz- und Steinbau gemischt, mit grossen Schieferplatten gedeckte Flachdächer, mit feinen Schindeln eingedeckte Turmhelme, alles etwas plump und ungefügt, aber in seiner Ursprünglichkeit von grossem malerischem Reiz. Dies zeigt in hohem Masse das auf Tafel 48 wiedergegebene Schloss der Vögte (vidomnes) des Bischofs von Sitten. Der gewaltige Wohnturm stammt aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts und war Eigentum der Edlen von Chevron,³ die 1345 in den Besitz des

¹ Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Seite 244.

² Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Architekten Franz Fulpius in Genf.

³ Wertvolle historische Mitteilungen über Bauten von Siders und Visp verdanke ich Herrn Pfarrer Dionys Imesch zu Naters im Wallis.



Vidomnates von Siders gelangt waren; ihr Wappen ist noch im Innern zu sehen. Der letzte seines Stammes, Nikolaus de Chevron, vermachte 1577 Amt und Schloss seinen Neffen, den Söhnen des Bartholomaeus de Montheis. Ein Nachkomme dieser Familie, Johann Joseph de Montheis, verkaufte 1707 das Amt des Viztums an die Gemeinde Siders, während das Schloss nach 1725 durch Heirat des Elias von Courten mit Maria Katharina de Montheis an die Familie de Courten überging.

Beachtenswert sind ausser dem sehr interessanten Gesamtaufbau die starke Böschung des Erdgeschosses, sowie die an diesem befindlichen kleinen, mit Steindeckeln versehenen Öffnungen, ferner die unregelmässige, auf Gneisblöcken ruhende Auskragung der Ecktürmchen mit ihren Gusslöchern (machicoulis). An dem aus späterer Zeit stammenden Seitenbau befindet sich ein hübscher Renaissanceerker.

Am oberen Ende des Städtchens, an der Strasse nach Salgesch, liegt das hübsche Herrenhaus, dessen Strassenfront oben auf Tafel 49 wiedergegeben ist. Dieses Haus, genannt der Hof (la Cour), wurde im Jahre 1658 durch den in französischen Diensten stehenden Hauptmann Johann Franz de Courten begonnen und 1732 von seinem Enkel, dem Pannerherrn Johann Anton Joseph de Courten vollendet oder wohl nur umgebaut. Interessant ist die Anlage des Laubenganges im Erdgeschoss, sowie der bündig aus der Front herauswachsende Turm, dessen hoher, vierseitiger Helm mit feinen Schindeln eingedeckt ist.

Das untere Bildchen auf der Tafel ist ein Beispiel der malerischen Bauweise, wie man sie überall im Wallis in den kleinen Städtchen findet, eine Mischung städtischen Steinbaues mit dem Blockbau der Bauernhäuser. Links steht ein ganz aus Holz gebauter Stadel mit dem für das Wallis charakteristischen Vorbau im Oberstock, dem sogenannten „Vorschutz“ (siehe Tafel 54). Sämtliche Dächer, mit Ausnahme des geschindelten Turmhelmes des Courtenschen Hauses, sind mit grossen Schieferplatten eingedeckt.

Tafel 50, 51, 52, 53. An der Mündung des wilden, von den Gletscherbergen des Monte Rosa und Matterhornes herabführenden Visptales liegt das malerische alte Städtchen Visp (Viège). Unsere Abbildungen auf den vier Tafeln mögen besser als viele Worte eine Vorstellung geben von der Romantik dieses Bergstädtchens. Auch einige monumentaleren Bauten finden sich zwischen den alten, teilweise verfallenen, durch mehrere Erdbeben im vorigen Jahrhundert öfters beschädigten Häusern, so die auf Tafel 50 dargestellte St. Martinskirche mit schöner Renaissancevorhalle, welche, wie auch der Turm, von ganz italienischem Charakter ist. Der Bau dieser Kirche wurde 1651 beschlossen und wohl bald darauf ausgeführt. In den einen der beiden Bögen des mächtigen Unterbaues ist eine Wohnung hineingebaut. Unten auf der Tafel sieht man im Vordergrund ein prächtiges, von der Familie Burgener erbautes Haus mit zwei Loggienreihen übereinander; das Erdgeschoss war, nach den noch erhaltenen Kämpfergesimsen zu schliessen, ursprünglich auch als offener Bogengang ausgebildet. Diese Bauweise findet sich im Wallis in der Gegend des Simplon öfters, so besonders schön an dem in Band I auf Tafel 108 dargestellten Stockalperpalast zu Brig, und zeigt, wie die Martinskirche, den starken Einfluss des nahen Italiens. Im Hintergrunde unseres Bildchens sieht man die untere oder Burgerkirche mit schönem, romanischen Turm und etwas nüchternem, dem 18. Jahrhundert angehörenden Schiffe.

Auf der folgenden Tafel 51 ist oben eine der malerischen Gassen wiedergegeben, an denen Visp wie alle walliser Orte sehr reich ist. Links stehen in den oberen Stockwerken in Blockbau, in den unteren in Mauerwerk aufgeführte Stadel- und Stallbauten, zu hinterst auch ein ebenso erbautes Wohnhaus, rechts, etwas tiefer, ein burgartiges Steinhaus, über dessen rundbogigem Eingangstor ein kleiner Wehrerker mit Schiesscharten und Gusslöchern hängt. Im Hintergrunde ragt der Turm der Martinskirche, links das Dach des auf der vorigen Tafel dargestellten Burgenerschen Hauses hervor.

Über die grauweissen, oft so verheerenden Gletscherwasser der Visp führt eine interessante, unten auf Tafel 51 abgebildete Holzbrücke, die ausser dem grossen Dache noch seitliche Schutzdächer besitzt, wie man es öfters im Wallis findet. Auf dem linken Ufer, auf unserem Bilde rechts vom Beschauer, sieht man eine Gruppe charakteristischer Walliser Holzhäuser mit gemauerten Erdgeschossen und in Blockbau erstellten oberen Wohnräumen, ebenso einige Stadel, wie wir solche auf Tafel 54 aus Zermatt abbilden. Im Hintergrunde erheben sich die an 4000 m. hohen Eisspitzen des Balfrin- und Ulrichhornes, gewaltige Gletscherströme ins Tal sendend. Es sind dies die äussersten Vorposten der sich nördlich an die Monterosakette anschliessenden Mischabelhörner, die, im Dom bei 4554 m. kulminierend, das Saastal vom Nikolaital scheiden.



Ein seltenes Beispiel reicher, gotischer Schlosserarbeit zeigt das auf Tafel 52 abgebildete Portal an dem ehemaligen Burghause der Grafen von Blandrate, eines aus dem gleichnamigen Städtchen bei Novara in Oberitalien stammenden, im ganzen Oberwallis reich begüterten Geschlechtes. An dem Türschloss ist die Jahreszahl 1513 eingeschnitten, die Formensprache ist noch rein gotisch. Nicht weit von dieser Türe findet sich eine ähnliche, mit nicht ganz so reich gearbeitetem Türschloss und der Jahreszahl 1511, sowie einer kurzen Inschrift.

Als Repräsentant des Walliser Bauernhauses bilden wir auf Tafel 53 ein hübsches Holzhaus ab, das rechts einen steinernen Anbau zeigt. Charakteristisch für den Walliser Blockbau ist seine turmartige Gestalt, welche dadurch bedingt ist, dass die verschiedenen Wohn- und Schlafräume nicht wie sonst bei den Schweizer Bauernhäusern nebeneinander, sondern meist übereinander angeordnet werden. So entstehen, manchmal für mehrere Familien eingerichtet, vier bis fünf Stockwerke hohe Wohnhäuser, die, mit Ausnahme des gemauerten Erdgeschosses, der „sala“, ganz in Blockbau errichtet werden. Aus der „sala“ führt eine Stiege zu den verschiedenen Stockwerken, über welchen dann noch ein Estrich liegt. Im Wallis wird meist als Bauholz das an der Luft fast schwarz werdende Lärchenholz benutzt, im Gegensatz zu dem in den übrigen Gebirgsgegenden der Schweiz, besonders im Berner Oberlande verwendeten Fichtenholz, welches dort den Bauernhäusern die prächtige, mit dem saftigen Grün der Alpenmatten so wundervoll zusammenklingende, tief braunrote bis feuerrote Färbung verleiht. Interessant ist an unserm Hause die Überhöhung des mittelsten der drei gekuppelten Fenster im Wohngeschoss, offenbar eine Nachbildung der beim Steinbau so häufig vorkommenden Fensterform.

Das unten auf der Tafel befindliche Bildchen zeigt nochmals eine der echt walliserischen „Dachlandschaften“ mit den grossen, als Deckmaterial verwendeten Schieferplatten und dem malerischen Durcheinander von Holz- und Steinbau.

Tafel 54. Die Bilder dieser Tafel führen uns in das Herz des gewaltigsten Hochgebirges, das uns Europa bieten kann, in die Gletscherwelt von Zermatt. Lassen wir hier den Meister in der Schilderung schweizerischer Alpenpracht, J. C. Heer, reden: ¹ „Da gewinnt das Hochgebirge den Ausdruck des erhabensten Titanismus ohne mildernde oder liebliche Züge, eine geradezu erschreckende Grösse, so dass man sich bei der Ankunft selbst auf der grünen Oase, auf der die sonngedunkelten, jetzt von mächtigen Hotels überragten Hütten des Dörfchens stehen, nicht sicher fühlt. Zu gewaltig steht das 4482 m hohe Matterhorn von Fuss zu Haupt frei unmittelbar vor uns, seine Pyramide, die zu schlank ist, als dass ein Schneekleid daran haften bliebe, ist uns unheimlich — und sonderbar — indem wir zu ihr hinblicken, scheint das Haupt des Berges höher und immer höher zu schweben. Südlich vom Dörfchen klettert auf einem grünen Wald- und Weidestreifen zwischen Findelen- und Gornergletscher eine Bergbahn bis nahe an den 3136 m hohen Gornergrat, dem Belvédère von Zermatt. Von ihm sinkt der Blick auf die Eiswogen des Gornergletschers, andere Gletscher funkeln im Rund, mit silberweissen Stirnen stehen Monte Rosa, der Lyskamm mit seinen furchtbaren, überhängenden Schneeflügeln, Breithorn und Dent Blanche mit einer wallenden Schar anderer Gipfel im Kreis. An Kühnheit gleicht aber keiner dem Matterhorn, keiner hat so viele Opfer gefordert wie dies, das am 13. Juli 1865 vier seiner ersten Ersteiger, nachdem sie bereits seine Spitze erklommen hatten, erschlug. Gemeinsam mit anderen ruhen sie auf dem Kirchhofe des Dorfes. Was wunder, wenn die frommen, schlichten Bergführer von Zermatt, die treuen Kampf- und Todesgefährten manchmal frecher Steiger, in der Kirche erst ein Gebet verrichten, ehe sie zu Berge wandern!“ Diese Kirche zeigt unser Bild. Im Hintergrunde steht die gewaltige Pyramide des Matterhornes, links davon das Hörnli. Der Kirchturm hat eine Glockenlaube wie die Berner Türme (siehe Tafel 32 und 33), an seinem Fusse stehen vor einem einfachen Steinkreuz die drei Steinsärge der bei der ersten Besteigung des Matterhornes am 13. Juli 1865 Verunglückten. Über dem kleinen Friedhofe ragt hoch das riesige Holzkreuz empor mit der kurzen Inschrift: „Nur kein Totsünd.“

Die alten Teile von Zermatt (von den Piemontesen Praborgne genannt) bestehen aus typischen Walliser Holzhäusern, wie wir ein solches auf Tafel 53 aus Visp abgebildet haben. Oft mehrere Stockwerke hoch

¹ J. C. Heer, die Schweiz, in: Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Seite 158 ff.



in Lärchenholz gewettet, erheben sich die Häuser in malerischen Gruppen auf steinerem Unterbau. Besonders interessant sind die Stadel, von welchen die zwei Bildchen unten auf der Tafel eine Vorstellung geben mögen. Auf dem linken Bildchen sieht man im Hintergrunde die Schneeriesen der Mischabelhörner (Dom 4554 m und Täschhorn 4498 m), auf dem rechten das Matterhorn mit dem Stock- und Furggen-gletscher. Die Bauart dieser Walliser Stadel ist eine sehr interessante, weshalb wir dieselbe kurz beschreiben wollen. Auf einem steinernen Fundamente, manchmal auch Kellergeschoss, werden sechs Balken mit Verkantung so übereinander gelegt, dass sich vier quadratische Felder bilden. Diese Balkenlage heisst der Spannring. Auf den Schneidungspunkten der Balken stehen kurze pyramidale Holzstützel, auf welchen grosse, tellerförmige Gneissplatten liegen, die sogen. „Stadelplane“, die ihrerseits wiederum einen Spannring tragen, der die Schwellbalken für die in Blockverband errichteten Stadelwände bildet. Im Innern liegt in der Mitte die Tenne zum Ausdreschen des Getreides, beiderseits je ein Raum für die Garben, diese Räume heissen „Chastladen“. Die durchlaufenden Bohlen des Fussbodens treten aussen über dem Spannring an beiden Enden etwa 40 cm hervor und bilden den als Laube behandelten „Vorschutz“ oder „Schopf“. An diesem liegen die meist in Zweizahl vorhandenen Eingangstüren, zu welchen eine Leiter oder eine Blocktreppe emporführt. Die Tenne ist auf das sinnreichste konstruiert, um ein Verlorengehen von Getreidekörnern zu verhüten. Der Rand des Fussbodens ist erhöht als sogenannter „Bordsessel“, ferner kann durch Keile der durch Schwund des Holzes etwa gelockerte Fussboden wieder fest zusammengetrieben werden, so dass keine Ritzen entstehen können. Die Dächer der Stadel- und Speicherbauten werden mit grossen Gneiss- oder Schieferplatten eingedeckt, welche mit ihrer verwitterten, flechtenbewachsenen Oberfläche und dem dunkeln Ton des meist verwendeten Lärchenholzes diesen Bauten ein urtümliches Aussehen geben, sie gleichsam aus dem Felsboden des Gebirges als ein selbstverständliches Naturprodukt hervorwachsen lassen. Charakteristisch ist auch die Ausgestaltung der Zäune, die teils in Holz sinnreich konstruiert sind, teils aus schmalen Gneissplatten gebildet werden, wie ein solcher Zaun auf dem linken Bilde zu sehen ist.

Tafel 55, 56, 57, 58, 59. In eine ganz andere Welt versetzen uns die Ansichten aus dem Herzen Graubündens, dem Albulabezirk. Es gibt wohl wenige Erzeugnisse menschlicher Kunstbetätigung, die eine so eigenartige Ausbildung, im Aufbau sowohl wie in den Zierformen, aufweisen, wie das räto-romanische Haus des Bündnerlandes. In seiner typischsten Form tritt es uns im Engadin und besonders im Albulabezirk entgegen, in letztem wiederum in den Orten Bergün und Filisur in den besterhaltenen Vertretern. Immer mehr abflauend und mit andern Elementen sich mischend, lässt sich dieser Haustypus besonders nach Osten weithin verfolgen. Das ganze Land Tirol¹ wird noch von ihm beherrscht und weit bis ins Oberbayerische und tief ins Österreichische hinein lassen sich seine Einflüsse nachweisen. Nach Westen reicht sein Gebiet lange nicht so weit. Schon im untern Albulabezirk verliert sich der Charakter in hohem Masse, die tief-liegenden Fenster verschwinden, und nur noch gewölbte Innenräume finden sich, die teilweise noch im Rheintal, wie das auf Tafel 68 abgebildete Beispiel aus Zizers beweist, anzutreffen sind. Hunziker² hat die letzten Spuren räto-romanischer Bauweise im Sihltal angetroffen.

Der Aufbau des räto-romanischen Hauses ist folgender. Das mit dem Giebel nach der Strasse gerichtete Haus ist ein Blockbau, dessen äussere Wände oft erst nach längerer Zeit, nachdem das Holz sich gesetzt hat, zum Schutze gegen die grosse Winterkälte mit einer Mauer umgeben werden. Seltener finden sich reine Steinbauten, öfter noch fehlt die Steinhülle, besonders bei Stadeln und Scheunen. Von der Strasse führt leicht ansteigend eine gepflasterte Auffahrt zu dem grossen rundbogigen Tor, welches in die weite, ganz aus Stein gebaute Vorhalle, den „Sulè“, führt. Die Decke dieses grossen, oft die Hälfte des ganzen Baugrundes einnehmenden Raumes besteht entweder aus Balken oder ist in Stein gewölbt. Der mit Lärchenholz gedielte oder mit Steinplatten belegte Fussboden steigt langsam nach dem hinten gelegenen Heuraume. Der Sulè bildet das Zentrum des Hauses, er dient als Raum für die meisten Arbeiten der Hausbewohner und zur Sommerszeit auch als Aufenthaltsort bei den Mahlzeiten, zu welchem Zwecke in der mit einem kleinen vergitterten Fenster versehenen Ecke neben dem Einfahrtstor ein Tisch mit Bänken steht. Die Türe

¹ Vergl. meine Publikation: *Malerische Baukunst in Tirol*. Frankfurt a/M. 1909.

² F. Hunziker, *Das Schweizerhaus*. III. Teil. Graubünden.



des rund- oder korbbogigen Tores besteht meist aus sechs Feldern, von denen die beiden mittleren Felder als eigentliche Türe dienen, der obere Teil des Mittelfeldes kann für sich allein geöffnet werden. Manchmal liegt der Haupteingang auch an der Traufseite des Hauses, wie bei dem vortrefflich erhaltenen Hause aus Filisur, welches wir oben auf Tafel 55 abbilden. Wie bei dem römischen Atrium, welches ja auch das Zentrum des Hauses bildete, und auf welches vielleicht der Sulèr zurückzuführen ist, führt letzterer zu allen Räumen des Hauses. Im Gegensatz zu den andern schweizerischen Haustypen ist es das Charakteristikum des räto-romanischen Hauses, dass alle Betriebe, auch der Stall (im Keller) und der Misthaufen am äussersten Ende des Stalles, oft sogar noch ein Sodbrunnen, vereinigt unter einem Dache liegen. Die Kälte ist eben in den Bündner Alpentälern eine sehr grosse, und der Bauer will bei Verrichtung seiner Arbeiten sich ihr nicht unnötig aussetzen, sagt doch der Engadiner, allerdings mit einiger Übertreibung, von seinem Klima „neun Monate Winter und drei Monate kalt“.

Vom Sulèr aus führt eine Türe in das einige Stufen höher liegende Wohnzimmer, dessen Fenster nach der Strasse liegen. Zur bessern Aussicht wird dieser Bauteil öfters vorgekragt wie bei dem auf Tafel 55 unten dargestellten Hause aus Filisur aus dem Jahre 1664. Auch die weiter unten zu besprechenden Fenstererker werden zum gleichen Zwecke häufig an dem Wohnzimmer angebracht. Das Innere des Wohnzimmers zeigt wie allenthalben in der Schweiz die gemütliche Ausstattung mit mehr oder weniger reich geschnitzten Täfelungen und Möbeln, deren Bestand aber in den letzten Jahren durch die rücksichtslose Jagd der Altertumshändler stark gelichtet worden ist. In der dem Eingang gegenüberliegenden Ecke steht der Tisch, den Wänden entlang laufen Sitzbänke. Der gemauerte Kachelofen, auf welchem eine durch eine Treppe zu ersteigende Plattform zu behaglicher Ruhe einladet, steht in der andern Zimmerecke; über ihm befindet sich das Wärmloch, welches die über dem Wohnzimmer liegende Stube erwärmt. Die mehr oder weniger reich ausgebildete Decke ist flach oder gewölbt in Holz ausgeführt. Der Fussboden ist gediebt. An das Wohnzimmer schliesst hinten die gewölbte Küche an mit gepflastertem Fussboden. In ihr steht ein gemauerter Herd, der bei ganz alten Anlagen ohne Rauchfang ist; in den milderer Gegenden, besonders im Unterengadin, findet sich auch oft ein Backofen angebaut, der aussen meist durch ein Dächlein abgedeckt wird. An die Küche schliessen sich noch ein bis zwei Vorratskammern an. Der ganze hintere Raum des Hauses ist Heuspeicher. Man betritt ihn vom Sulèr aus durch ein dem Haupteingang gegenüberliegendes rundbogiges Tor. Er hat nach der Aussenseite oft eine hölzerne Gallerie und grosse, mit ausgeschnittenen Brettern geschlossene, Kirchenfenstern ähnliche Öffnungen. Ins Obergeschoss führt eine neben dem Scheunentor ansteigende überwölbte Stein- oder Holzterrasse, oben wiederholt sich die Einteilung des Erdgeschosses. Hier befindet sich die oft höchst prächtig ausgestattete Prunkstube, vielfach mit einem hübschen Erkerlein versehen (Tafel 55 das obere Bild, hier liegt die Prunkstube mit dreiseitigem Fenstererker rechts über dem rundbogigen Eingangstor). Die übrigen Räume sind einfache Kammern mit Holzdecken oder gewölbt. Sie haben öfters runde Zuglöcher (Tafel 55 und 59), weil in ihnen rohes Fleisch an der Luft getrocknet wird, das unter dem Namen Bündner Fleisch bekannt ist. Es gibt also bei diesen Bündner Häusern durch alle Stockwerke überwölbte Räume, so schreibt Gladbach¹ von einem Hause in Bergün, das vierzehn überwölbte Räume enthält. Die Viehställe befinden sich bei dem räto-romanischen Hause im Keller, der Eingang liegt vertieft neben der Auffahrt des Haupteinganges. Die Abfahrt zu diesem Kellereingang ist ebenso gepflastert wie die Auffahrt und gegen diese durch eine seitliche Schutzmauer abgegrenzt, welche oben als Bank ausgebildet ist und von der Familie als behagliches Ruheplätzlein in der sommerlichen Abendkühle benutzt wird. Bei Häusern für zwei Familien wiederholt sich die ganze Einteilung unter einem Dache, so dass bei der einen Wohnung die Wohnräume rechts, bei der andern links vom Sulèr liegen, wie bei dem auf Tafel 59 oben abgebildeten Hause aus Bergün.

Beim äusseren Aufbau fällt besonders die Ausgestaltung der Fenster auf. Wie oben schon erwähnt, wird das Haus als Blockhaus aus behauenen Balken errichtet, gradeso wie anderwärts in der Schweiz. Bis an die Schwelle des Wohnzimmers ist massiver Steinbau, darauf ruht dann die Blockwand, deren einzelne Balkenvorstösse schräg abgeschnitten und verzahnt werden, um in dem später darum gelegten

¹ E. G. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz. Seite 18.



Mauerwerk einen guten Halt zu finden. Diese Mauer wird erst dann um das Blockhaus errichtet, wenn die Hölzer sich gesetzt haben, meist erst nach Jahresfrist, wenn das Haus schon bewohnt ist. Die Fenster werden in die Holzwand eingesetzt, und zur besseren Beleuchtung der Innenräume die Laibungen der Mauer abgeschrägt. Den Verschluss der Fenster zeigen am besten die Abbildungen auf Tafel 56 aus Filisur. Oben rechts ist die älteste Form eines solchen Fensters wiedergegeben. Das aus vier gleich grossen, quadratischen Feldern bestehende Kreuzfenster zeigt die häufig vorkommende, reiche Schnitzerei an den Holzteilen. Die vier Felder bestehen aus vier seitlich beweglichen Schiebern, vor welchen ebenso bewegliche Holzschieber in seitliche Öffnungen der Wand geschoben werden können. Die Verglasung besteht aus sechs- oder achteckigen, in Blei gefassten kleinen Scheiben. Ausser diesen, nur bei den ältesten Häusern vorkommenden Schiebeläden haben die Fenster häufiger Klappläden, die mit zierlich gearbeiteten Eisenbändern an den Holzteilen befestigt sind. Sehr beliebt sind dann noch als weiterer Fensterverschluss prächtig geschmiedete Eisengitter mit noch häufig erhaltener Malerei und Vergoldung. Wir bilden mehrere Beispiele davon ab. Ganz besonders reizvoll sind bei dem Bündnerhause die Erker, welche sich hier gleichsam in ihrer Entwicklung aus dem nur leicht vorgekragten Fenster bis zum stattlichen Eckerker verfolgen lassen. Am häufigsten tritt die Form des dreiseitigen Fenstererkers auf, welcher in den lustigsten Varianten zu beobachten ist. Die Verzierung der Erker besteht in einer sehr fein durchgearbeiteten Verbindung von Holzschnitzerei mit Stuck, wie dies besonders schön die auf Tafel 56 und 58 dargestellten Beispiele zeigen. Die Wandflächen um die Erker und Fenster werden meist mit dem für das Bündnerhaus so charakteristischen Sgraffito geschmückt, manchmal, besonders in den wärmeren Gegenden, mit Malereien. Es gibt nur wenige Häuser, die dieses Schmuckes entbehren, selbst die kleinsten und unscheinbarsten sind in froher Weise verziert, was den Ortschaften ein ganz besonders anheimelndes Gepräge verleiht. Der Sgraffitoschmuck wird meist in folgender Weise hergestellt.¹ Die gut getrocknete Mauer wird mit einem durch fein verriebene Kohle dunkel gefärbtem Weissputz überzogen, auf welchen, wenn er noch feucht ist, ein weisser, glatter, wie Stuckmarmor wirkender Putz aufgestrichen wird. Auf diesen letztern trägt man dann die Zeichnung mittelst durchlöcherter Kartons auf und kratzt mit einem spitzigen, eisernen oder hölzernen Stifte die Zeichnung so aus, dass der darunterliegende dunkle Putz herausieht. Diese Art der Verzierung hat vor der Malerei ihre fast unverwüsthliche Haltbarkeit voraus und wirkt in ihrer Ungezwungenheit höchst anmutig. Ausser schwärzlichem Untergrunde kommt beim Sgraffito auch Zinnoberrot oder Kobaltblau zur Verwendung, aber seltener. Die ältesten Ornamente der Sgraffitoverzierung sind ganz geometrisch (Tafel 56), später erscheinen freie, oft recht naive Zierformen, wie beispielsweise Fische (Tafel 55), Löwen oder gar Elefanten usw. Wie schon erwähnt, tritt zur Ausschmückung der Wandflächen um Fenster und Türen, besonders in den wärmeren Teilen Bündens, ausser dem Sgraffito auch die Wandmalerei auf. Wir bilden auf Tafel 57 und 58 ein Haus von 1762 aus Bergtün ab, welches ganz mit smaragdgrüner, barocker Malerei verziert ist, während in demselben Orte das auf Tafel 59 wiedergegebene Haus steht, dessen Fensterumrahmungen schwarz und rot gemalt sind, das Blätterwerk grün, die Eckquaderung blau und schwarz mit gelben Trennungslinien.

Die Ausbildung der Dächer ist ebenfalls eine sehr charakteristische und findet keine Parallelen in der übrigen Schweiz, ist dagegen weit über Tirol und die Ostalpen verbreitet. Der liegende oder stehende Stuhl wird solid aber roh, in lärchenem Rundholz mit Baumkanten errichtet. Der Giebel ist meist bis zum First ausgemauert, nur in den tieferen Talschaften, besonders im Unterengadin, tritt der Dachstuhl im oberen Giebelteil offen zutage und gibt zur Erstellung oft sehr zierlich gearbeiteten Sparrenwerkes Veranlassung, wie dies in dem benachbarten Tirol üblich ist.² Besonders auffallend sind die Schindelleisten ausgebildet, indem sie mit ihren Enden am First sich überschneiden und dort in ausgesägten Ziermotiven, namentlich Tierköpfen — Pferd, Steinbock, Gemse — endigen. Die Deckung der Dächer weicht wiederum von der sonst in der Schweiz üblichen Bedachung ab. Sie besteht aus kurzen, dicken Schindeln, jedoch am Dachfuss und am First aus grossen bis 1,50 m langen, schichtenweise stark befestigten Brettern, um dem Wind keine Angriffspunkte zu bieten, da wegen der steileren Neigung die Dächer nicht mit Steinen beschwert werden können.

¹ Siehe den Text zu dem Tafelwerk: Das Bauernhaus in der Schweiz. Dort auch weitere Literaturangaben über Sgraffito.

² R. Anheisser, Malerische Baukunst in Tirol, Tafel 31.



Über Bergün (romanisch Bravuogn) wäre noch zu bemerken, dass dieser am Fusse des Albulapasses gelegene, von den mächtigen Bergstöcken des Piz Kesch und Piz d'Aela überragte Ort von hohem Alter ist. Der auf Tafel 59 abgebildete sogenannte Polizei- oder Gerichtsturm soll römischen Ursprungs sein. Jedenfalls ist das Mauerwerk ausserordentlich kräftig und von höchst altertümlicher Bauart. Urkundlich erscheint Bergün zuerst 1290; es spielte als Rastort der Reisenden und als Station für den Pferdewechsel der Post über den Albulapass eine nicht unwichtige Rolle.

Tafel 60 und 61. Über Ilanz, der „obersten Stadt am Rhein“, liegt am Abhange des Piz Mundaun, am Ausgange des Lugnetztales, 1000 m über dem Meere, der alte Ort Luvis, romanisch Luven. Das ganz aus Holzhäusern bestehende Dorf, dessen Bewohner nur romanisch sprechen, wird schon 776 als Lobene zuerst erwähnt und besitzt eine alte Kirche St. Florin (Tafel 61), die als Filiale 1290—1298 in dem Einkünfterodel des Bistums Chur erscheint. Der Turm ist noch romanisch.

Interessant sind die auf Tafel 60 abgebildeten Holzbauten. Diese Häuser zeigen die charakteristische Bauart des Bündner Oberlandes; ihre nahe Verwandtschaft mit den Bauernhäusern der Urschweiz ist augenfällig. Es sind einfache Blockbauten mit flachen, steinbeschwerten Schindeldächern. Typisch für die obersten Stufen des Rheintales ist die Ausbildung der Balkenvorstösse, welche als Tierfratzen ausgeschnitten und farbig bemalt sind. Unten links bilden wir die an ältern Blockbauten dieser Gegend vorkommende Konstruktion des Erdgeschosses ab. Hier treten die eng gestellten Kellerbalken um zirka 45 cm vor die Giebelmauer vor, um die vordere Giebelwand zu tragen. Die vortretenden Balkenköpfe werden von kleinen Kopfbügen gestützt, welche mit ihren Spiegelfasern gegen den Druck von oben gerichtet sind, wodurch eine ausserordentliche Festigkeit erzielt wird, indem sich die Blockbalken beim Eintrocknen senken, die Konsolen in ihrer Höhenrichtung aber nicht. Zwischen den einzelnen Balkenköpfen befindet sich an dem untersten Blockbalken der Giebelfront die auch nur an den ältesten Häusern vorkommende Verzierung mit Kielbögen, deren Spitzen in kreuz-, stern- oder kreisförmige Figuren auslaufen.

Auf Tafel 61 bilden wir oben den interessanten Turm der St. Martinskirche bei Ilanz ab. Diese sehr alte Kirche¹ liegt an der Strasse, die von Ilanz ins Lugnetztal und nach Luvis führt. Der gotische Turm ist sehr bemerkenswert wegen der auffallenden Verzierung, welche in Haustein Motive nachahmt, die sonst der Backsteintechnik eigen sind. Die hölzerne Glockenlaube ist ähnlich denjenigen der Berner Landkirchen und dort eingehend besprochen worden (Tafel 32 und 33).

Tafel 62. Das alte Städtchen Ilanz, romanisch Glion genannt, birgt noch eine Anzahl interessanter Altbauten in seinen engen, malerischen Gassen. Das stattlichste dieser Gebäude ist das in den Jahren 1650 bis 1660 von einem Herrn Schmidt von Grüneck, der höherer Offizier in holländischen Diensten war, erbaute sogenannte „Grosse Haus“. Mit seinem Treppenturm, dem schönen Eckerker, den reichen Fenster- und Gitterformen ist es ein stattliches Beispiel der in den oberen Rheingegenden des Kantons Graubünden üblichen Bauart der Herrschaftshäuser. Besonders reizvoll sind die nur mässig tief ausgehobenen Reliefverzierungen in den Fensterstürzen und an dem Eckerker. Leider wird das Haus jetzt als Brauerei benutzt und hat viel von seiner Schönheit eingebüsst durch die abscheuliche Deckung mit grellroten Falzziegeln, statt des alten Schindeldaches, sowie der teilweise durch neue Scheiben ersetzten alten, sehr feinen Verglasung, die an einigen Fenstern noch zu sehen ist.

Tafel 63. Oben sind auf dieser Tafel zwei Ansichten aus Ilanz wiedergegeben. Links ein Gartenhaus mit reizvoller Dachausbildung, hinter welchem der eigenartige, ehemals zu einer Burg gehörende Kirchturm hervorsieht. Auf dem rechten Bildchen sieht man den kräftigen Turm des auf der vorhergehenden Tafel abgebildeten „grossen Hauses“, sowie ebenfalls den Kirchturm. Oben auf steiler Berghalde liegt Luvis mit seinem alten Kirchlein (Tafel 61).

Aus Bergün im Albulatal (Tafel 57, 58, 59) bringen wir hier noch ein reizendes Häuschen, welches, nach dem mächtigen Schornstein zu schliessen, einen Backofen birgt. Lustig ist die turmartige Ausbildung des mit feinen Schindeln eingedeckten Daches.

¹ Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Seite 540 ff.



Tafel 64, 65, 66, 67, 68. Eine der ältesten Städte des Schweizerlandes ist die Hauptstadt des Kantons Graubünden, Chur, romanisch Cuera.¹ Schon zur Zeit der Römerherrschaft war sie als Curia Rætorum Vorort des Landes und stark befestigt. Noch heute erinnern die Namen der Türme des bischöflichen Hofes, Marsöl (mars in oculis) und Spinöl (spina in oculis), das jetzige Spaniölhaus (Tafel 65), an jene Zeit. An der Stelle, wo heute der bischöfliche Hof mit Dom und Stiftsgebäuden liegt, umgeben von Resten alter Befestigungen, stand zur Römerzeit ein festes Kastell in Form eines Dreiecks, Martiola genannt. Von römischem Mauerwerk lässt sich allerdings mit Gewissheit nur der gewaltige, auf der Nordecke des dreieckigen Platzes stehende Turm (siehe den Plan auf Tafel 64) nachweisen, jetzt Marsöl genannt. Ob auf den beiden andern Ecken ebenfalls Türme standen, oder ob der Platz nur von einer Mauer umzogen war, ist eine Frage, die mit Bestimmtheit nicht beantwortet werden kann. Der auch Hofkellerei genannte Messmereiturm (Tafel 65 neben dem Spaniölhaus), durch den man von Westen in den Hofplatz eintritt, ist von den Fundamenten an ein mittelalterlicher Bau. Ausserhalb der mittelalterlichen Ringmauer, die auf römische Fundamente gesetzt sein mag, stand der auf einen vorspringenden Felskopf gegründete Spinölturm, dessen Überreste gewöhnlich Spaniöl genannt werden und später zu einem Hause verbaut wurden (Tafel 65). Dieser Turm erscheint in einem Vertrage von 1295 als Eigentum der Freiherrn von Vaz, 1338 gibt die Familie ihre Ansprüche „an den zerbrochen turn, der wilend hiess Spininöl“ auf.²

Das interessanteste Bauwerk Churs ist der Dom St. Lucius,³ so genannt nach dem hl. Lucius, dem ersten Bischof von Chur im 2. Jahrhundert. Die Geschichte dieser Domkirche reicht zurück bis ins 4. Jahrhundert. 780 wurde ein Bau von Bischof Tello geweiht und es ist möglich, dass Teile des heutigen Baues noch aus jener Zeit stammen. 1178 wird eine Weihe des Chores berichtet, 1208 die Konsekration des Kreuzaltars vor dem Eingang zur Krypta, 1282 Weihe des Ganzen. Jedenfalls ist sehr lange an der Kirche gebaut worden. Wie so oft bei den alten Kirchenbauten in der Schweiz (vgl. Payerne in Band I, Tafel 99), so finden wir auch hier wieder einen ausserordentlich unregelmässigen Grundriss. Die Joche sind alle verschieden, der Grundriss sämtlicher Gewölbe ist verzerrt und verschoben, bald rauten-, bald trapezförmig, der Chor hat eine schiefe Lage (siehe den Plan auf Tafel 64). Die ganze Anlage beweist die Kenntnis der gotischen Konstruktionen, während sämtliche Details romanisch sind. Interessant ist bei den Skulpturen eine Mischung nordischer und südlicher Formenelemente, wobei der italienische Einfluss überwiegt. Besonders hervorzuheben ist hier das Westportal und die Kapitälbildungen im Innern (Tafel 64). Der Dom besitzt noch seine ganze alte Ausstattung und ist reich an hervorragenden Kunstgegenständen, ein in der Schweiz selteneres Vorkommnis. Auf Tafel 64 bringen wir einen Teil des Innern mit dem prächtigen, spätgotischen Sakramentshäuschen, dem reichsten im ganzen Schweizerlande. Es wurde 1484 von Meister Stephan Klein gefertigt. Von der grossen Zahl anderer Kunstwerke wollen wir noch den prachtvollen, in Holz geschnitzten, bemalten und vergoldeten Hochaltar erwähnen, der um 1491 von Jakob Russ erstellt wurde und zu den bedeutendsten Werken seiner Art gehört.

Die Stadt Chur selbst ist glücklicherweise in ihren innern Teilen noch so ziemlich von der alles nivelierenden Geradmacherei und nüchternen Bauweise unserer Zeit verschont geblieben, sie bietet uns in vielen Gassen und Gässlein manch anmutiges herzerquickendes Bild zweckmässiger Strassenführung und intimen Städtebaus. Beispiele hierfür seien die Bilder auf den Tafeln 65 bis 68. Da ist zunächst auf Tafel 65 der malerische Aufgang zum bischöflichen Hof mit dem alten Messmereiturm und dem danebenstehenden, mit Erker und prächtigem Portal geschmückten Spaniölhaus, ein sowohl in Gruppierung wie Einzelbauten höchst reizvolles Städtebild. Man sieht an diesen, wie allen andern dargestellten Bauten, deutlich den Einfluss des rätio-romanischen Hauses, aber alles ins Städtische übertragen und mit einer leichten Beimischung nord-schweizerischer Elemente. Der nur mit zwei oder drei Seiten vor die Mauerfläche tretende flache Erker ist ein echt rätio-romanisches Motiv. Wir finden ihn am Spaniölhaus zweiseitig, am ehemaligen Schneider-

¹ Wertvolle historische Notizen über Chur und andere Orte Graubündens verdanke ich dem Churer Stadtarchivar Herrn Dr. C. v. Jecklin.

² Vgl. F. Keller, Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz. Mitteilungen der antiquar. Ges. Zürich, Band XII. 1860. Seite 318. Ch. Kind, Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte, Chur 1859. Seite 35.

³ Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Seite 382 ff.



zunfthaus (Tafel 65) dreiseitig aber mit gotischen Profilierungen, wie sie in der Nordschweiz üblich sind. Eine prächtige Häusergruppe ist die bei der Martinskirche, welche wir auf Tafel 66 zur Darstellung bringen. Der Gesamtaufbau zeigt auch hier wieder die rätio-romanische Bauweise, während die Details wieder den nordschweizerischen ähnlich gestaltet sind. Historisches wäre von den erwähnten Bauten mitzuteilen, dass das Spaniölhaus samt Zubehör im Jahre 1719 von den Pestalozzi auf die Gebrüder Salis käuflich überging. Da am 23. Juli 1574 und am 21. September 1576 der grösste Teil der Stadt Chur durch Feuer zerstört wurde, finden sich nur noch wenige Bauten, die über diese Zeit hinausreichen. Das ehemalige Schneiderzunfthaus zeigt am Erker die Jahreszahl 1602, von den beiden auf Tafel 66 abgebildeten Häusern trägt das linke über dem spitzbogigen Türschluss das Datum 1575, das mittlere mit dem hohen Erker die Zahl 1546 in dem hübschen Sturze des Erdgeschossfensters, es stammt also noch aus der Zeit vor den grossen Stadtbränden. Auf derselben Tafel 66 bringen wir unten links einen hübschen Hauseingang aus dem 8 km unterhalb Chur im Rheintal gelegenen Zizers (Tafel 70—73).

Zwei sehr interessante Erker sind auf Tafel 67 abgebildet. Oben links der noch ganz gotische des Hauses Planaterra in der untern Reichsgasse. Er ist der älteste Erker Churs und trägt am Fusse unten die Jahreszahl 1533 sowie ein Steinmetzzeichen. Das Haus Planaterra, wohl ursprünglich Stammsitz des in Chur im 14. Jahrhundert blühenden Geschlechtes de Plantair, war ein festes Haus mit Ringmauer, Turm und Tor. 1533 scheint das Haus durch ein Glied der Familie von Capol, deren Wappen am Erker angebracht ist, umgebaut worden zu sein.

Ein ganz lustiges Erkerlein ist das rechts oben auf der Tafel dargestellte, welches sich am Priesterseminar befindet. Es ist ein vierseitiger über Eck gestellter Erker mit spitzem Giebel und gotisch profiliertem Fuss.

Der Türsturz vom Ganthaus zeigt mit seinen spätgotischen Überschneidungen und Profildurchdringungen ganz die Formen, wie wir sie in Zürich, Luzern oder Basel öfters treffen und besonders im ersten Bande der altschweizerischen Baukunst mehrfach abgebildet haben. Der Formensprache nach zu urteilen, stammt das Portal etwa aus der Zeit um 1520—40. Von den schönen Portalen des Rathauses finden sich auf der Tafel zwei Details. Die reichgeschnitzte Tür, auf welcher das Wappen der Stadt Chur, gehalten von zwei Greifen, zu sehen ist, dürfte in der Mitte des 16. Jahrhunderts erstellt worden sein, während das spitzbogige Portal mit dem Stadtwappen im Sturze um einige Dezennien älter ist.

Die zwei auf Tafel 68 dargestellten Strassenbilder gehören zu den malerischsten in Chur. Links ein Blick nach dem bischöflichen Hof, überragt vom Messmereiturm und der Barockhaube des Domturmes, rechts eine Ansicht der Metzgergasse mit dem „Praximerbogen“ genannten, auf mächtigen Bögen mehrfach vorgekragten Hause. Dieses Strassenbild zeigt wohl am besten den südlichen, stark italienischen Charakter, der die alte RheinStadt Chur von ihren Schwestern unterscheidet.

Die zwei untern Bildchen sind Motive aus dem oben schon erwähnten, unweit Chur gelegenen, malerischen Marktflecken Zizers. Als letzter Rest rätio-romanischer Bauweise finden sich daselbst noch gewölbte Treppenbauten und Hausflure, von denen wir rechts unten ein Beispiel wiedergeben. Das linksstehende, an der Landstrasse nach Chur gelegene Haus zeichnet sich durch seine originellen Holzlauben aus.

Tafel 69. In Chur werden beim Durchwandern der altertümlichen Strassen auch dem flüchtigen Beschauer die wundervollen Renaissanceportale mit den reich gearbeiteten Oberlichtgittern auffallen, die mit ihren schwer geschnitzten Türflügeln zu den prächtigsten Zierden der Stadt gehören. Wir bilden links auf der Tafel eines der schönsten dieser Tore ab. Es befindet sich in der engen Rathausgasse und wurde laut Inschrift und Wappen an einem Kellertürsturz 1545 erbaut durch einen H. W. (Willi, später umgebaut durch Bundespräsident Schwarz). Als Pflanzenmotiv sieht man hier bei der Steinplastik den Granatbaum mit Blüten und reifen aufgesprungenen Äpfeln, während das Gitterwerk im Oberlicht reiche, schmiedeeiserne Blumen zeigt, die an Edelweiss erinnern könnten.

Eines der interessantesten Schlösser der Ostschweiz ist die alte Burg Sargans. Hoch über dem Rheintal gelegen an der Stelle, wo eine tiefe Talmulde nach dem Walensee führt und öfters gewaltige Durchbrüche des Rheins stattfanden, steht das Schloss auf steiler Felsenhalde, von dem mächtigen Felsklotz des Gonzen überragt. Es ist die Stammburg der einst mächtigen Grafen von Sargans, deren Gebiet nach Süden tief



ins Bündnerland, nach Norden bis an den Bodensee reichte. Sie waren treue Vasallen der Herzöge von Österreich und standen in den zahlreichen Kriegen derselben immer auf deren Seite. Mit dem 15. Jahrhundert beginnt der Verfall des Geschlechtes, welches sich durch fortwährendes Verpfänden der einzelnen Teile ihres Besitztums schliesslich doch nicht mehr halten konnte, bis im Jahre 1483 der letzte Graf Georg den noch übriggebliebenen Teil seines einst so grossen Landes mit der alten Stammburg den sieben eidgenössischen Ständen Zürich, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus um 15,000 Goldgulden verkaufte. Von dieser Zeit an residierten bis 1798 nicht weniger als 181 Landvögte der genannten Stände dort, jeder Landvogt blieb zwei Jahre auf der Burg. Ihre Wappen sind noch heute im Rittersaal zu sehen. 1798 wurde die Burg und das zugehörige Land Staatseigentum. 1811, anlässlich des grossen Brandes in Sargans, diente das Schloss den obdachlosen Einwohnern zum vorübergehenden Aufenthalte. 1830 kaufte es der Kanton St. Gallen von einem Grafen Toggenburg in Chur. 1899 wurde das Schloss von der Ortsgemeinde Sargans käuflich erworben und beherbergt heute ein kleines Museum. Als eines der besterhaltenen Schlösser der Ostschweiz ist das Schloss von hohem Interesse, besonders wegen der schönen, spätgotischen Innenräume. Auf unserer Tafel bilden wir aus dem Grafenzimmer eine reich geschnitzte Türe mit dem Datum 1510 ab. Auch die Wandtäfelung und die schöne Holzdecke stammen aus dieser Zeit.

Tafel 70, 71, 72, 73. Reich an alten Bauwerken ist der in fruchtbarer Umgebung etwa 8 km unterhalb Chur, am rechten Bergabhang des Rheintales gelegene Marktflecken Zizers. Zwei Kirchen und zwei Schlossbauten, letztere beide von der reich begüterten Familie von Salis stammend, sowie zahlreiche interessante Wohnhäuser erregen die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes und verleihen dem in einem Walde von Obstbäumen ruhenden, weit ausgedehnten Orte einen behaglichen Anstrich. Wir wollen kurz an Hand unserer Abbildungen einige dieser Zeugen echt bodenständiger Bauweise betrachten. Zunächst auf Tafel 70 und unten auf Tafel 71 bringen wir einige Ansichten des sogen. „unteren Schlosses“, eines weitläufigen Gebäudes, das durch Rudolf von Salis (1619—1688), Oberst in französischen Diensten, erbaut wurde. Heute ist das Schloss als Johannesstift eine Art Sanatorium für kranke oder der Ruhe bedürftige katholische Priester. Unsere Abbildung zeigt die malerische Baugruppe von verschiedenen Seiten, unten rechts auf Tafel 70 das über einem Torbogen befindliche Wappen der Salis, einem Weidenbaum, nach dem lateinischen salix=Weide, darunter die Jahreszahl 1620. Der hohe Turm wird von einer grossen, mit Metall eingedeckten Kuppel bedeckt, welche einen wirksamen Kontrast zu den alten, braunen Ziegeldächern der übrigen Gebäudeteile bildet. Besonders reizvoll ist die Anlage des kleinen sechseckigen Türmchens mit dem auf Holzbügen und gemauerten Bögen ausladenden, oberen Teile, wovon wir auf Tafel 70 ein Detail bringen, ferner der Strassendurchgang und der weit vorspringende Steinerker, der unten auf Tafel 71 dargestellt ist.

Die im 17. Jahrhundert erbaute katholische Kirche St. Peter und Paul ist ein höchst malerischer Spätrenaissancebau, während die heute evangelische Kirche St. Andreas ein im Kern gotisches Gebäude ist mit schönem Turm, aus dessen vier geschweiften Giebelendigungen die hohe, mit Schindeln eingedeckte Spitze emporschiesst. Auf derselben Tafel 72, auf welcher der Turm der Andreaskirche abgebildet ist, befindet sich unten die Darstellung eines hübschen, der Familie von Salis gehörenden Hauses zu Maienfeld, eines alten Städtchens, gleichfalls am Bergabhang weiter unterhalb Zizers gelegen.

Noch zwei malerische Holzhäuser ebenfalls aus Zizers bringen wir auf Tafel 73. Das obere Haus zeigt in seinen grossenteils verschindelten Wänden die nahe Verwandtschaft mit dem Appenzellerhaus und den Häusern im Toggenburg, von welchen wir auf den beiden folgenden Tafeln Beispiele bringen. Oben im Giebel sieht man drei grosse runde Bretter, welche zum Trocknen von Früchten, besonders der kleinen süssen Bergkirschen, benutzt werden und um ein Holzcharnier drehbar sind. Das unten auf der Tafel wiedergegebene Haus ist ein einfacher Blockbau auf mächtigem steinernem Erdgeschoss. Es ist ähnlich dem im benachbarten Prättigau herrschenden Hausbau und bekundet wie dieser in der Verteilung der Fenster Verwandtschaft mit dem nahen Tirol, indem die Fenster nicht mehr wie sonst in der Schweiz zu mehreren zusammengekuppelt sind, sondern wie am Tiroler Bauernhaus immer zu zweien. Im übrigen aber ist es von durchaus schweizerischem Charakter, und so sehen wir hier in diesem östlichen Grenzgebiet, wie Volkseigentümlichkeiten und so auch die Baugewohnheiten langsam ineinander übergehen, und dass scharfe Grenzen auch in der Baukunst fast nirgends zu finden sind.



Tafel 74 und 75. Auf diesen beiden Tafeln gelangen einige Haustypen aus Wattwil im Toggenburg (Kanton St. Gallen) zur Darstellung. Das Toggenburg ist eines der herrlichen grünen Voralpenländer im Gebiete des Säntis, ähnlich dem westschweizerischen Hirtenland der Gruyère oder dem Emmental. Von den Felsstürmen der Churfürsten, die weit ins Tal hinabschauen, kommt die muntere Thur und durchfließt das hirtensfrohe Toggenburgerland, das einst den mächtigen Grafen gleichen Namens gehörte, deren Stammburg oben im rauhen Bergtale lag. Ihr späterer Sitz war die Burg Neu-Toggenburg bei Lichtensteig. Nach dem Erlöschen des Geschlechtes kam die Grafschaft an die Grafen von Raron, die diese 1468 an das Stift St. Gallen verkauften. Nach Einführung der Reformation im Toggenburg kam es zu vielen Streitigkeiten mit der äbtischen Regierung, die auch die alten Rechte des Volkes missachtete. Dies führte 1712 zum Toggenburger Kriege zwischen den protestantischen Staaten Bern und Zürich einerseits und den auf seiten des Stiftes stehenden fünf katholischen Orten Luzern, Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden. Durch den Sieg der Berner bei Villmergen (25. Juni 1712) wurde der Krieg zugunsten des Toggenburg entschieden. Aber erst 1798 wurde die Herrschaft des Stiftes durch die helvetische Verfassung beseitigt und 1803 das Toggenburg dem neuen Kanton St. Gallen zugeteilt. An seinen saftiggrünen Alpenmatten leuchten überall die freundlichen Dörfer und Bauernhäuser mit ihren blitzenden Scheiben schon von weitem dem Wanderer, gleich dem Appenzellerhaus, die peinliche Sauberkeit der Bewohner verkündend. Nahe verwandt mit dem Hause der Urschweiz (Band I, Tafel 21) ist das Toggenburgerhaus ein in Blockverband errichteter, meist sehr geräumiger Bau mit steilem schindel- oder ziegelgedecktem Dache. Das auf Tafel 74 wiedergegebene, mit der Jahreszahl 1646 versehene Haus zeigt die ältere Form mit den schönen Dreiecksverbindungen an den Fettenköpfen. Diese Dreiecksverbindungen sind über die Nordostschweiz weit verbreitet und finden sich auch an städtischen Steinbauten (vergl. Tafel 94 und Band I, Tafel 38, 40, 41). Besonders charakteristisch für die Toggenburger Bauernhäuser ist der Ladenverschluss der Fenster. Die Fensterläden werden, wie vielfach in der Ostschweiz, in die Höhe gezogen, stehen hier aber nicht frei, sondern befinden sich hinter einer gestemmtten Bretterwand, welche wie die übrige Ladeneinrichtung der Blockwand vorgesetzt ist. Diese äussere Bretterwand ist am Rande oft mit zierlich ausgesägten sogen. Flächenbrettern verziert. Über den Fenstern laufen, die ganze Breite der Giebelfront einnehmend, weit vorspringende Klebdächer entlang, deren Fetten aber nicht, wie in den Urkantonen, durch vortretende Blockbalken gebildet werden, sondern die Klebdächer sind hier durch schräge Büge an der Wand befestigt. Oft wird die Untersicht dieser Klebdächer hohlkehlenartig mit Brettern verschalt, wie bei unserm Beispiel auf Tafel 74.

Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts treten beim Toggenburger- und dem sehr ähnlichen Appenzellerhaus oft sehr malerisch ausgebildete Dachformen auf, die sich besonders im Toggenburg durch die hübschen, geschweiften Dachgauben auszeichnen, wie die Beispiele auf Tafel 75 zeigen. Die Teile der Blockwand, welche nicht durch Fensterläden oder Klebdächer eingenommen werden, sind meist zum Schutze gegen die rauhe Witterung gänzlich verschindelt, besonders an der Wetterseite.

Tafel 76 und 77. Am Ausgang des almenreichen Toggenburg liegt malerisch auf einem Hügel unweit der Thur das altersgraue st. gallische Städtchen Wil. Wenige Orte im heutigen Kanton St. Gallen haben so treu ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt, wie ihn Wil noch heute in seiner prächtigen Laubengasse zeigt, die das Städtlein in seiner ganzen Länge durchzieht. Die Laubenbögen ruhen hier sämtlich auf runden Säulen, nicht auf Strebepfeilern wie in der Westschweiz, einzelne auch noch auf starken viereckigen Holzpfosten, so im Vordergrund des Bildes auf Tafel 76. Links am Ende der Häuserreihe sieht man das gotische Rathaus mit prächtigen Säulen und der Jahreszahl 1545, auch Spuren ehemaliger Bemalung sind noch an der Fassade zu bemerken. Auf derselben Tafel bilden wir von der hübschen St. Nikolauskirche zwei Masswerkfenster des Chores ab, sowie ein seitliches Portal mit interessanter spätgotischer Profilierung. Der Bau dieser Kirche wurde 1429 begonnen, aber unterbrochen und erst 1478 wieder aufgenommen. So stammen die Masswerke jedenfalls aus dem 15. Jahrhundert.

Von den beiden Ansichten auf Tafel 77 gibt die obere die Häusergruppe gegenüber dem Rathause wieder; besonders das Eckhaus ist ein auffallend schöner gotischer Bau mit den zu dreien gekuppelten, überhöhten Fenstern. Über die Dächer ragt der Dachreiter der St. Nikolauskirche empör. Das untere Bild



zeigt das Ende der Laubengasse beim Rathause, durch malerisches Vorrücken der Häuser entsteht hier die Verengung, die durch das jetzt zu einem Wohnhaus umgebaute Stadttor abgeschlossen wird.

Die Geschichte von Wil¹ ist eine recht bewegte und wechselt in ewigen Fehden zwischen den mächtigen Dynasten der Umgegend. Schon der heilige Gallus fand den Ort als Ansiedlung. 754 wird er als Villa in den Schenkungen an das Kloster St. Gallen zuerst erwähnt. Er gehörte den Grafen von Toggenburg und wurde von diesen um die Mitte des 11. Jahrhunderts zur Stadt gemacht. Infolge des Brudermorders um 1227 kam Wil an die Abtei St. Gallen, wurde aber um 1246 durch Übrumpelung wieder zurückgewonnen. 1247 wird es von Abt Berchtold, dem Bischof von Konstanz und Graf Hartmann von Kyburg belagert und wieder eingenommen. Durch Erbschaft kommt die Stadt 1267 in die Hände Rudolfs von Habsburg als Lehen von St. Gallen. Als Abt Wilhelm von St. Gallen 1287 das nahe Schwarzenbach erstürmt und verbrannt hatte, erfolgte darauf eine schwere Belagerung Wils durch die Grafen Hugo von Werdenberg, Ulrich von Ramswag und Friedrich von Toggenburg unter dem Oberbefehle des Sohnes Rudolfs von Habsburg. Der Besitz der Stadt war daraufhin eine Zeitlang unentschieden, bis 1291 Abt Wilhelm die Herrschaft wieder an sich nahm. 1292 wird die Stadt von Herzog Albrecht von Österreich erobert und verbrannt. 1304 gelangt sie wieder in den Besitz des Abtes Heinrich, der den Ort neu aufbaut. 1312 brennt es nochmals gänzlich ab. Während der Appenzeller Kriege und im sogen. Rorschacher Klosterbruchstreit war Wil Sitz des Abtes. Bis zum Jahre 1798 sassen in der Stadt äbtische Amtmänner (Wiler Amt).

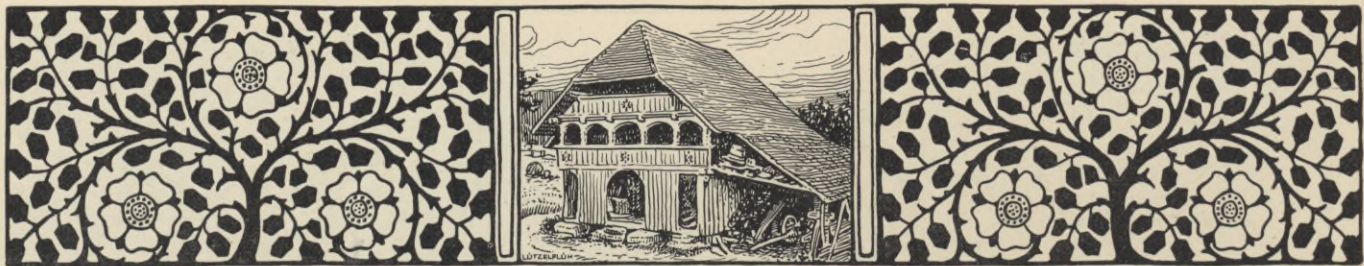
Tafel 78, 79, 80, 81. Wenige Orte in der heutigen Schweiz dürften weit und breit als Stätten alter Kunst und Kultur von solchem Rufe sein wie das ehrwürdige St. Gallen. Die ehemalige weltberühmte Benediktinerabtei ist nicht mehr. Nur noch die prächtige Abteikirche aus dem 18. Jahrhundert stammend und einige gänzlich verbaute, recht unscheinbare Gebäulichkeiten geben kaum eine Ahnung von dem, was das Mittelalter hier schauen konnte, eine Stätte, die in den dunkelsten Zeiten die Leuchte der Wissenschaft und Kunst hochhielt, bis eine reifere Zeit ihr treubewahrtes Erbe übernehmen konnte.

Der irische Glaubensbote Gallus zog mit Columban und weiteren elf Genossen zu Anfang des 7. Jahrhunderts aus, um die heidnischen Bewohner von Gallien, Burgund und Helvetien dem Christentume zu gewinnen. Er liess sich an den Ufern des Bergflüsschens Steinach nieder und gründete dort 614 die „Galluszelle,“ von wo aus er die Umwohner bekehrte. Schon im 8. Jahrhundert war die aus jener Zelle hervorgegangene Abtei eine der ersten Europas und eine der gelehrtesten Schulen. Unter den Karolingern blühte die Abtei mächtig auf und ausser berühmten Äbten gehörten dem Kloster grosse Künstler und Gelehrte an, besonders unter den Äbten Hartmot, Bernhard und Salomon (877—920). In dieser Zeit standen Künste und Wissenschaft in hoher Blüte; wir erwähnen die Historiker Notker, Ekkehart, Waltram und Ratpert, dann die Lehrer der Schreibkunst Sintram und Volkart, deren prachtvolle Handschriften unübertroffen sind, vor allem aber den grossen Künstler Tutilo, der als Elfenbeinschnitzer und Metallarbeiter kaum seinesgleichen findet.

Die mächtig aufblühende Abtei war auch politisch von grosser Bedeutung, sie verfügte über einen grossen Länderbesitz und stand mit den Eidgenossen frühzeitig im Bunde als geachtetes Mitglied. In der Reformationszeit änderte sich die Sache etwas, indem die Stadt St. Gallen zur neuen Lehre übertrat und viele Streitigkeiten entstanden, die sogar zu einer zeitweisen Aufhebung und teilweisen Zerstörung des Klosters führten. Aber nach der für die katholischen Orte siegreichen Schlacht bei Kappel 1531 wurde das Kloster wieder in seiner alten Grösse hergestellt und erlangte im Laufe des 17. Jahrhunderts grosse Machtstellung und Reichtum, besonders unter dem Abte Cœlestin I aus dem berühmten Mailänder Geschlechte der Spondrati-Riviera. Er wurde 1679 Professor an der Universität Salzburg und 1695 Kardinal. Im Jahre 1798 ging mit der alten Eidgenossenschaft auch die Abtei St. Gallen zugrunde, sie wurde aufgehoben und aus ihrem Gebiete entstand zunächst der Kanton Säntis, später die Kantone St. Gallen und Appenzell. Der letzte Abt Pankratius starb 1828 im Kloster Muri.

Unser Bildchen auf Tafel 78 zeigt die Abtei von Südosten, wie sie sich heute dem Auge darbietet. Der Bau der Barockkirche wurde 1755 unter der tatkräftigen Regierung des Fürstabtes Cœlestin II Gugger von Staudach († 1767) begonnen nach Plänen des Giovanni Gaspare Bagnato aus Como. Die Oberleitung

¹ Wertvolle historische Nachrichten über Wil, Rapperswil, sowie besonders über Bauten der Stadt St. Gallen, verdanke ich Herrn Baumeister S. Schlatter in St. Gallen.



hatte Baumeister Thum aus Konstanz. Die beiden Türme und der Ostchor wurden teilweise nach den Plänen und unter Leitung des Baumeisters Michel Beer von Bildstein errichtet. 1768 war der Bau fertig, aber bis 1778 wurde noch an der Ausstattung des Innern gearbeitet, welches von dem genialen Innenarchitekt Christian Wenzinger (geboren 1710 in der Nähe von Freiburg im Breisgau) in Stuck und mit Malerei verziert wurde. Die prächtigen Chorgitter wurden von dem Bildhauer Anton Dirr von Überlingen entworfen und von dem st. gallischen Hofschlosser Joseph Mayer von Bütschwil angefertigt.

Im weiteren bringen wir auf unsern Tafeln einige der interessantesten Motive aus der Stadt St. Gallen, die an Zeugen altbürgerlicher Baukunst reich ist, und besonders im Erkerbau von den Zeiten der Spätgotik bis zum üppigsten Barock ganz hervorragende Beispiele aufzuweisen hat. Zunächst auf Tafel 78 ist oben links die Ansicht eines hohen Eckerkers an der heutigen Bierhalle „zum Falken,“ Ecke Speiser- und Kugelgasse dargestellt. Der runde turmartige Erker sitzt auf einem prächtig gearbeiteten Renaissancefuss auf und endigt mit einer metallgedeckten niedrigen Kuppelhaube. Der älteste Stadtplan, 1596 von Melchior Frank angefertigt, zeigt dieses Haus in demselben Zustande, in dem es sich heute noch befindet. Auf demselben Plane ist auch das andere, auf Tafel 78 abgebildete Haus mit den beiden Erkern deutlich zu erkennen. Früher stand hier das St. Othmarspital des Klosters St. Gallen für die Kranken der Stadt und Landschaft.

Ganz besonders interessant ist die Strasse „Hinter Lauben“.¹ Diese Strasse war bis zum Jahre 1874 noch ganz intakt erhalten und bildete mit dem sie an dem einen Ende überbauenden Zunfthause „zum Bären,“ welches damals leider niedergelegt wurde, ein höchst reizvolles Strassenbild, denn das andere Ende wurde durch die Strassenkrümmung abgeschlossen, und es entstand auf diese Weise ein schmaler, stiller Platz an dem sich stattliche Patrizierhäuser noch heute erheben. Wir bilden auf Tafel 79 das dort gelegene Doppelhaus „zum tiefen Keller“ ab, während auf Tafel 80 unten eine Teilansicht des nahe dabeiliegenden Sandschen Hauses zu sehen ist. Ursprünglich standen an dieser Strasse kleine Bürgerhäuser, die im 16. Jahrhundert von reicheren Leuten erworben wurden und meist zu zweien einem grossen Neubau Platz machen mussten. Dem „tiefen Keller“ sieht man noch deutlich die ursprüngliche Zweiteilung an. An dem Erker befindet sich die Jahreszahl 1608 und zwar gerade an dem Teil, welcher mit spätgotischen, aber nur sehr flach ausgearbeiteten Masswerken verziert ist. Dies späte Vorkommen gotischer Zierformen ist in St. Gallen wie auch in andern Schweizerstädten öfters anzutreffen und beweist die Zähigkeit, mit welcher man in diesen Städten an der gewohnten Bauweise festhielt, auch nachdem eine kurze Zeit lang die Renaissanceformen die Überhand gehabt hatten. Man hat diese Periode, die auch in den süddeutschen ehemaligen Reichsstädten, besonders in Strassburg, vielfach zu beobachten ist, die Zeit der „Nachgotik“ genannt. Beachtenswert sind am „tiefen Keller“ wie auch an den meisten älteren Bürgerhäusern St. Gallens die grossen, schön gegliederten Dachgauben. 1484—1551 war das Haus die Wohnung des Bürgermeisters und Reformators Joachim von Watt (Vadianus).

Das auf der folgenden Tafel in Teilansicht abgebildete heutige Sandsche Haus ist wiederum ein Beispiel der Mischung gotischer mit Renaissanceformen. Dieses Haus, Hinter Lauben Nr. 6 gelegen, wurde 1581 durch den Stadtbürger Jak. Ramsauer erbaut und ist ein typisches Haus der Leinwandhandel treibenden St. Galler Familien. In der Mitte des Erdgeschosses liegt der breite Hausgang, rechts davon die Geschäftsstube, hinter dieser die steinerne, stattliche Treppe und links durch die ganze Haustiefe das gewölbte, mit schweren Eisentüren verwahrte Warenmagazin. Im ersten Stock befinden sich die Wohnräume, von welchen das grosse Wohnzimmer mit der prächtigen Fensterreihe und dem reizvollen Erker versehen ist. Dieser Erker ist in köstlicher Weise konstruktiv und dekorativ behandelt. Im Innern nehmen zwei Renaissance Säulen zu beiden Seiten des Erkers die Geläufebogen über Fenster und Erker auf, die Decke des Erkers ist am vollen Stein gearbeitet und mit der fünfblättrigen Rose verziert. Die Profilierung der Fenstergewände ist noch rein gotisch, während am Erker zwischen späten Masswerkformen üppige Renaissanceverzierungen auftreten. Das barocke Portal gehört wohl dem Ende des 17. oder dem Anfang des 18. Jahrhunderts an.

Von den beiden andern auf der Tafel wiedergegebenen Erkern dürfte der am Hause „zur Rose“ in der Gallusstrasse dem 16. wenn nicht dem 17. Jahrhundert entstammen, trotz der allerdings nur sehr flach

¹ Vgl. hierzu den Artikel von S. Schlatter im Schweizer Kunstkalender für das Jahr 1907, Seite 11, 12.

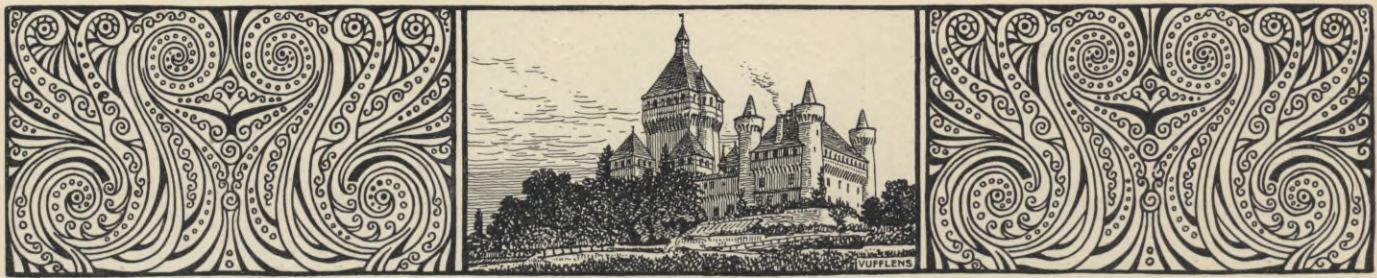


gearbeiteten Masswerkverzierungen. Der Erker am Hause „zum Rosenstock“, Ecke Markt- und Schmidgasse, ist dagegen ganz gotisch und ohne Zweifel kurz nach dem grossen Stadtbrande von 1418 erbaut worden.

Zwei typische St. Galler Strassenbilder finden sich auf Tafel 81. Oben die schmale Engulgasse mit eng aneinander gereihten Kleinbürgerhäusern, unten die Gallusstrasse mit den breitgelagerten behäbigen Bürgerhäusern „zur Jägerlei“ und „zur Wahrheit“, schönen Beispielen des 16. Jahrhunderts.

Tafel 82 und 83. Am oberen Ende des Züricher Sees liegt am rechten Ufer das alte st. gallische Städtchen Rapperswil, einst durch eine lange Holzbrücke mit dem linken Seeufer verbunden, die heute durch den 931 m langen, in der Mitte mit einer eisernen Drehbrücke versehenen Seedamm ersetzt ist. Das Stammschloss der Edlen von Ratprechtsweiler bestand ursprünglich aus zwei Höfen, Engstigen und Endingen genannt, welche auf dem linken Seeufer, also gegenüber dem heutigen Rapperswil standen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden die Edlen in den Reichsgrafenstand erhoben und gründeten am gegenüberliegenden Seeufer Stadt und Feste Neurapperswil, das heutige Schloss und Städtchen. Wechselvoll sind die Schicksale dieser malerisch am Seeufer aufgebauten, von dem alten Schloss und der doppeltürmigen Kirche überragten Stadt. 1229 kommen urkundlich zuerst Schultheiss und Bürger vor. 1337 wird die Stadt wegen Aufnahme der von Bürgermeister Brun von Zürich vertriebenen Zürcher von diesen erfolglos belagert. Wegen der von Rapperswil aus veranstalteten Zürcher Mordnacht wird es wiederum von den Zürchern unter Bürgermeister Brun 1350 belagert, diesmal aber erobert und zerstört; die Ringmauern und das Schloss wurden geschleift und die Wohnhäuser verbrannt. Der Besitzer, Graf Johann von Habsburg, verkaufte die Ruinen 1354 an Herzog Albrecht von Österreich, der sie rasch wieder aufbaute. Nach der Schlacht von Näfels wird die Stadt vom 12. April bis 1. Mai 1388 wiederum von den Zürchern, weil sie das Hauptquartier der Österreicher war, belagert; die Belagerung war aber erfolglos. Am 10. April 1415 wurde die Stadt auf dem Konzil zu Konstanz von Kaiser Sigismund zur Reichsstadt erhoben, nachdem Herzog Friedrich (mit der leeren Tasche) von Österreich der Stadt samt seiner übrigen Besitzungen verlustig erklärt worden war wegen seiner Beihilfe bei der Flucht des Papstes Johannes XXIII. 1442 nimmt Kaiser Friedrich die Stadt wieder zuhänden des Hauses Österreich. Im Zürichkrieg 1444 wird es von den Eidgenossen belagert, aber ohne Erfolg. Es fanden bei dieser Gelegenheit auch Seekämpfe statt. Auf dem Heimzuge der Eidgenossen aus dem Plappartkrieg schloss sich Rapperswil 1458 an dieselben an und beschwor 1464 den Bund mit den drei Waldstätten und Glarus. Als Bundesgenosse der alten Orte wird es 1656 im Kriege mit Zürich vom 7. Januar bis 10. März von den Zürchern belagert, schwer beschossen und beschädigt, aber nicht erobert. Während der Revolution wurde das Schloss allen Schmuckes beraubt und als Lazarett und Zuchthaus benutzt, bis es 1869 dem Grafen Broel-Plater als Polenmuseum überwiesen und 1886 restauriert und teilweise umgebaut wurde.

Unser Bildchen auf Tafel 82 zeigt die Ansicht des Schlosses vom See aus. Rechts sieht man die beiden ungleich grossen, mit Satteldächern versehenen Türme der Kirche. Die Türme flankieren den dreiseitig geschlossenen Chor, eine in der Schweiz seltene Anlage, besonders bei der auffallend ungleichen Ausbildung der Türme. Der Chor wurde 1491—1496 erbaut und stammen aus dieser Zeit wohl auch die Türme. Auf derselben Tafel bringen wir zwei hübsche Portale aus spätgotischer Zeit, das eine mit der Jahreszahl 1534 von der Kirchhofskapelle noch in ganz gotischen Formen, das andere von einem Hause am Rathausplatz schon mit Renaissance-motiven und schönem schmiedeisernem Gitter. An einem Eckhaus des Rathausplatzes befindet sich das flott gearbeitete, von zwei Engeln gehaltene Stadtwappen, welches wir nebst einem interessanten Schornsteinkopfe und einer malerischen Häusergruppe noch auf dieser Tafel abbilden. Das interessanteste Strassenbild in Rapperswil ist aber dasjenige auf Tafel 83. In dieser nach dem See führenden Gasse stehen auf der einen Seite sehr altertümliche Häuser, deren Erdgeschoss von einem hochgelegenen Laubengang durchzogen wird. Die Lauben werden zum Teil noch von Holzsäulen getragen, wie es an dem ganz im Vordergrund unseres Bildes befindlichen Hause zu sehen ist. Das bedeutendste dieser wohl noch dem 15., spätestens dem Anfang des 16. Jahrhunderts angehörenden Häuser ist das hohe mit Dachgaube, weitem Dachüberstand und grossem Erker versehene, dessen Lauben von gedrunghenen Steinsäulen getragen werden. Wir bilden von diesem Hause, das ursprünglich ein Rathaus gewesen sein soll, einige Details ab, von welchen besonders die altertümliche Skulptur am Erkerfusse beachtenswert ist.



Tafel 84, 85, 86 und Titelblatt. Eine moderne Grosstadt ist heute das alte Zürich. Nur noch wenige Reste aus der Zeit, als die Stadt das getreue Urbild einer echten Schweizerstadt war, haben sich in unsere Tage herübergerettet. Besonders an den Ufern der Limmat finden sich noch einige Bilder, die, von der hellen Morgensonne umstrahlt, in uns etwas von dem Gefühle aufleben lassen, das beim Durchwandern alter Kulturstätten den Empfänglichen durchströmt. Da ist vor allem am linken Ufer die Häuserreihe der „Schipfe“ mit ihren lustigen Erkern und den gemütlichen Dachbauten, wuchtig überragt von dem hohen Turm der Peterskirche, während etwas weiter zurück die charaktervolle Silhouette des Fraumünsterturmes vom dunkeln Himmelsblau sich abhebt. Auf unserer Tafel 84 haben wir zwei Ansichten dieser schönen Uferfront Zürichs im Bilde wiederzugeben versucht. Man sieht besonders bei dem oberen Bilde deutlich die Laubengänge unter der einen Häuserreihe. Es sind dies mit denjenigen an den Wettinger- und Zunfthäusern des gegenüberliegenden Ufers die einzigen in Zürich. Dieses andere Ufer, beherrscht von dem Prachtbau des Grossmünsters und dem malerischen Renaissancerathause, zeigt das Titelbild unseres Buches. Am Horizont zieht sich die lange Kette der schneebedeckten Alpen hin, aus der besonders machtvoll der Tödi hervorragt. Die Grossmünstertürme sind so recht das Wahrzeichen Zürichs. Die kurzen, von vergoldeten Kreuzblumen überragten Helme wurden 1779 an Stelle langer Spitztürme gesetzt und sind beredte Zeugen jener unfehlbaren Sicherheit, welche ehemals selbst die schwierigsten Baufragen löste. Nichts stört an diesen Türmen, alles ist Harmonie, trotzdem die unteren Geschosse romanisch, die folgenden gotisch sind und die Spitzen aus der Späzeit des 18. Jahrhunderts stammen. Ein weiteres Beispiel für die in Sachen der Baukunst so hochstehende Feinfühligkeit unserer Vorfahren ist das Zürcher Rathaus. Direkt ins Wasser gebaut, so dass man mit Schiffen in das Erdgeschoss hineinfährt, ist es ein reicher Renaissancebau vom Ende des 17. Jahrhunderts und zwar in guter italienischer Renaissance, aber — mit einem echten Schweizerdach! So steht es da, das Urbild des Rathauses einer zwar wohlhabenden, aber äusserlich schlichten und doch kraftvoll selbstbewussten Bürgerschaft, geradeso wie die zahlreichen Zunfthäuser seiner Umgebung. Diese bürgerliche Baukunst des alten Zürich ist im Vergleich zu andern Schweizerstädten oder gar den so nahe verwandten süddeutschen Reichsstädten eine auffallend einfache. Fast puritanisch muten uns diese schmalen hohen Häuser an mit ihren einfachen gotischen Fensterreihen. Aber gerade hierdurch erhalten die alten Strassen ein ungemein heimeliges Gepräge, man fühlt sich so wohl in diesen öfters von dem traulichen Geplätscher eines Brunnleins belebten Gassen, die allerdings nicht mehr in allzu grosser Zahl anzutreffen sind. Die letzten Jahrzehnte haben etwas gar zu grausam mit ihnen aufgeräumt, ist doch selbst von den um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch so zahlreichen hochinteressanten Rittertürmen der romanischen und frühgotischen Zeit nicht ein einziger in ursprünglichem Zustande erhalten. Wenn nicht ganz entstellt oder verbaut, so hat man bei den wenigen noch vorhandenen zum mindesten das meist so charakteristische Dach verändert, wie es auch bei dem an der Ecke des Rinder- und Neumarktes gelegenen Grimmenturm der Fall ist, den wir auf Tafel 85 als Beispiel abgebildet haben. Er war schon 1329 mit Anbauten und dem nordwestlich angrenzenden „langen Keller samt Estrich“¹ ein gemeinsames Besitztum der Ritterfamilie der Bilgeri auf dem Bach. Der mächtige Wohnturm stammt aus der Zeit um 1250 und hat in seinen oberen Stockwerken noch gut erhalten die schmalen spitzbogigen Doppelfenster aus jener frühen Zeit. Früher endigte der Turm mit einem charakteristischen Helm mit Dachreiter. Ebenfalls aus gotischer Zeit, etwa von 1350, stammt das oben rechts abgebildete Doppelfenster aus dem Leuengässli von der Rückseite des Hauses Marktgasse Nr. 18. Das daneben abgebildete Haus in der Schweizerhofgasse, ein Hintergebäude des jetzigen Gasthauses „zum Schiff“ am Limmatquai, hat im obersten Stock nur noch ein einzelnes derartiges Spitzbogenfensterchen, während die andern Fenster mit horizontalem Sturze versehen sind. Das Haus scheint aber noch ganz der gotischen Zeit anzugehören und ist vielleicht das besterhaltene Bürgerhaus Zürichs aus dieser frühen Zeit. Besonders schön ist hier der offene Estrich mit Laube aus mächtigen Balken gezimmert, wie sie früher in Zürich viel zu sehen waren, heute aber selten geworden sind. Auch ein schlichter Holzwerker, an das Nachbarhaus „zum Opfel Kammlly“ angebaut, hat sich an diesem Gebäude erhalten.

¹ C. H. Bär. Die bürgerlichen Bauwerke des alten Zürich. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Eidg. Polytechnikums, Sonderabzug, Seite 3.



Ein reicher gotischer Erkerbau ist derjenige am Hause „zum Königsstuhl“ in der Stüssihofstatt Nr. 3 (Tafel 86). Dies Haus, erst seit 1637 „zum Königsstuhl“ genannt, gehörte nebst dem anstossenden Hause „zum wisen Wind“ dem Bürgermeister Rudolf Stüssi, der 1443 in der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl gefallen ist.¹ Die flachgewölbte Decke des Erkerzimmers zeigt das in Holz geschnitzte Wappen des Bürgermeisters, und da jedenfalls der polygonale, in Holz konstruierte Erker zugleich mit der Ausstattung des Saales entstanden ist, was seine Formen vermuten lassen, so dürfte er in der Zeit vor 1443 erbaut worden sein. Hierfür spricht auch das der besten gotischen Zeit angehörige reizvolle Ritterfigürchen, welches knieend mit Stechhelm und Rüstung die aufstrebenden Steinrippen des Erkerfusses trägt. Aus viel späterer Zeit, etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts, stammt die hübsche Fensterreihe von dem „roten Hause“ in der Marktgasse Nr. 17. Die mit Geissfuss profilierten Gewände und Kreuzstöcke haben schöne mit Renaissanceblattwerk verzierte Sockel, eine Bildung, die tief ins 16. Jahrhundert weist.

Als Beispiel der noch oft in Zürich zu findenden Hauszeichen in Form von Wappenschildern und ähnlichen Verzierungen bringen wir auf Tafel 85 das schöne Doppelwappen des Hauses „zum Napf“ in der Napfgasse. Die noch ganz in gotischen Formen gehaltenen Wappenschilder sind diejenigen der damaligen Besitzer des Hauses, des Marx Schulthess vom Schopf und seiner Gattin Beatrix von Cham; auf dem Spruchband steht in gotischen Majuskeln die Jahreszahl 1545. Vielleicht stammt die schöne Arbeit mit andern ähnlichen der gleichen Zeit von dem Stadtwerkmeister Jakob Nöggi, der 1563 auf dem zu Strassburg tagenden grossen deutschen Handwerkstag, welcher die Zürcher Steinmetzbrüderschaft zur ersten in der Eidgenossenschaft bestimmte, zum obersten Meister des Steinwerkes ernannt wurde.²

Tafel 87. Viele Schlösser der Ostschweiz zeichnen sich durch ihre mächtigen, in plumpem Mauerwerk errichteten ungefügten Bergfriede (Donjon) aus, die dem früheren Mittelalter, dem 10.—12. Jahrhundert, angehören. Besonders auffallend ist das rohe, aus unbehauenen riesigen Steinblöcken, die wahrscheinlich durch die Eiszeitgletscher vom Säntisgebiet hierher verfrachtet wurden, erbaute Mauerwerk des Bergfriedes von Frauenfeld. Das Frauenfelder Schloss steht auf einem 17 m über der Murg aufragenden Felskopf, und die Mauern des Turmes messen an der Basis 3 m Dicke, weiter nach oben verjüngen sie sich bis zu 1,30 m. Erbaut wurde dieser ungeschlachte Burgturm während der Regierungszeit Kaiser Heinrichs I (919—936), nachdem schon im Jahre 888 Karl der Dicke den Hof Erchingen (ein Teil des heutigen Frauenfeld) der Abtei Reichenau am Untersee geschenkt hatte. Dies Gebiet verblieb der Abtei bis zu dem im Jahre 1803 durch den Kanton erfolgten Loskauf. 1080 wurde der Turm von den damaligen Schirmherren des Klosters, den Herren von Kyburg, erweitert, aber schon im Jahre 1100 ist die Burg unumschränktes Eigentum der Kyburger. Sie bestellen einen Untervogt und einen Hofmeister von Frauenfeld. Später erbte Graf Rudolf von Habsburg mit den übrigen Besitzungen der Kyburger auch Frauenfeld, und die Hofmeister sind von da ab Vasallen des Hauses Habsburg. Sehr treu stand Frauenfeld zu Österreich, so 1415 gelegentlich der Achterklärung über Herzog Friedrich (mit der leeren Tasche) hielt es getreu zu diesem, wurde aber von den Eidgenossen erstürmt. Später kam es wieder an Österreich, aber bald fiel es bei der Eroberung der ganzen thurgauischen Grafschaft im Jahre 1460 den Eidgenossen wiederum in die Hände und verblieb bei diesen, welche einen Landvogt in das Schloss setzten.

Unten rechts auf der Tafel befindet sich ein kleines Bild des unweit Frauenfeld, über dem gleichnamigen Städtchen gelegenen Schlosses Weinfeld, das sich durch einen gewaltigen, zinnengekrönten rechteckigen Bergfried auszeichnet.

Tafel 88, 89, 90, 91, 92. Auf diesen fünf Tafeln bringen wir Beispiele des in der Ostschweiz üblichen Ständer- und Fachwerkbaues. Der Ständerbau der Ostschweiz, besonders in den zürcherischen und st. gallischen Landschaften verbreitet, zeichnet sich durch die sehr sorgfältige Strebenkonstruktion aus, wie das auf Tafel 88 abgebildete Haus aus Wytikon bei Zürich zeigt, welches dem Werke Gladbachs „Der Schweizer Holzstil“ entnommen ist. Die senkrechten, bei höheren Häusern durch zwei Stockwerke durchgehenden Pfosten werden durch schräge, zierlich in Schwalbenschwanz überblattete Streben, sowie durch die durchlaufenden Brust- und Sturzbalken gefestigt. Zwischen dieses Balkengefüge werden starke Bohlen mittelst

¹ Bær, a. a. O. S. 7.

² Bær, a. a. O. S. 11.



Nut und Feder eingeschoben. Ähnliche Konstruktion findet sich an dem Hause Turmgasse Nr. 6 in St. Gallen, von welchem wir unten links auf der Tafel die Ecke nach der Kugelgasse wiedergeben. Dieses Haus, „Hinterm Turm“ genannt, wurde 1523 durch Magdalene Kromin, Witwe von Hans am Graben, erbaut, ging durch viele Hände, bis es 1763 Hektor Schlatter kaufte. Baumeister S. Schlatter in St. Gallen, der ausgezeichnete Kenner alt st. gallischer Baukunst, welcher im Jahre 1900 das Erdgeschoss des Hauses mit Schonung des Oberbaues neu erstellte, teilte mir mit, dass die zwischen den grossen, durch zwei Stockwerke gehenden Ständern eingeneteten, 12 cm starken Bohlen offenbar von Anfang an mit Ziegelplättchen (Bodenplättchen) benagelt und darüber verputzt gewesen seien. Es wäre dies ein sehr interessanter Übergang vom einfachen Ständerbau zu dem halb in Putzmauerwerk errichteten Fachwerkbau, von welchem wir als ältestes Beispiel auf Tafel 89 das Haus „zur Schwärzi“ in Weinfelden abbilden. Dieses Haus soll nach der Tradition im Jahre 1410 erbaut worden sein, was angesichts der sehr altertümlichen Fachwerkkonstruktion und des hohen Daches nicht ganz ausgeschlossen sein dürfte. Jedenfalls gehört es zu den ältesten erhaltenen Fachwerkbauten der Ostschweiz. Die starken Eckständer stehen mit ihren Basen nicht auf dem Schwellbalken, sondern greifen über diesen hinweg und sitzen direkt auf dem Mauerwerk, resp. hier auf den vorkragenden Deckenbalken. Es ist dies eine sehr alte Konstruktion, die sich nur an den Häusern aus gotischer Zeit findet. Später, wie an unsern weiteren Beispielen aus Frauenfeld, Weinfelden und Ermatingen ersichtlich ist, zapfte man die Ständer in die Schwellbalken ein, wie dies überall üblich wurde. Ebenfalls noch ältere Bauteile finden sich an dem auf Tafel 88 dargestellten Hause „zur Linde“ in St. Gallen. Baumeister Schlatter fand an einem hübschen Vorkamin im Korridor des obersten Stockwerkes das Datum 1576, die untern Teile des Hauses scheinen aber einer älteren Zeit anzugehören, da sich mehrfach gotisierende Motive, beispielsweise an den Kopfbändern der Auskrägung finden, was beim Holzbau nur an älteren Bauten vorzukommen scheint.

Die weiterhin auf unsern Tafeln dargestellten Fachwerkhäuser zeigen die typische Bauweise, welche den malerischen Orten des Thurgaus, der Bodensee- und Rheingegend den anheimelnden Charakter verleiht. Charakteristisch für diese, dem süddeutschen Fachwerkbau nahe verwandten Häuser sind die zierlichen Dreiecksverbindungen an den Dachüberständen, von welchen schon oben bei Besprechung des Toggenburger Bauernhauses die Rede war (Tafel 74). Interessant sind auch die mit zahlreichen überkreuzten Latten benagelten Scheunen- und Stalltüren, die sich besonders im Thurgau finden und auf Tafel 90 und 91 zu sehen sind. Ein besonders schön erhaltenes Fachwerkhäuser ist das auf Tafel 92 vom Jahre 1672 aus Ermatingen am Bodensee. Das einfache Riegelwerk ist noch mit der alten, Ochsenblut genannten, roten Farbe gestrichen, während die zum Emporziehen eingerichteten Fensterläden mit farbigen Ornamenten bemalt sind. Auch die alten Fenster mit Butzenscheiben und Schiebern sind durchweg noch die ursprünglichen. Auf der nach dem See zu gelegenen Langseite finden sich in zwei Stockwerken übereinander hübsche Holzlauben.

Dies Ermatingen, von welchem wir auf Tafel 91 ausser einem hübschen Holzhauser, das auch bemalte Aufzugsläden besitzt, eine Ansicht vom See aus mit dem malerischen Kirchturm wiedergeben, ist ein sehr interessanter Ort, von dem hier als eines charakteristischen Seedorfes etwas genauer berichtet werden soll. Der Ort zerfällt in zwei Teile, „Dorf“ und „Staad“. Ersteres, an der Landstrasse Konstanz-Schaffhausen gelegen, ist mit seiner hübschen Kirche und den stattlichen Häusern ein gewerbereicher Ort, während in dem am Seeufer gelegenen Staad die sonngebräunten Fischer wohnen, die heute noch einen besonderen Dialekt sprechen und manche alte Sitten und Gebräuche treu bewahrt haben. Zu letzteren gehört in erster Linie die Groppenfastnacht, bei welcher alljährlichen Feier die Fischer in altertümlichen weissen Leinwandkitteln und Pluderhosen mit ihren Fischergeräten durch den Ort ziehen. Es soll dies eine Erinnerung daran sein, dass die Fischer am 1. März 1415 den vom Konzil zu Konstanz geflohenen Papst Johann XXIII, der ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm, mit einem Gerichte Groppen bewirtet hätten. Die Groppe, ein kleiner, dickköpfiger Fisch, lebt massenhaft zwischen der in dem seichteren Ufergewässer in Menge wachsenden Armeleuchteralge (Chara), hier Wasserheu genannt, welches namentlich früher als fruchtbarer Dünger auf die Äcker gebracht wurde. Der Fischfang Ermatingens ist übrigens weit und breit berühmt, Forellen aus Ermatingen kommen selbst in Paris auf den Markt.

Dass Ermatingen eine uralte Ansiedlung ist, beweisen die im „Bügen“, einer westlich vom Dorf gelegenen Seebucht, gefundenen Pfahlbaureste, sowie die im Orte aufgedeckten Alemannengräber. Karl Martell schenkte



724 Ermatinga dem kurz vorher von Sintus gegründeten Kloster Reichenau. Später kam es an das Bistum Konstanz, zu dem es bis 1798 gehörte. 1215 wird die Pfarrkirche St. Albinus als Eigentum von Reichenau erwähnt. Im Schwabenkriege überfielen 18,000 Kaiserliche am 11. April 1499 die unter Hauptmann Bluntschli stehende 400 Mann starke eidgenössische Besatzung, metzelten sie nieder und verbrannten das Dorf. Als die Kaiserlichen sich darauf nach Konstanz zurückziehen wollten, stiessen sie bei Triboltingen auf 2000 Eidgenossen, die ihnen eine schwere Niederlage beibrachten. Ermatingen erholte sich jedoch rasch von diesem Schläge und ist heute mit seinen schönen Fachwerkhäusern das getreue Abbild eines alten Bodenseedorfes.

Tafel 93 und 94. Kaum eine andere Schweizerstadt zeigt heute noch ein solch reichstädtisches Gepräge wie das am rechten Rheinufer gelegene Schaffhausen. Sicher erinnert es uns mehr an eine der alten schwäbischen Reichsstädte, die sich im späteren Mittelalter mit solch malerischen Bauten schmückten, als wie an eine Schweizerstadt. Erst im Jahre 1501 trat die Stadt dem Bunde der Eidgenossen bei und blieb auch nach dieser Zeit immer noch in Fühlung mit dem Reich, geradeso wie es auch bei Basel der Fall war. Hat sich doch erst im westfälischen Frieden 1648 die Schweiz endgültig als selbständiger Staat vom deutschen Reiche getrennt, ist aber trotzdem in kultureller wie künstlerischer Beziehung den Stammesgenossen jenseits des Rheines nie fremd geworden und wird es hoffentlich auch nie werden, denn die Muttersprache ist doch das mächtigste Band, das Volksstämme verbindet, mächtiger, als politische Grenzen zu scheiden vermögen. Und gerade hier, an dem von beiden Völkern so geliebten Rhein, fühlen wir mit dem grössten Schweizerdichter, Gottfried Keller, das verknüpfende Band, wenn er singt:

Da rauscht das grüne Wogenband
Des Rheines Wald und Au entlang:
Jenseits mein lieb Badenserland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.

— — — — —
— — — — —

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergess' ich all den alten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

„Wohl mir, dass ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!“

— — — — —
— — — — —

So wandern wir denn mit stolzem Gefühle in den malerischen Gassen des alten Schaffhausen und freuen uns der Zeugen alten Bürgerstolzes und Gemeinsinnes, nicht zuletzt der mächtigen Feste Munot, die, den Einheimischen ein treuer Wächter, dem Feinde ein dräuender Gegner, weit hinausschaut ins herrliche Land. Es ist eine ganz eigenartige Trutzburg dieser Munot, der auch Unot genannt wird, ein riesiges Rondell zur Verteidigung mit Kanonen eingerichtet, einer jener letzten Versuche, den verderblichen Wirkungen der Geschütze mit Steinbauten entgegenzutreten. 1515—1582 wurde er an Stelle älterer, zum Teil frühmittelalterlicher Befestigungswerke, teilweise im Frohndienst der Bürger erbaut. Ein 6 m tiefer und 18 m breiter Graben umzieht das ganze riesige Werk, welches durch zwei gedeckte Gänge, von denen der südliche noch ganz erhalten ist, mit der Stadt in Verbindung steht. Das Ganze wird von einem 36 m hohen Wartturm überragt, dessen oberstes Geschoss ein malerischer Fachwerkbau ist und einem Feuerwächter zur Wohnung dient. Die Umfassungsmauern haben nach Süden eine Höhe von 16 m, sonst sind sie 23 m hoch. Am Turm befindet sich der Haupteingang, durch welchen wir die „Reitschnecke“, einen gewundenen, gepflasterten, 1,80 m breiten Weg betreten, auf welchem man mit Geschützen bis zur Plattform (Zinne) fahren konnte. Diese zur Aufstellung von Kanonen bestimmte Plattform ist von einer 4 m hohen, 2,10 m dicken, mit Erkern versehenen Brustwehr umgeben. Unter der Plattform, die von neun kolossalen Pfeilern getragen wird, befinden sich Kasematten, notdürftig durch vier grosse, runde Öffnungen und mehrere Schiesscharten erhellt. Ein 1,50 m breiter Gang führt in der 4,20 m dicken Mauer rings um die Citadelle zu den Schiesscharten und



den drei im Graben befindlichen Rondellen. Auf Tafel 93 ist unten rechts eine Gesamtansicht des Munot wiedergegeben, links in grösserem Masstabe der obere Teil des Wartturmes. Ausserdem ist auf dieser Tafel noch ein hübscher Blick über die alten Ziegeldächer der Stadt nach dem Obertorturm abgebildet.

Leider war es uns wegen des beschränkten Raumes nicht möglich, mehrere der köstlichen Strassenbilder Schaffhausens im Bilde wiederzugeben. Aber das intimste all der vielen heimeligen Ecken und Winkel, die dem Wanderer in diesem schweizerischen Nürnberg aufstossen, ist wohl die Schönmaiengasse, deren Name allein schon vor dem Blicke ein Strassenbild der Hans Sachs-Zeit auftauchen lässt. Dieses malerische Giebel- und Dachgewirre mit den seltsam geformten Schornsteinköpfen und Windfähnchen, Staffeligiebeln, Klebdächern und Dachluken wird von dem hohen, wartturmartigen Glockenturm der St. Johannis-kirche überragt, der an einer Ecke hoch oben ein lustiges Erkerlein trägt. Das Haus „zum schönen Maien“, welches der Gasse den Namen gegeben hat, fällt durch seinen ungleichmässig ausgebildeten Staffeligiebel auf. Von Symmetrie ist an dieser Fassade wahrlich nicht viel zu bemerken und doch welch harmonische Gesamterscheinung! Diese alten Baumeister waren doch ganze Kerls, wir können nur staunend vor ihren Werken stehen und diese Sicherheit bewundern, mit der ihnen einfach alles gelang.

Tafel 95 und 96. Am Oberrhein, zwischen Schaffhausen und Basel, liegen mehrere alte Städtlein, die träumerisch ihre Häuser in den grünen Fluten des Rheines spiegeln, heute verlassen vom Verkehr, aber ganz und gar das Abbild jener Zeiten, in denen die Baukunst noch nicht die Sklavin der Hässlichkeit war. Viele dieser Orte waren einst sehr belebt und verkehrsreich, wie Zurzach und Laufenburg. Der erstere Ort ist heute fast zu einem Dorfe geworden, nur der hohe Chorbau der Stiftskirche St. Verena, die wir auf Tafel 95 abbilden, gemahnt an jene Zeiten grösseren Lebens, als die berühmte Zurzacher Messe die Kaufleute aus einem Umkreis von Frankfurt bis Augsburg heranzog. Heute bietet uns das stille Städtlein in seinen gemütlichen Kleinbürgerhäusern eine Menge vorbildlicher Baulösungen und malerischer Winkel, wie die auf Tafel 96 wiedergegebenen Motive zeigen mögen. Die alte Stiftskirche St. Verena ist einer der bedeutendsten gotischen Kirchenbauten der Nordschweiz. Schon im 4. Jahrhundert soll hier eine der hl. Jungfrau geweihte Kirche gestanden haben, denn Zurzach war als das Tenedo der Römer schon in frühester Zeit ein nicht unbedeutender Ort, wichtig wegen seines Rheinüberganges, der hier gleichzeitig durch mehrere Brücken vermittelt wurde. 1294 wird von einem Brande der Stiftskirche berichtet, welcher dieselbe fast ganz zerstörte. 1347 wird von Bischof Berchtold von Konstanz in Gegenwart der Königin Agnes von Ungarn der prachtvolle Chor geweiht. Dieser Chorbau ist in mehrfacher Hinsicht hoch interessant.¹ Er erhebt sich auf einer gleichzeitig erbauten Krypta, also einer gotischen, was nicht häufig ist. Der Raum dieser Krypta wird durch zwei Stützenpaare in ebenso viele gleich breite Schiffe geteilt, die mit Kreuzgewölben versehen sind. Über dem Chore liegt dann, was ganz ausserordentlich selten vorkommt, eine Glockenstube, wodurch jener zweigeschossig wird und das Aussehen eines Turmes erhält. Nach Westen ist diese Glockenstube geradlinig abgeschlossen, während der Abschluss nach Osten dreiseitig, demjenigen des Chores folgt. Den hohen, mit prächtigen Masswerken gezierten Chorfenstern, von denen das mittlere etwas niedriger ist als die übrigen, entsprechen ebenso viele kleine, spitzbogige Masswerkfenster der Glockenstube. Ein hohes Dach mit hübsch geformtem Dachreiter schliesst das Ganze ab.

Tafel 97, 98, 99, 100. Das malerischste, romantischste Städtlein von all den vielen, die unserm lieben Rhein gehören, ist wohl jene Perle, die um schnöden Geldgewinnes willen aus seiner Krone in rohester Weise herausgeschlagen werden soll — Laufenburg. Das unter dem Donnern seines Rheines im Gisch des Laufen ergraute Felsennest mit den verwitterten Häuserantlitzen und seiner herrlichen, hochgebauten Brücke, es soll vernichtet werden; man wird die Felsen und Häuser wegsprengen, die Brücke niederreissen, ein ruhiger See tritt an die Stelle der schäumenden, brausenden Rheinflut mit ihren weissen Sturzkämmen und den trotzigem Felsköpfen. Ein grosses Elektrizitätswerk werden wir eintauschen gegen dies herrliche Bild, das wohl auf dem ganzen Erdenrund nicht seinesgleichen hat. Denn, wo sonst noch wird gewaltigste Naturschönheit, wilde Pracht ursprünglicher Stromgewalt in den Rahmen alter Kultur und Menschenkunst gefasst wie hier an dieser Ecke unseres jugendlichen Rheinstromes? Gewiss ist der Rheinfall bei Schaff-

¹ Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, Seite 504 ff.



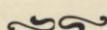
hausen, der auch der Laufen genannt wird, von majestätisch grossartiger Pracht, grösser als die Laufener Fälle, aber was letzteren einzig ist, sind seine alten Häuser, die Brücke, die Türme, eben dies Menschennest, was sich da so lustig auf den Felsmauern angeklebt hat, dass man schier glauben möchte, es sei so gewachsen von selbst wie der Felsboden seiner Fundamente. Und diese Brücke! Der eine Teil, heute zu Baden gehörig, ist mit Dach und Schindelwand versehen, dann kommt der mächtige Mittelpfeiler mit zwei Bäumen bestanden, heute die Grenze gegen das Schweizerland, weiter noch eine Nepomukstatue, und alles das hoch über den brausenden, drängenden Fluten des jugendlichen Rheines, der dann etwas unterhalb den donnernden Sturz über den sich trotzig entgegenstellenden Bock der roten Fluh wagt. Ich habe auf den Tafeln versucht, einige Bilder dieser kaum wiederzugebenden Herrlichkeit festzulegen, es war eine wehmütige Arbeit! Soll ich dich zum letzten Male gesehen haben, du liebes Stück Heimatstrom, wo ich so manche Stunde gegessen habe und hineinschaute in die stürzenden Wasser, aus denen manchmal ein Fischlein aufblitzend ins perlenfunkelnde Luftreich sprang, um wieder wie jubelnd in deine Fluten zurückzutauchen, du geliebter Vater Rhein? Wie wird man dich noch misshandeln, stolzer Strom! Du sollst nur noch der Lastknecht des Handels, der gequälte Arbeiter der Industrie sein, kein Rhein, nein, ein Kanal, ein Turbinentreiber! Und wir, die wir dich so heiss lieben, wir müssen untätig zuschauen, wie du geknechtet wirst. Nachkommende Geschlechter werden uns fluchen, aber sie sollen wenigstens erfahren, dass ein grosser Teil deines Volkes für dich gestritten hat in verzweifelter Gegenwehr.

Schon im Anfang des 11. Jahrhunderts erscheint unser Laufenburg in den Urkunden unter dem Namen Loufenberc und der Ort hatte als Umladestation der Schiffsgüter eine nicht geringe Bedeutung. Zwei Burgen standen hier, von denen die eine, Oftringen, auf einem Felsklotz dicht über dem Rhein erbaut, heute gänzlich verschwunden ist, während die andere als malerische Ruine den höchstgelegenen Punkt des heutigen Städtleins bildet. Die Stadt bestand aus zwei Teilen, wie in Basel die „mehrere“ und die „mindere“ Stadt genannt, welche letztere auf dem rechten Rheinufer gelegen, heute als Klein-Laufenburg zum Grossherzogtum Baden gehört, während Gross-Laufenburg schweizerisch ist. Ursprünglich gehörten Burgen und Stadt dem Stifte Säckingen; Schirmvögte waren zuerst die Grafen von Lenzburg, später die Habsburger. 1315 verlieh Johann I, Graf von Habsburg, der Stadt das erste geschriebene Stadtrecht. Als österreichischer Ort hatte die Stadt in den vielen Kriegen schwer zu leiden, so im Zürichkrieg und besonders im Dreissigjährigen Kriege. Mehrmals wurde sie belagert, erobert und geplündert; die Schweden zerstörten das Schloss. Herzog Bernhard von Weimar liess nach Eroberung der Stadt den Pfarrer von Laufenburg, Andreas Wunderlin, seinen Kaplan und mehrere andere Opfer öffentlich hinrichten, an der Stelle, wo heute das Hotel Soolbad steht. Als der kaiserliche General Götz die Stadt wieder nehmen wollte, liess Herzog Bernhard die Brücke abbrechen, d. h. wohl nur den hölzernen Oberbau. Schon auf der Stadtansicht von Merian sind wie noch heute drei Steinpfeiler auf der schweizerischen Seite sichtbar. Im Frieden zu Campo Formio (1797) und zu Lüneville (1801) kam Laufenburg an Frankreich. 1813, im Wiener Frieden, wurde Gross-Laufenburg mit dem Fricktal an die Schweiz gegeben und dem neugebildeten Kanton Aargau zugeteilt. Klein-Laufenburg wurde badisch.

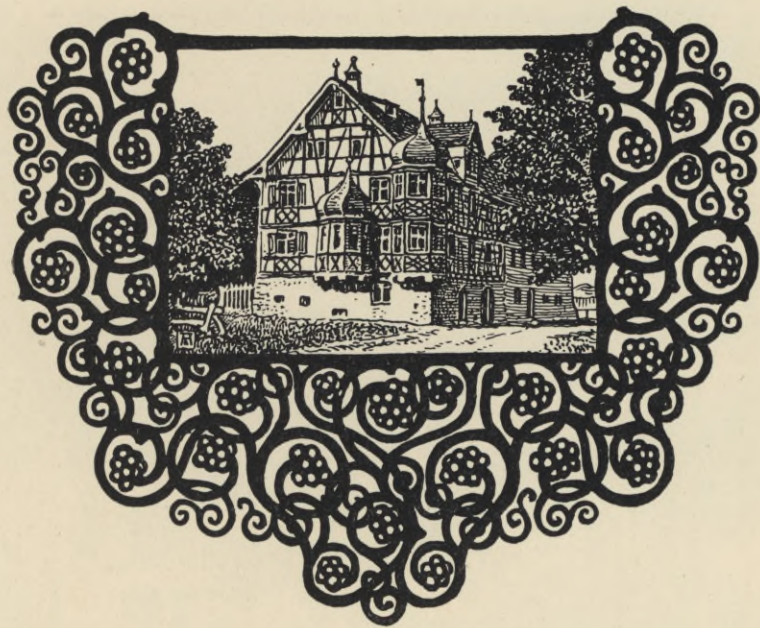
Dass nicht nur die Rheinfronten des Städtleins von hohem malerischem Reize sind, sondern auch die aufsteigenden Gassen im Innern mit ihren heimeligen Brunnenplätzlein und den alten Bürgerhäusern, zeigen die beiden Bilder auf Tafel 99. Oben ist die Wasengasse mit dem mächtigen Oberwasentor abgebildet, im Vordergrund ein Brunnen mit hübscher Brunnensäule, auf der als Windfähnchen der Laufener Löwe zu sehen ist. Auf dem unteren Bildchen sieht man an dem wiederum mit einem Brunnen gezierten Laufenerplatz das alte Spital, heute Armenhaus, mit der Dreifaltigkeitskapelle im Erdgeschoss und dem interessanten gotischen, mit Renaissanceornamenten geschmückten Portal, welches auf Tafel 100 im Detail abgebildet ist. Dieses Spital wird schon 1439 erwähnt, der heutige Bau aber dürfte hundert Jahre später errichtet worden sein. Auf derselben Tafel finden sich noch zwei schöne spätgotische Portale von dem heutigen Bezirksamte in Laufenburg, das eine aus dem Treppenhaus mit der Jahreszahl 1525, während das andere, mit reichem Stabwerk, gotischen Krabben und Wappenschild geschmückte, das Hauptportal an der Strasse ist. Auch noch eine interessante Türe aus Schaffhausen mit komplizierten Überschneidungen und Profildurchdringungen, datiert 1549, bilden wir auf dieser letzten Tafel ab.

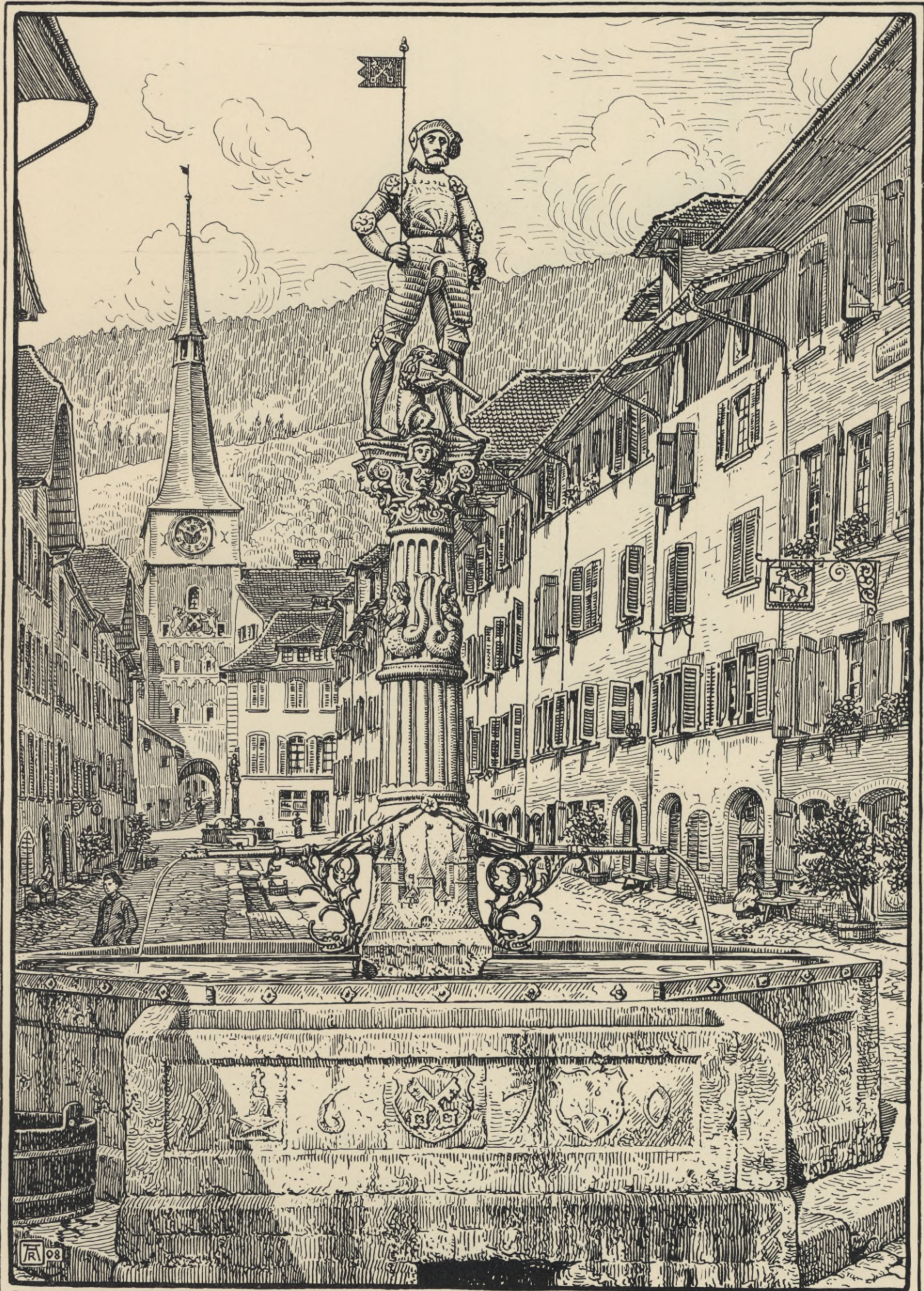


LITERATUR.



- Anheisser*, Malerische Baukunst in Tirol. Frankfurt a/M 1909.
- Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, redigiert von *J. R. Rahn*.
- Argovia, Zeitschrift der histor. Ges. des Kantons Aargau. 1860 ff.
- Baer*, Die bürgerlichen Bauwerke des alten Zürich. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jubiläums des eidg. Polytechnikums, II. Bd. S. 33—96.
- Das Bauernhaus in der Schweiz. Herausgegeben vom schweiz. Ingenieur- und Architektenverein. Zürich 1903.
- Blavignac*, Histoire de l'architecture sacrée. Paris 1853.
- Dändliker*, Geschichte der Schweiz. 3. Aufl. Zürich 1892.
- Deininger*, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. 1887.
- Fatio* und *Luck*, Augen auf! Schweizer Bauart alter und neuer Zeit. Genf 1904.
- Geographisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg 1900 ff.
- Gladbach*, Der Schweizer Holzstil. Darmstadt 1868.
- Gladbach*, Die Holz-Architektur der Schweiz. Zürich und Leipzig 1885.
- Graffenried* und *Stürler*, Schweizer Architektur, gesammelt im Berner Oberland. Bern 1850 ff.
- Heer*, Die Schweiz. In: Land und Leute, Monographien zur Erdkunde. Bielefeld und Leipzig 1899.
- Hinderer*, Alte Schweizer Bauweise. Frankfurt a/M 1907.
- Hunziker*, Das Schweizerhaus, 5 Bände. Aarau 1900 ff.
- Kind*, Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte. Chur 1859.
- Lambert* et *Rychner*, L'architecture en Suisse aux différentes époques. Bâle-Genève 1883.
- Merz*, Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau. Aarau 1906 ff.
- Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft Zürich.
- Näf*, Chronik von Stadt und Landschaft St. Gallen. 1867.
- Nüscheler*, Die Gotteshäuser der Schweiz.
- Propper*, Das alte Biel und seine Umgebung. Biel 1902.
- Rahn*, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Zürich 1876.
- Rahn*, Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz. Wien 1883.
- Rahn*, Die mittelalterlichen Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau. Frauenfeld 1899.
- Rameau*, Le Vallais historique. Basel 1885.
- v. Rodt*, Bernische Burgen. Bern 1909.
- v. Rodt*, Kunstgeschichtliche Denkmäler in der Schweiz. Bern 1883—1887.
- Schneeli*, Renaissance in der Schweiz. München 1896.
- Schweizer Kunstkalender 1905, 1906, 1907. Zürich.
- Türler*, Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Bern 1896.
- Varin*, L'architecture pittoresque en Suisse. Paris 1861.
- Vuilliéty*, La Suisse à travers les âges. Bâle-Genève.





Neuenstadt-Neuveville am Bieler See ~ ~ ~ ~ ~ Kanton Bern

R 08



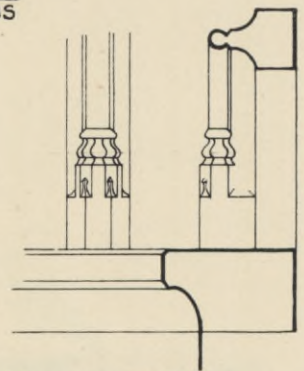
RATHAUS



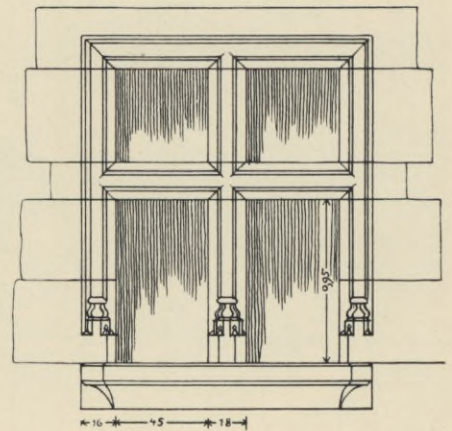
LE LANDERON



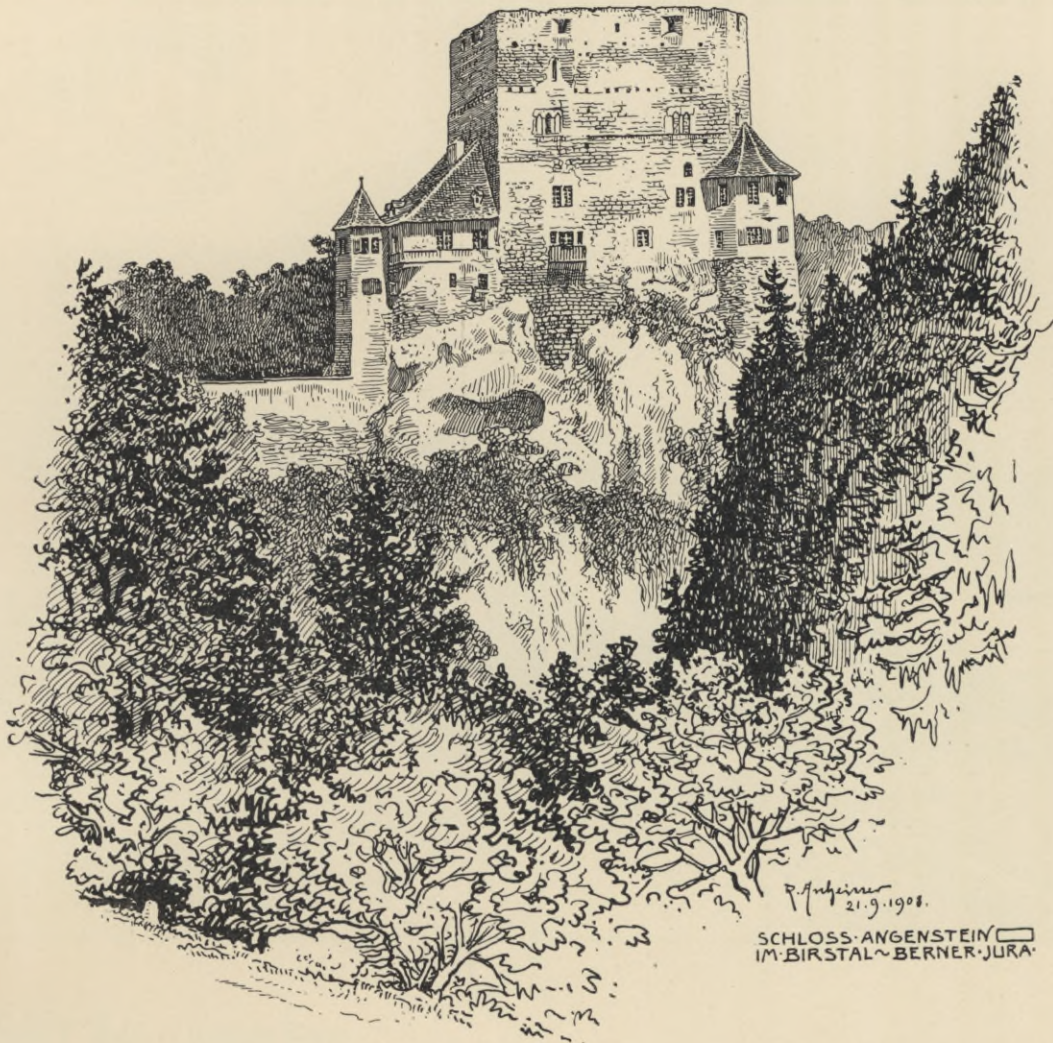
1908 LANDERON



ERDGESCHOSSFENSTER
AM RATHAUS



← 16 — 45 — 18 —



SCHLOSS-ANGENSTEIN
IM BIRSTAL ~ BERNER-JURA



Mausdorn in Nennstätt



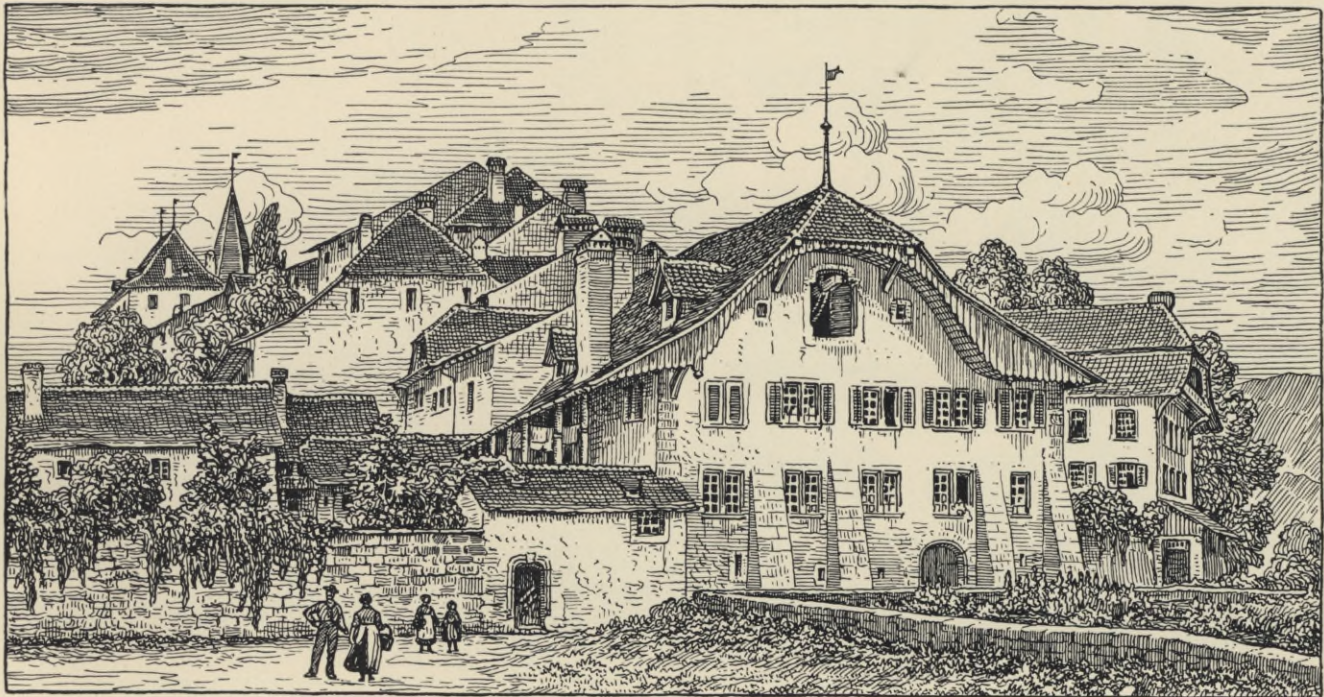
Mausdorn in Landenen

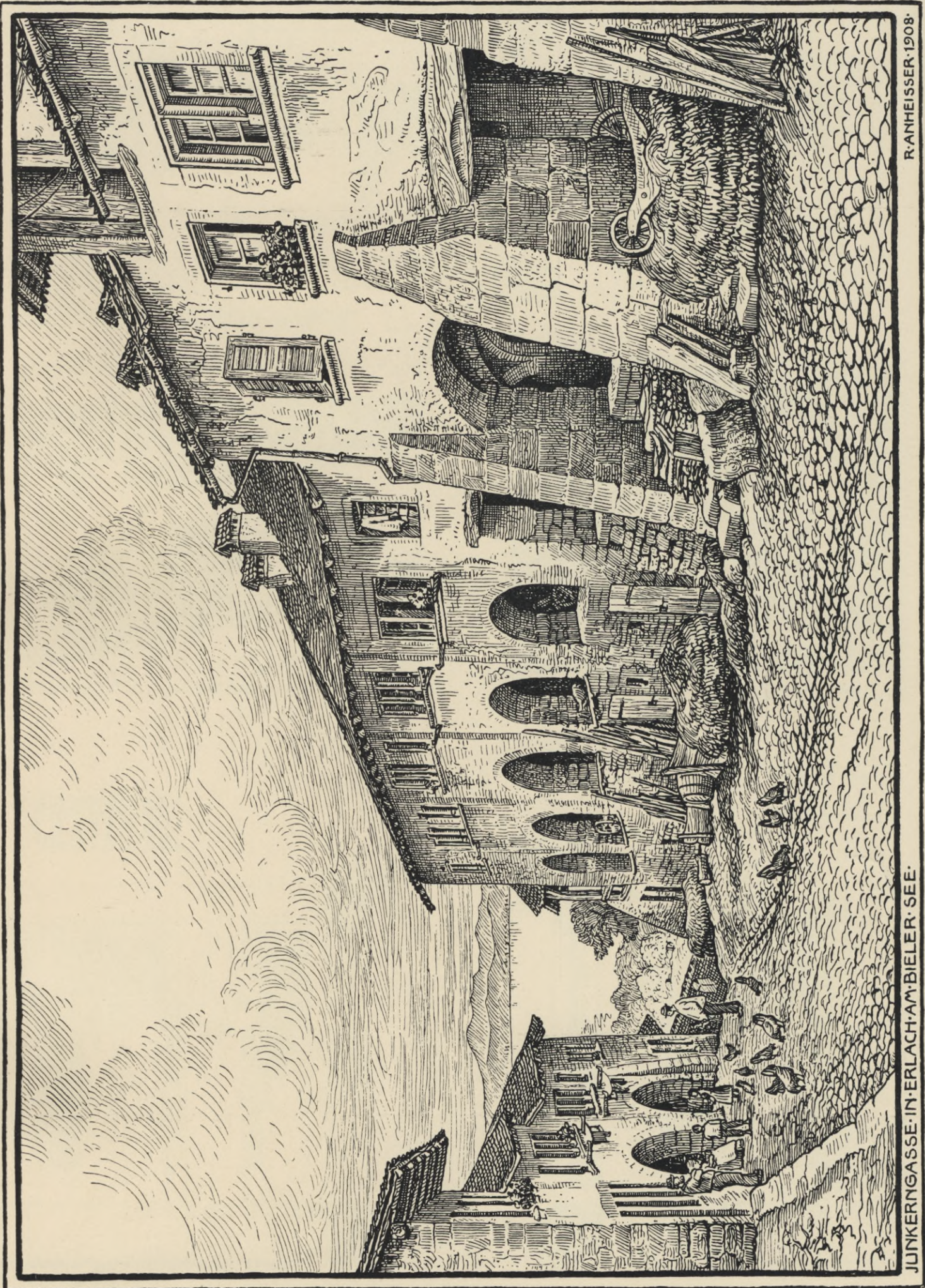


Erlach am Bieler See .. Kanton Bern ..



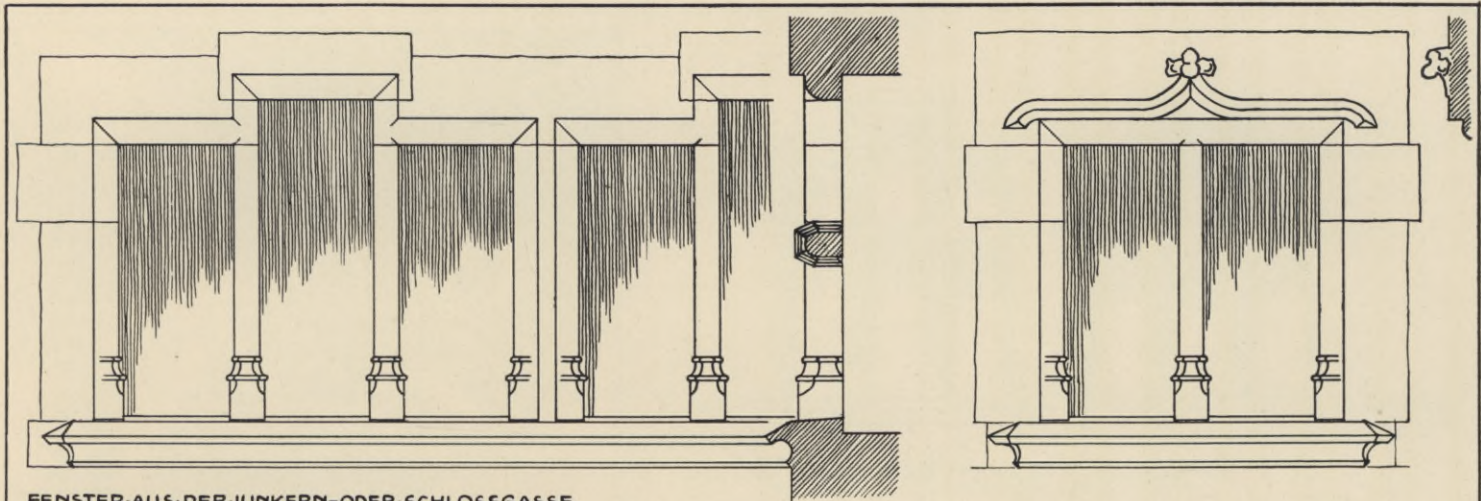
Wappen der Erlach
im Münster zu Bern



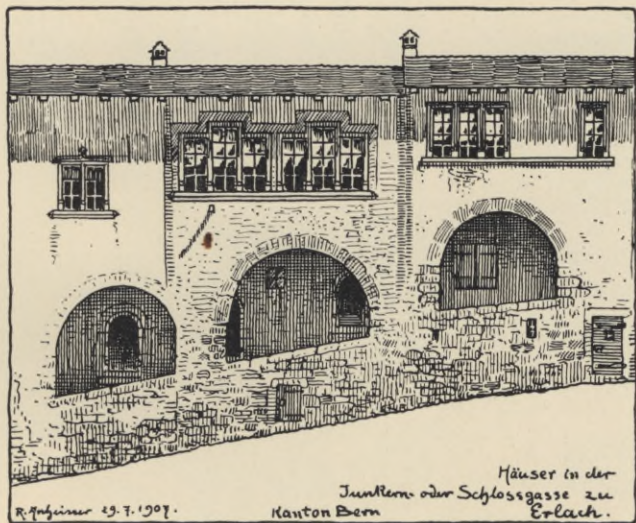


R. ANHEISSER 1908

JUNKERGASSE IN ERLACH AM BIELER SEE



FENSTER AUS DER JUNKERN-ODER-SCHLOSSGASSE
ZU ERLACH-CERLIER-AM-BIELER-SEE-KANTON-BERN

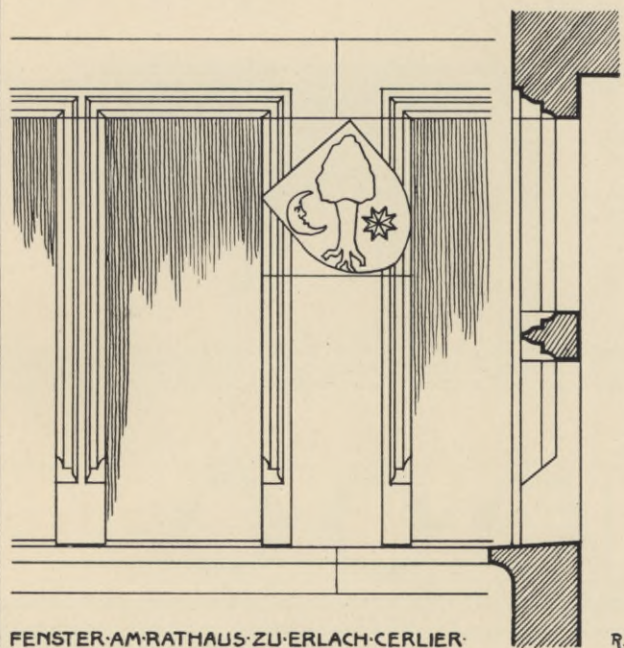
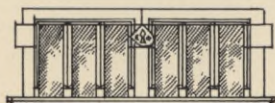


Mäuser in der
Junkern-oder-Schlossgasse zu
Erlach.
Kanton Bern



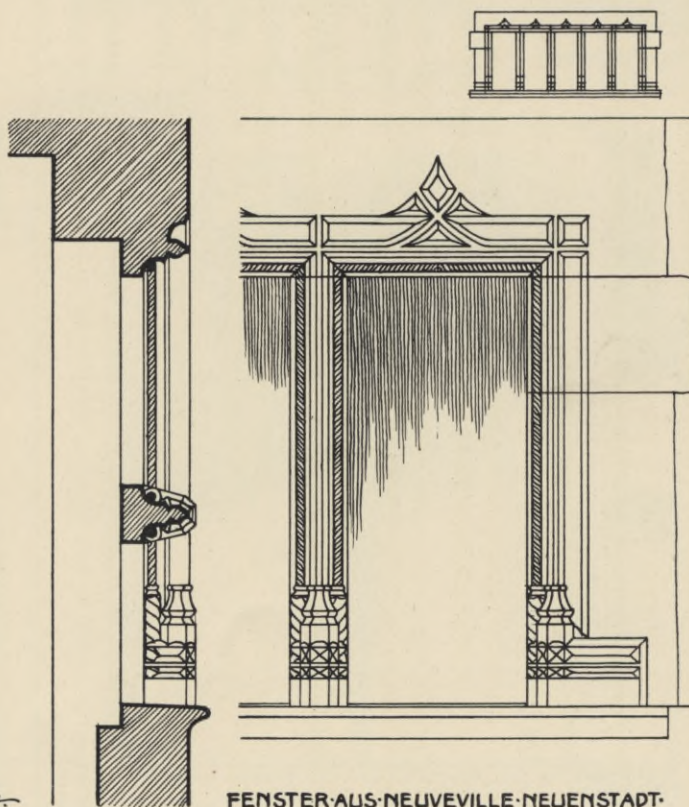
ERLACH-AM-BIELER-SEE-
CERLIER-KANTON-BERN

NACH PAUL ROBERT 1873



FENSTER AM RATHAUS ZU ERLACH-CERLIER

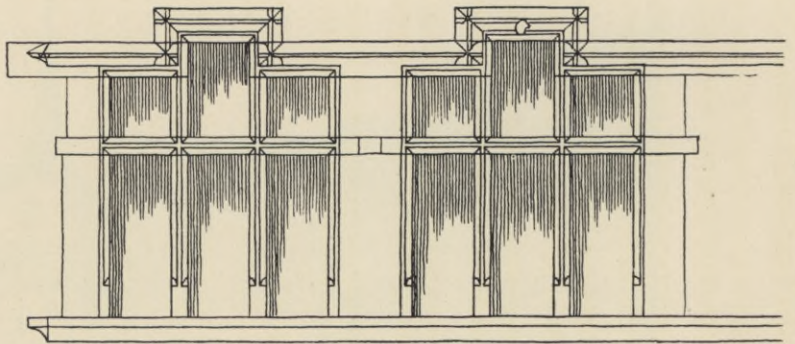
R. Anzeimer 1907



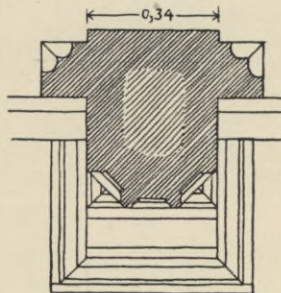
FENSTER AUS NEUVEVILLE-NEUENSTADT



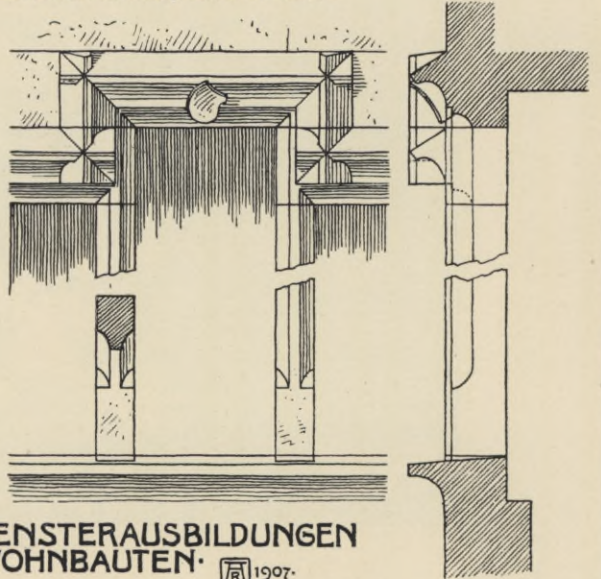
STEIN-AM-RHEIN · FENSTERSÄULE IN DER ABTSWOHNUNG DES KLOSTERS · ST-GEORGEN · A · D · 1511 ·



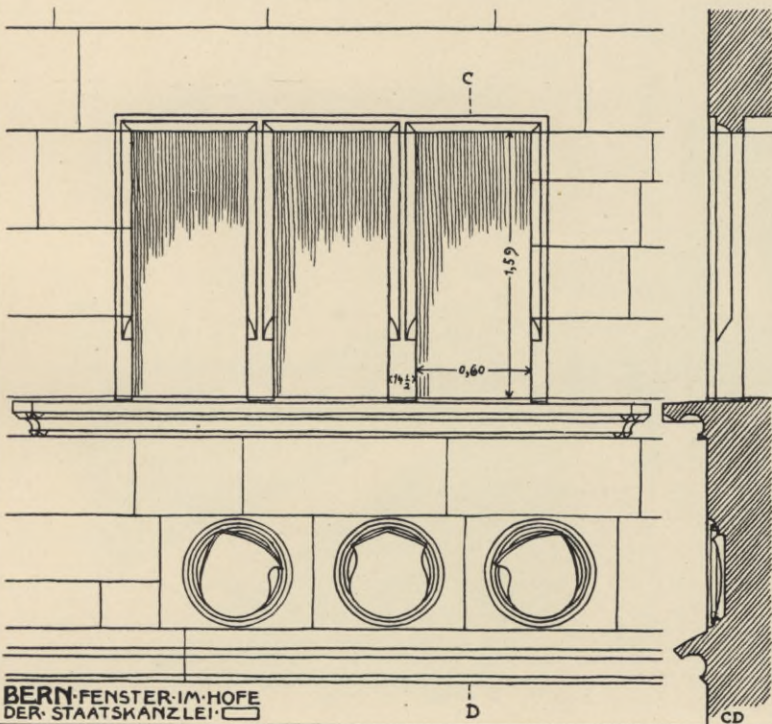
STEIN-AM-RHEIN · FENSTER AM EHEMALIGEN GREDHAUSE (STAPELHAUS) · ERBAUT 1517 ·



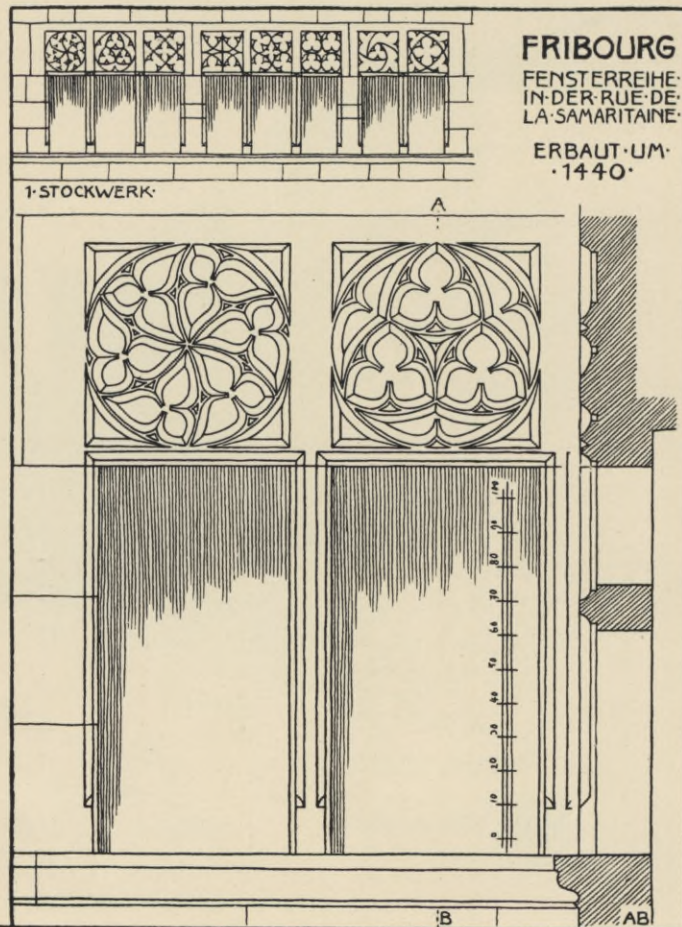
SCHNITT DURCH DIE FENSTERSÄULE



SPÄTGOTISCHE FENSTERAUSBILDUNGEN AN SCHWEIZER WOHNBAUTEN · 1907 ·



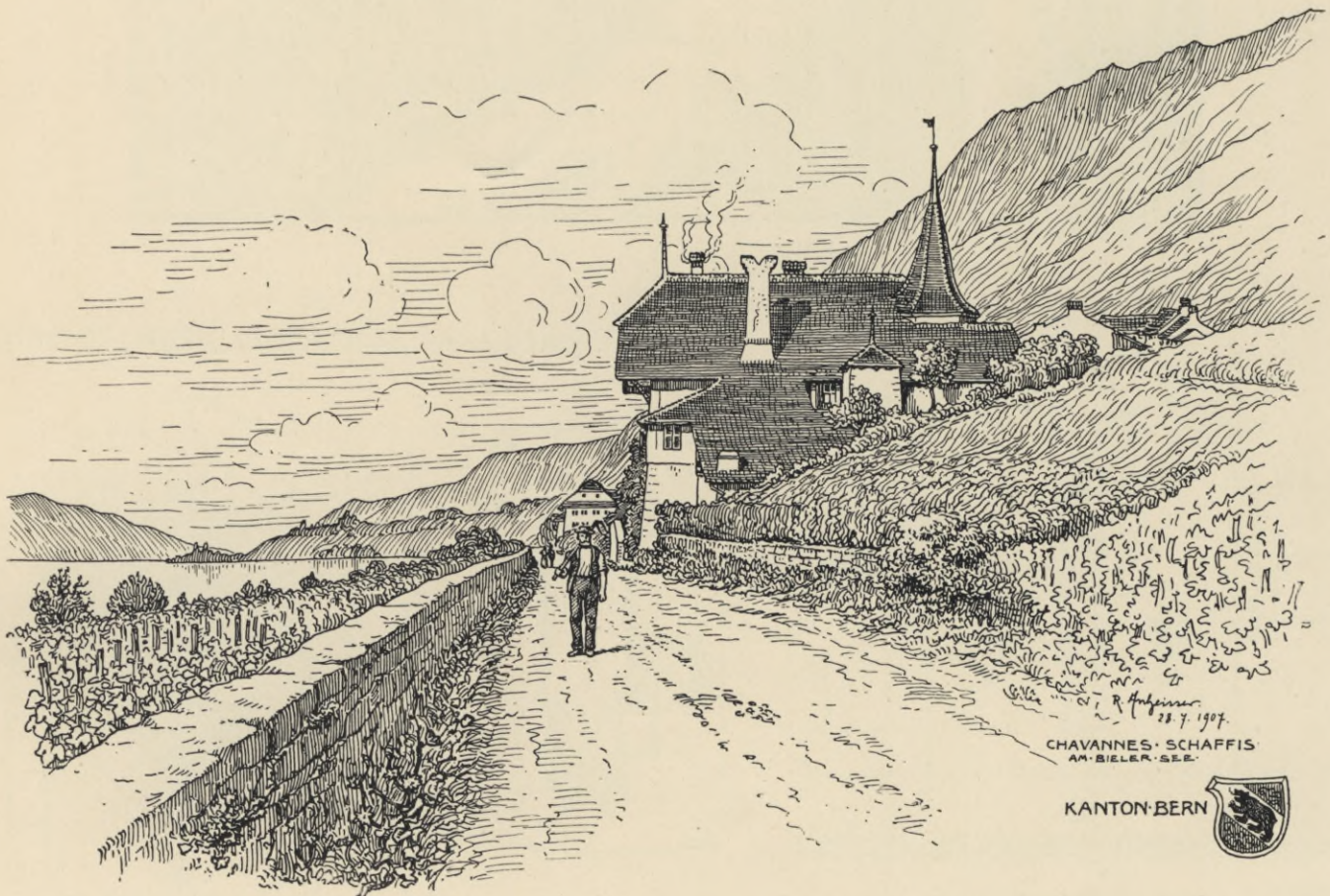
BERN · FENSTER IM HOF DER STAATSKANZLEI ·



FRIBOURG · FENSTERREIHE IN DER RUE DE LA SAMARITAINE · ERBAUT UM 1440 ·



LIGERZ · GLERESSE · AM · BIELER · SEE ·



CHAVANNES · SCHAFFIS
AM · BIELER · SEE ·

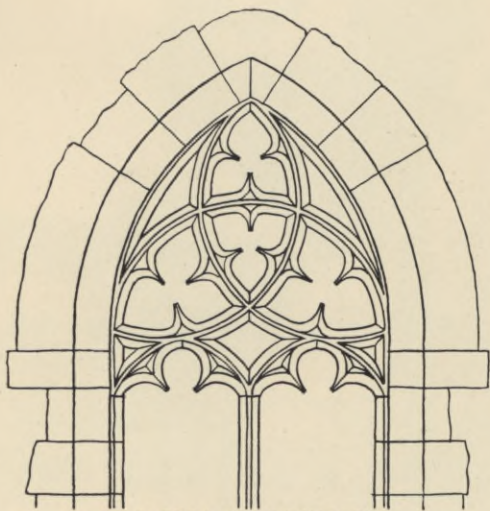
KANTON · BERN



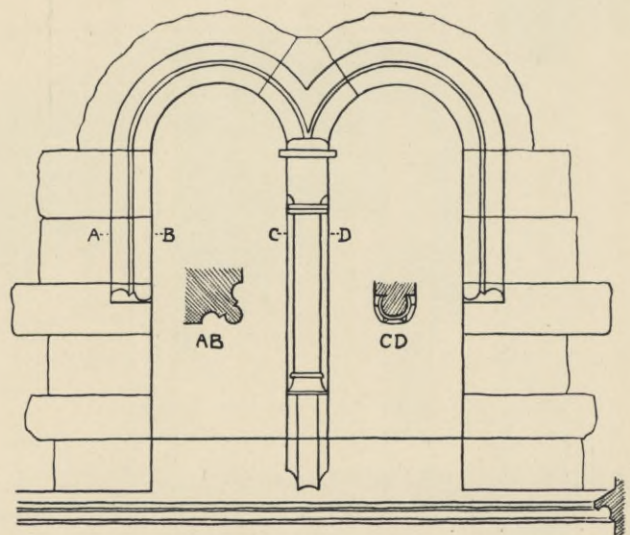
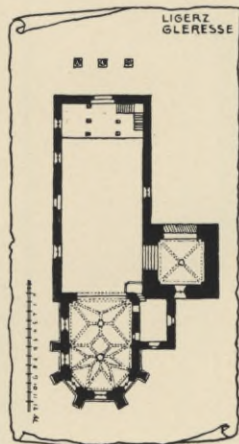


R. ANHEISSER 29.7.1907

KIRCHE IN LIGERZ · GLÉRESSE · AM BIELER-SEE ·

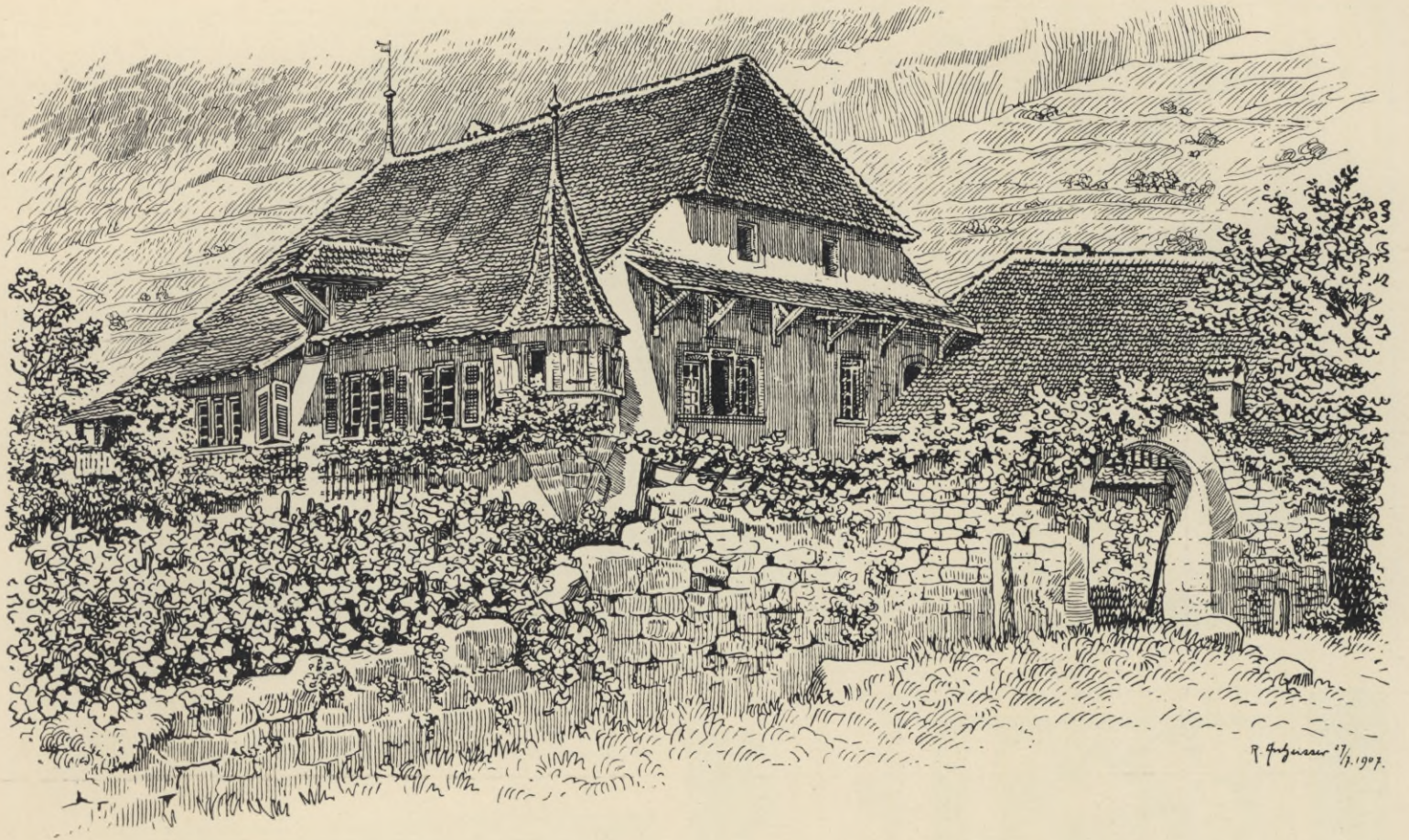


MITTLERES · CHORFENSTER ·



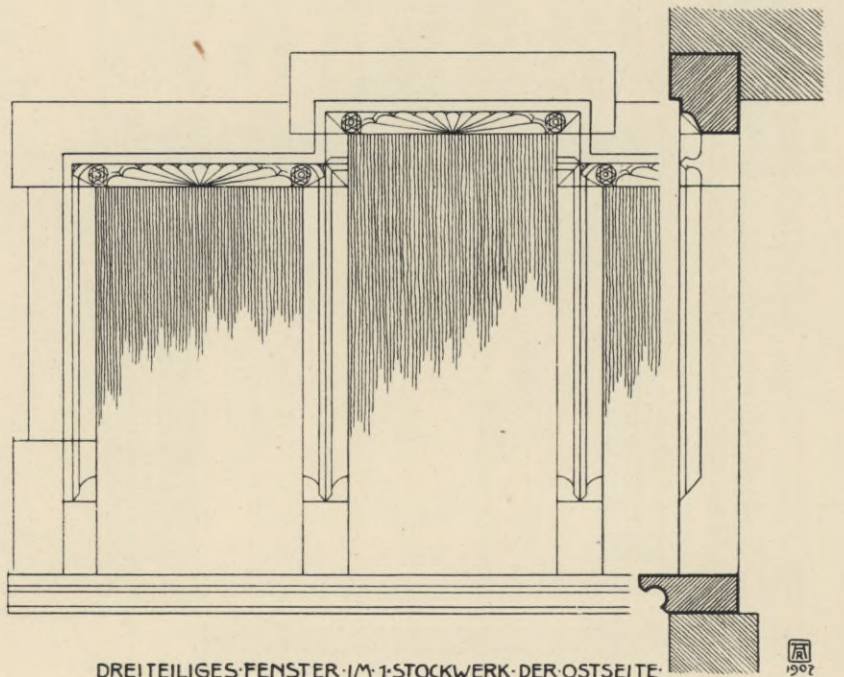
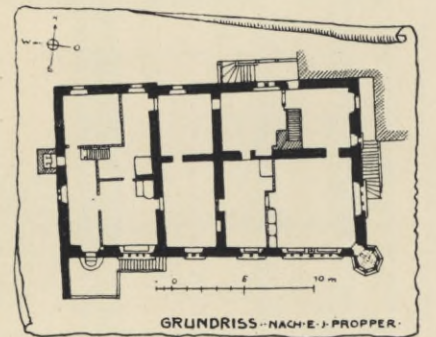
SCHALLÖFFNUNG · AM · TURM ·

R. Anheisser nach
29.7.1907

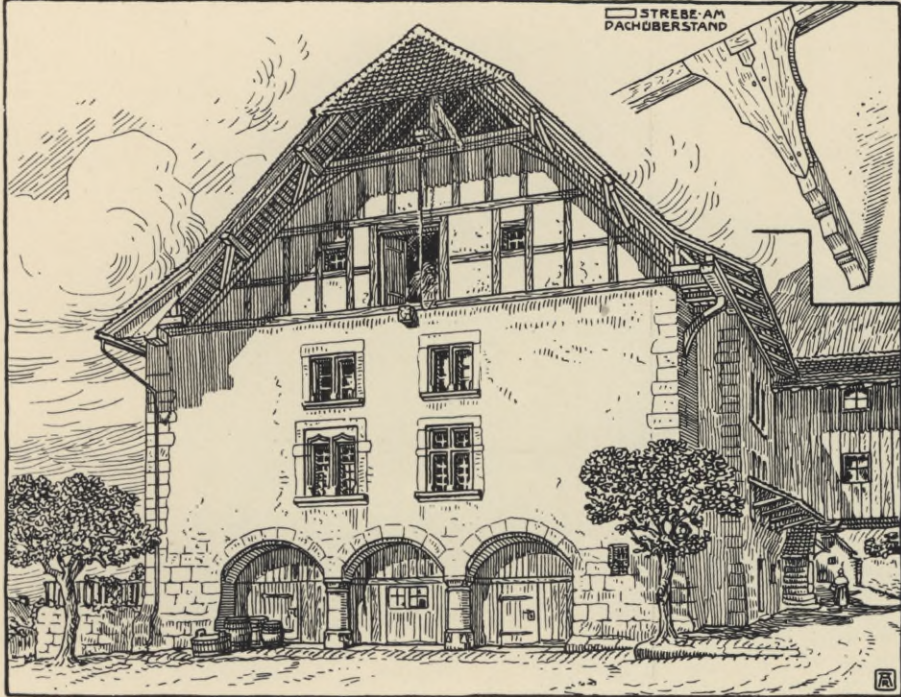


Edelsitz der
 Junker von
 Ligerz am
 Bieler See

15349

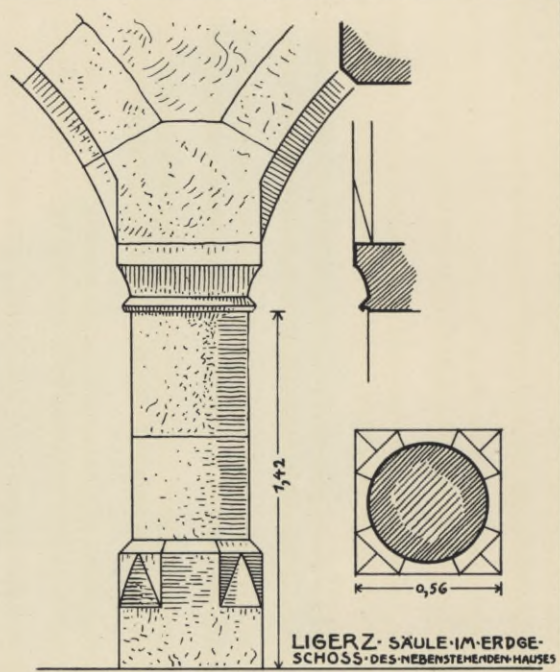


DREITEILIGES FENSTER IM 1-STOCKWERK DER OSTSEITE

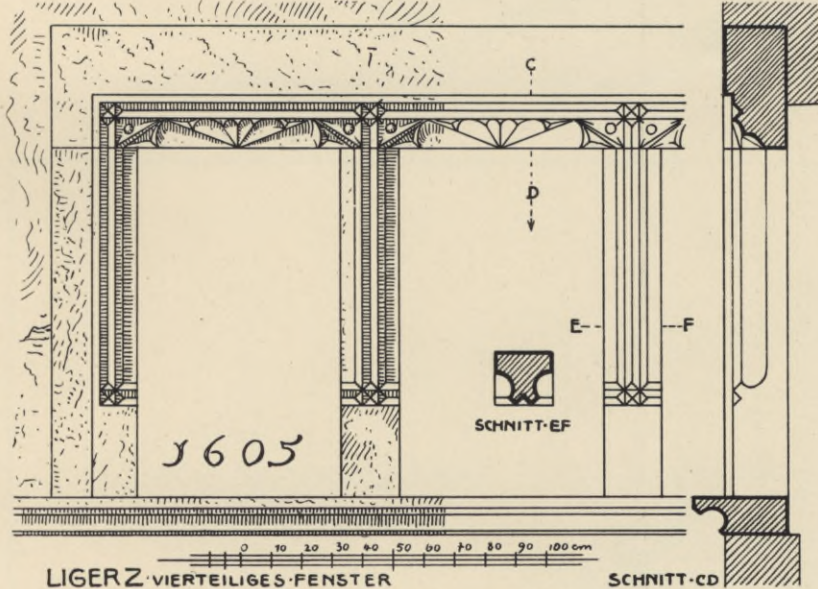


LIGERZ-GLERESSE-AM-BIELER-SEE

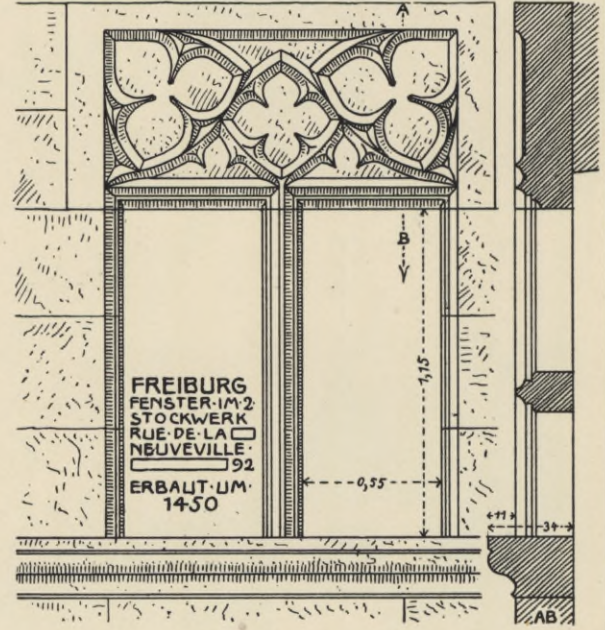
R. Hofmeister angez. 1907



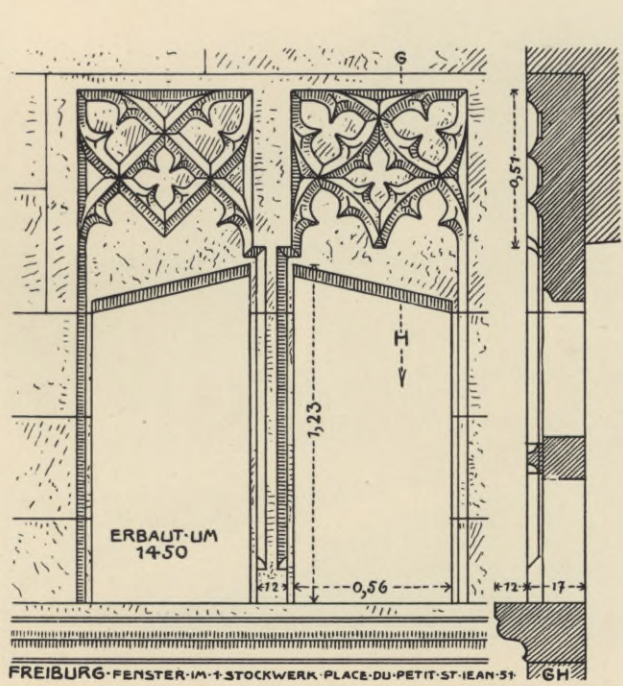
LIGERZ-SÄULE-IM-ERDGE-SCHOSS-DES-NEBENSTEHENDEN-HAUSES



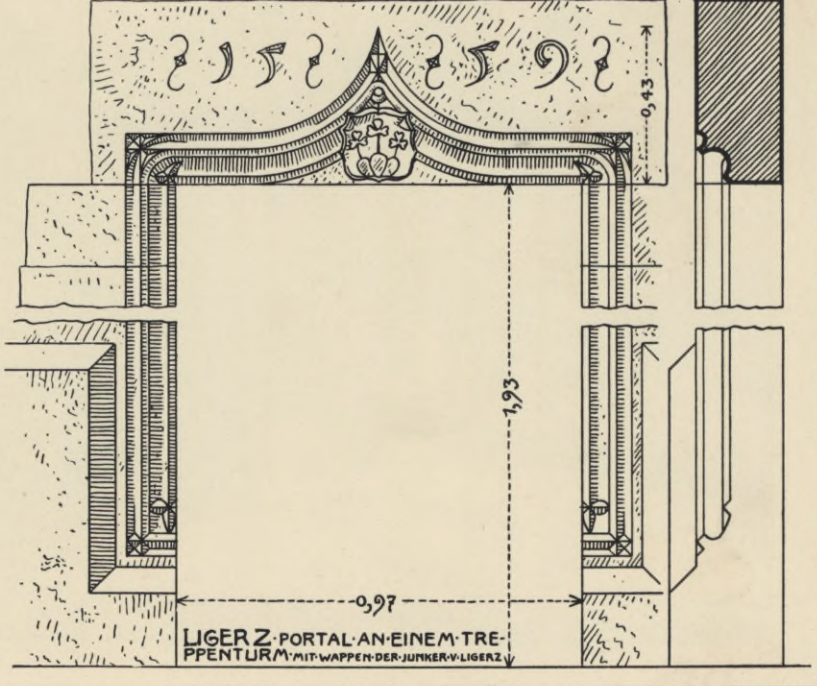
LIGERZ-VIERTEILIGES-FENSTER



FREIBURG-FENSTER-IM-2-STOCKWERK RUE-DE-LA-NEUVEVILLE-ERBAUT-UM-1450



FREIBURG-FENSTER-IM-1-STOCKWERK-PLACE-DU-PETIT-ST-JEAN-51

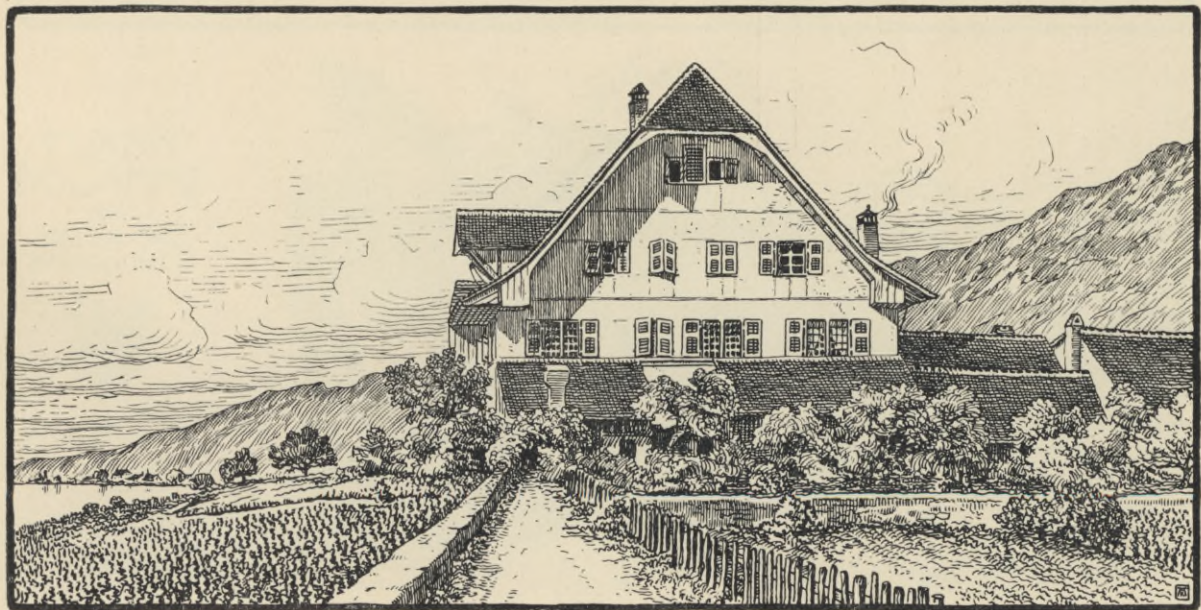


LIGERZ-PORTAL-AN-EINEM-TREPPENTURM MIT-WAPPEN-DER-JUNKER-V-LIGERZ



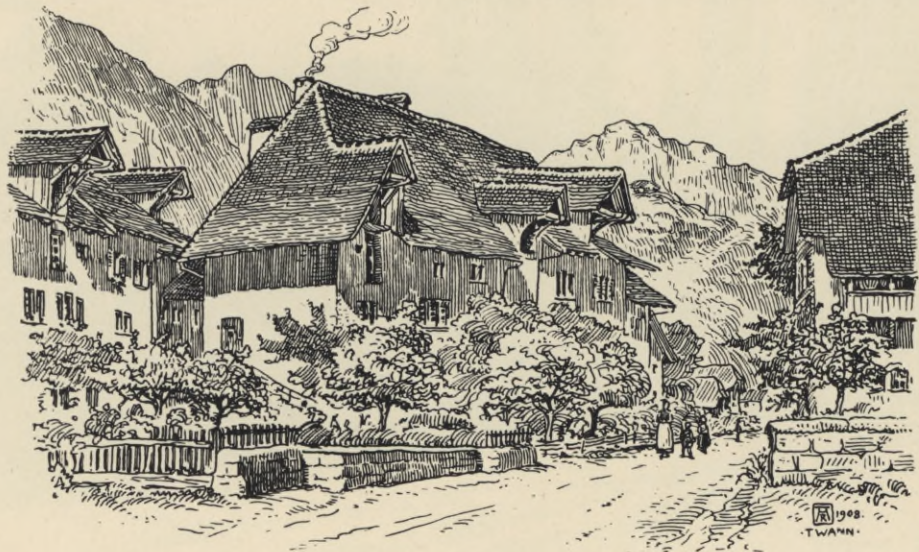


T WANN · DOUANNE ·
AM · BIELER · SEE · KANTON · BERN



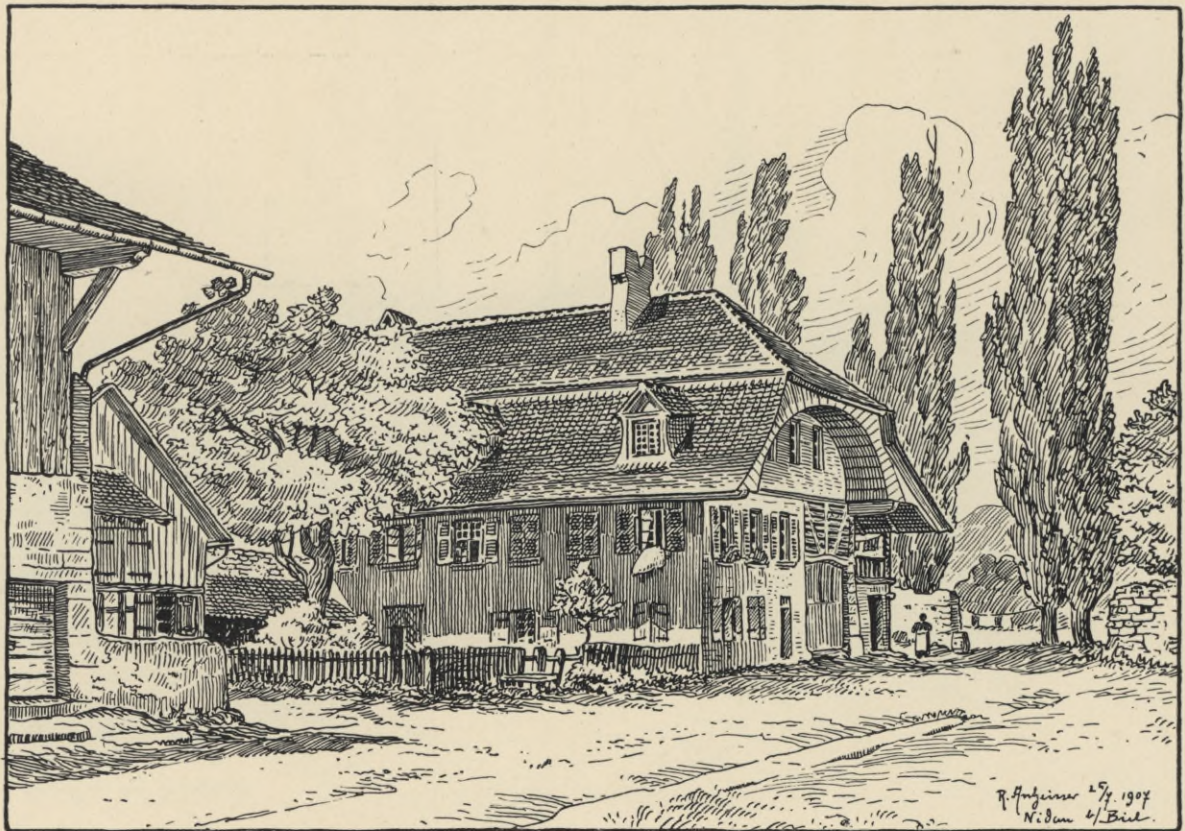


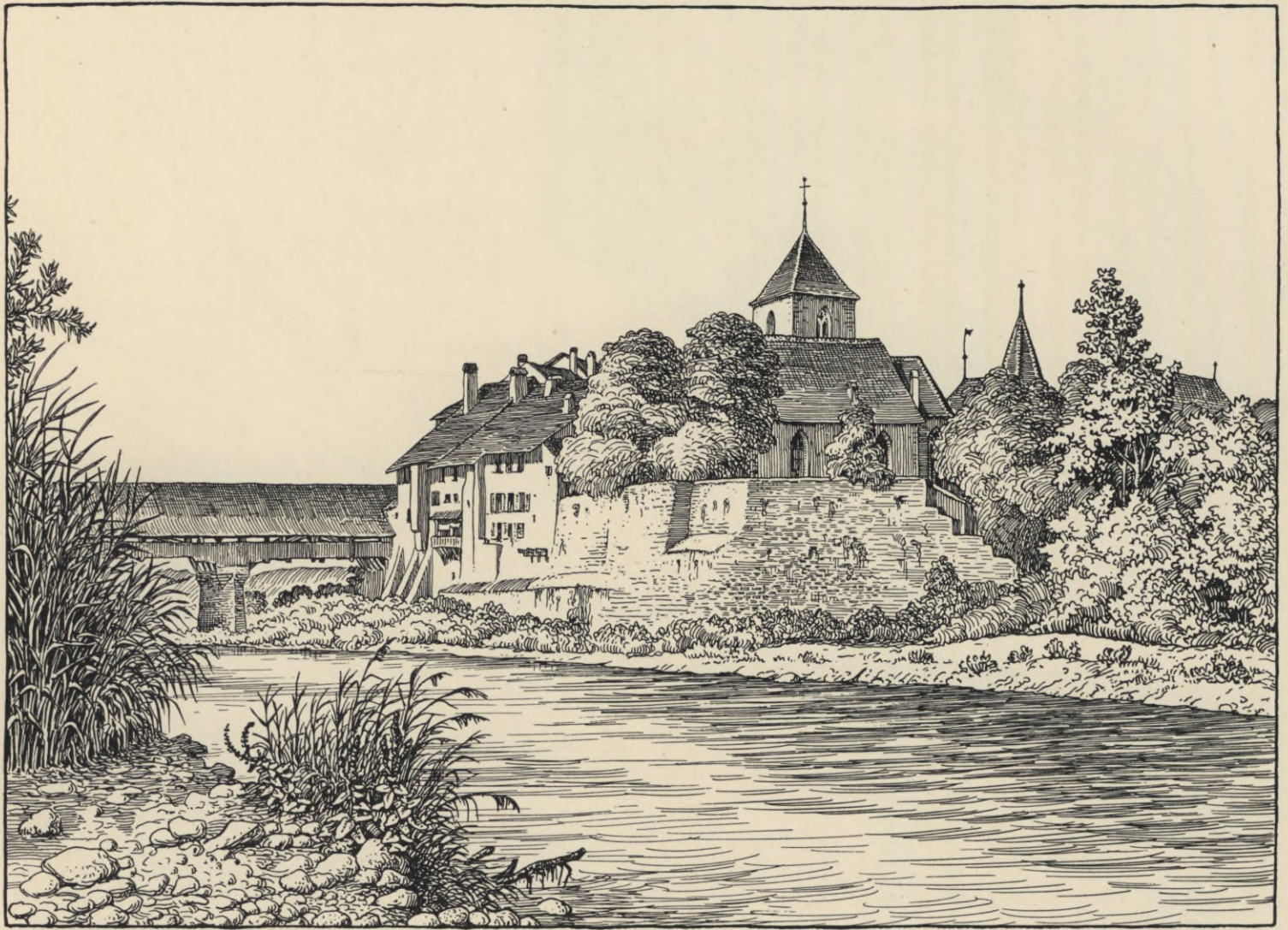
TWANN
DOUANNE
AM
BIELER-SEE
KANTON-BERN





Nidau
am
Bieler
See
Kt. Bern

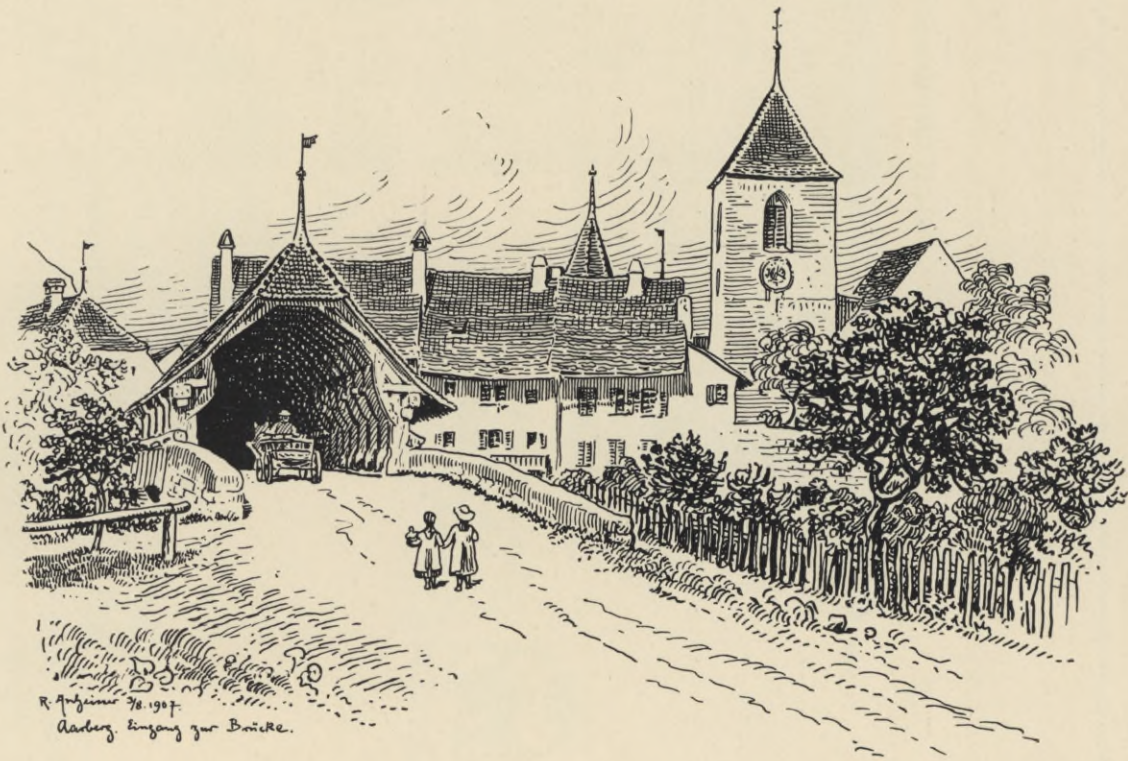




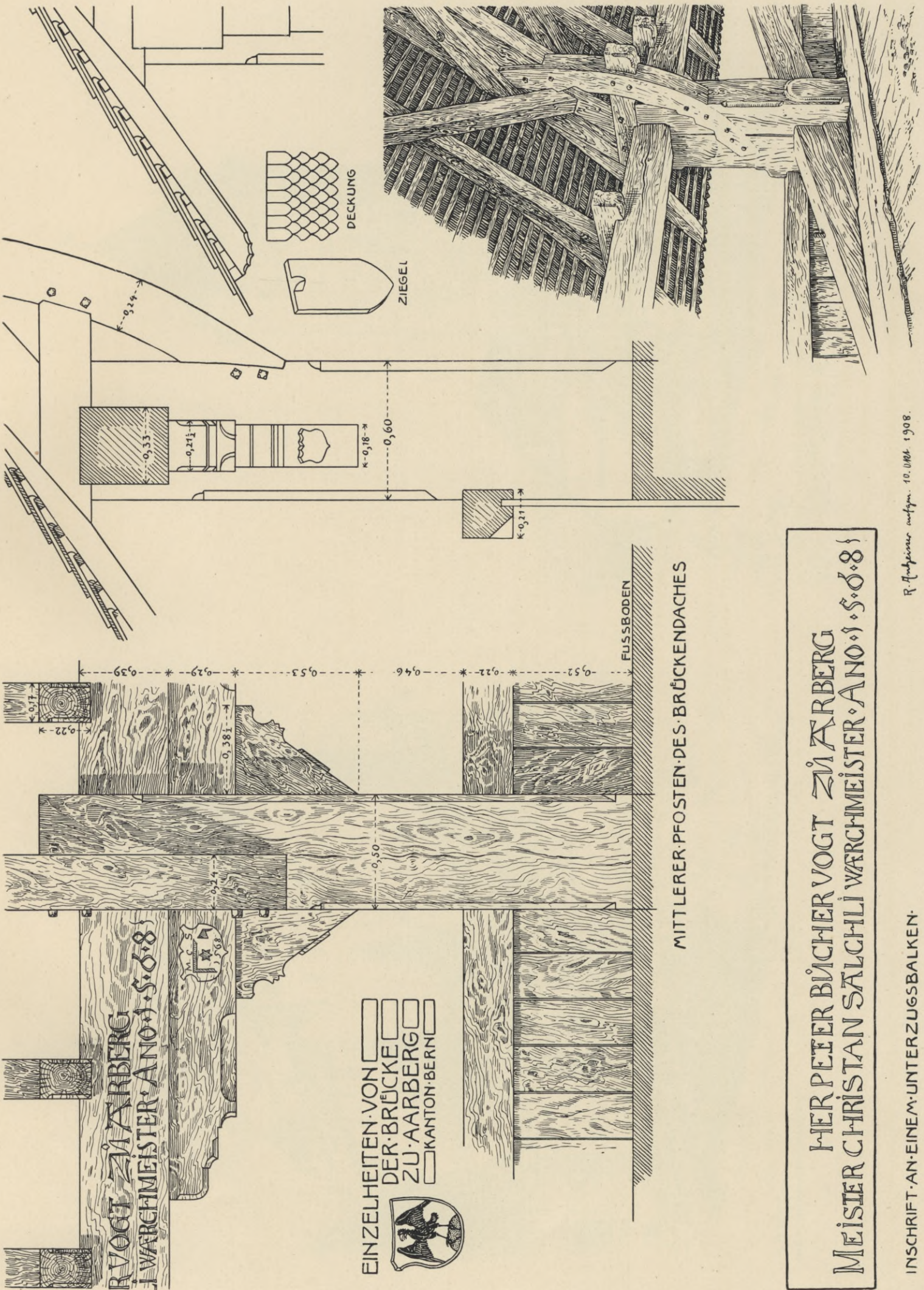
R. ANHEISSER 1907



Aarberg •• Kanton Bern ••



R. Anheisser 78. 1907
Aarberg Eingang zur Brücke.



RVOGT ZU AARBERG
 I WARCHMEISTER ANO 1508

EINZELHEITEN VON
 DER BRÜCKE
 ZU AARBERG
 KANTON BERN

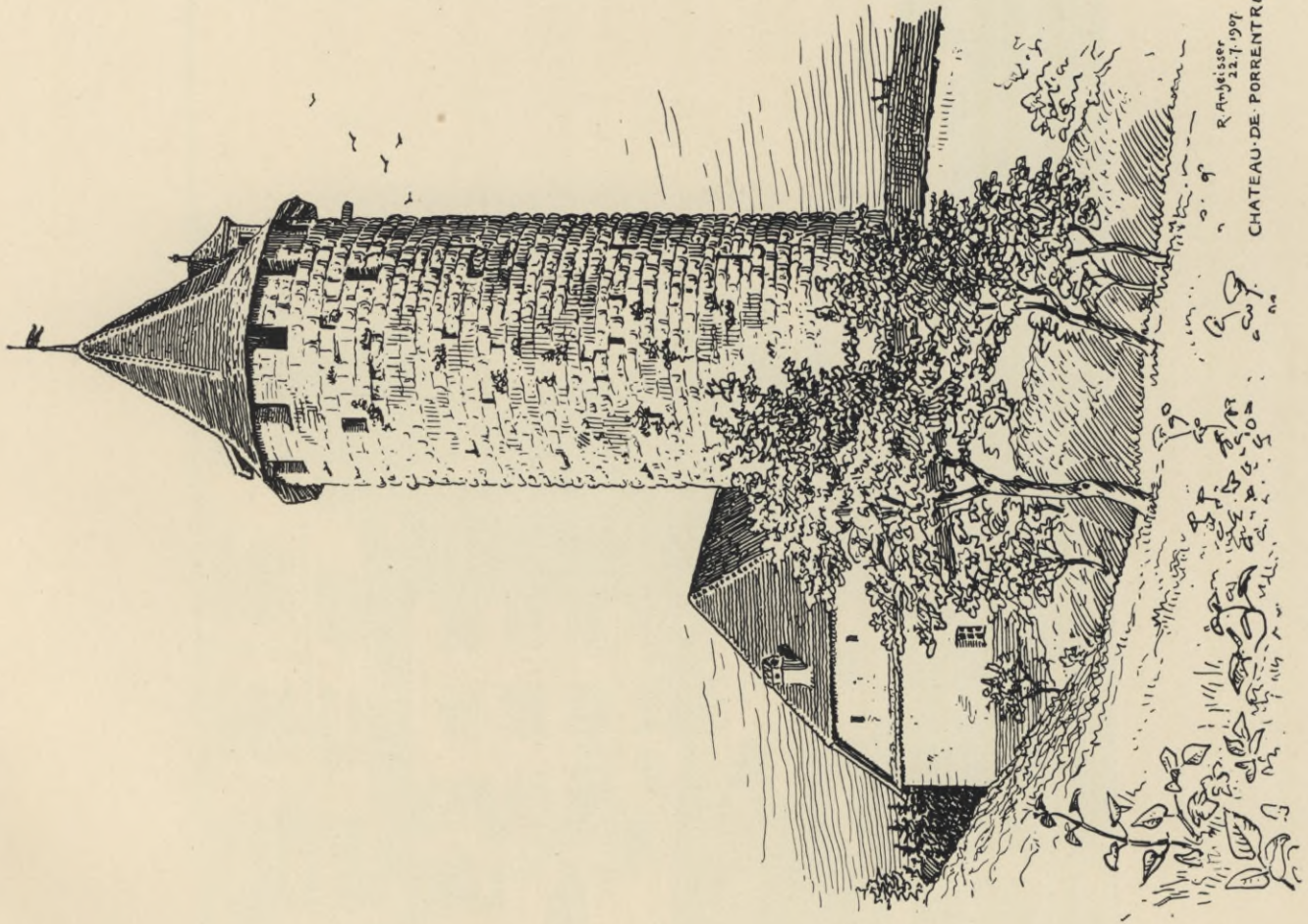


MITTLERER PFOSTEN DES BRÜCKENDACHES

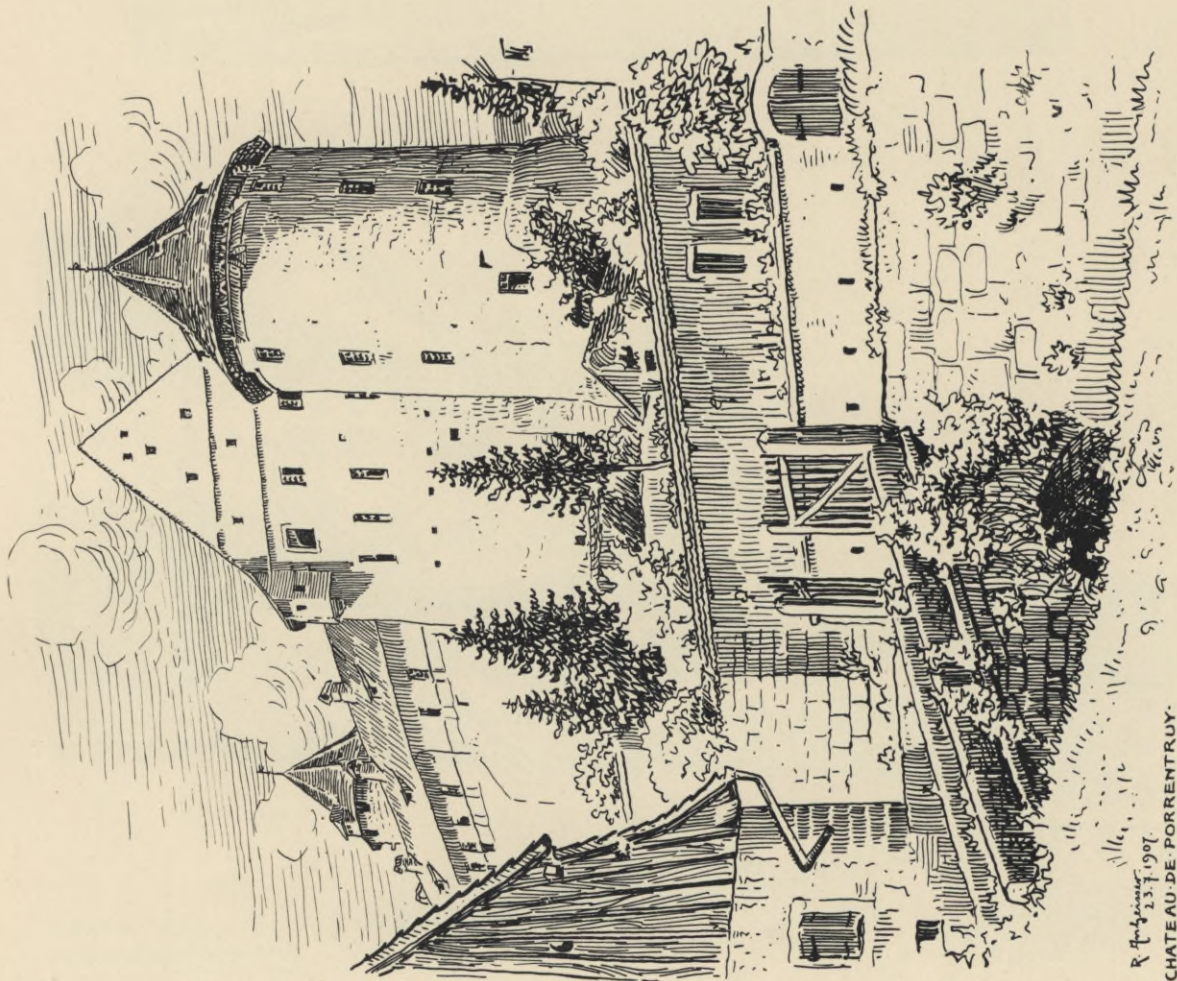
HER PETER BÜCHERVOGT ZU AARBERG
 MEISTER CHRISTAN SÄLCHLI WARCHMEISTER ANO 1508

INSCRIFT AN EINEM UNTERZUGSBALKEN

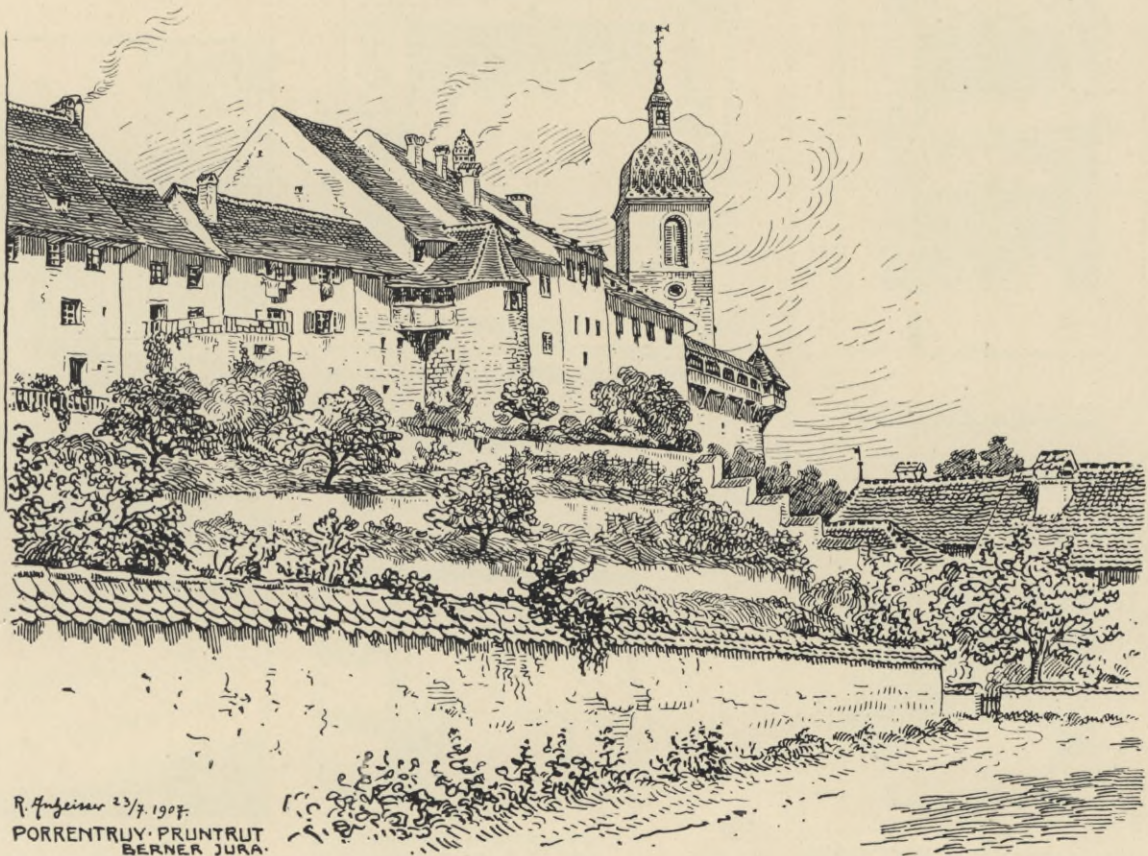
R. Ambrosius aufgen. 10. Okt. 1908.



CHATEAU-DE-PORRENTRY



CHATEAU-DE-PORRENTRY



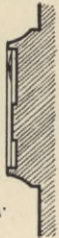


HOF IN DER RUE DE LA POSTE ZU PORRENTROY.

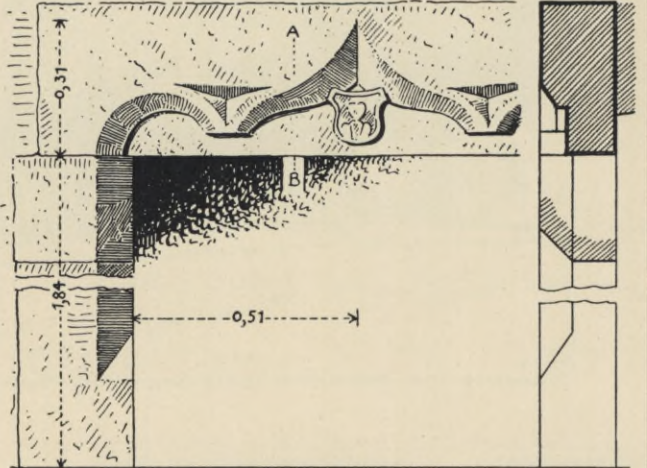
1908



WAPPEN AM TREPPENTURM.

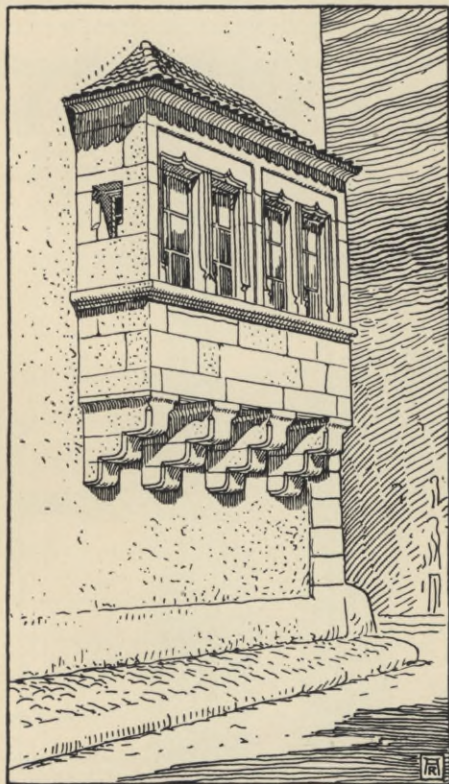


FENSTER IM 1. STOCKWERK.

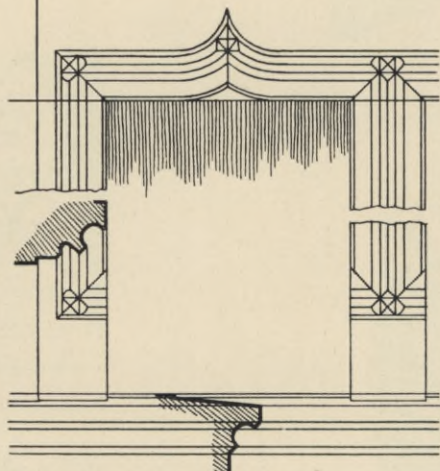


PORTAL AM TREPPENTURM.

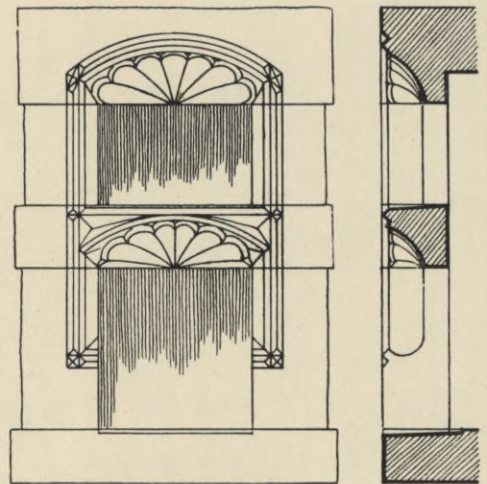
SCHNITT-AB.



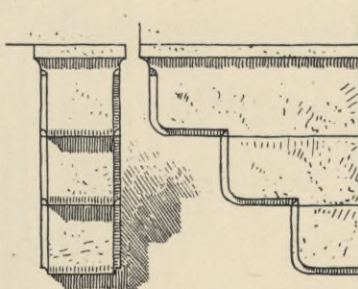
ERKER IN DER RUE DE LA POSTE ZU PORRENTROY ~ PRUNTRUY.



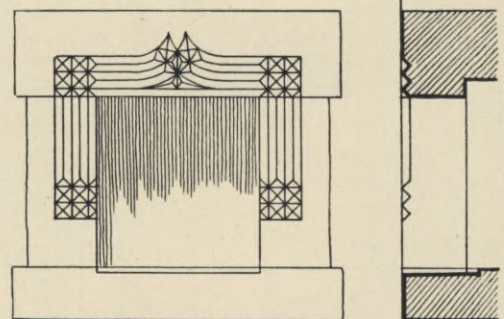
ERKERFENSTER
PORRENTROY.



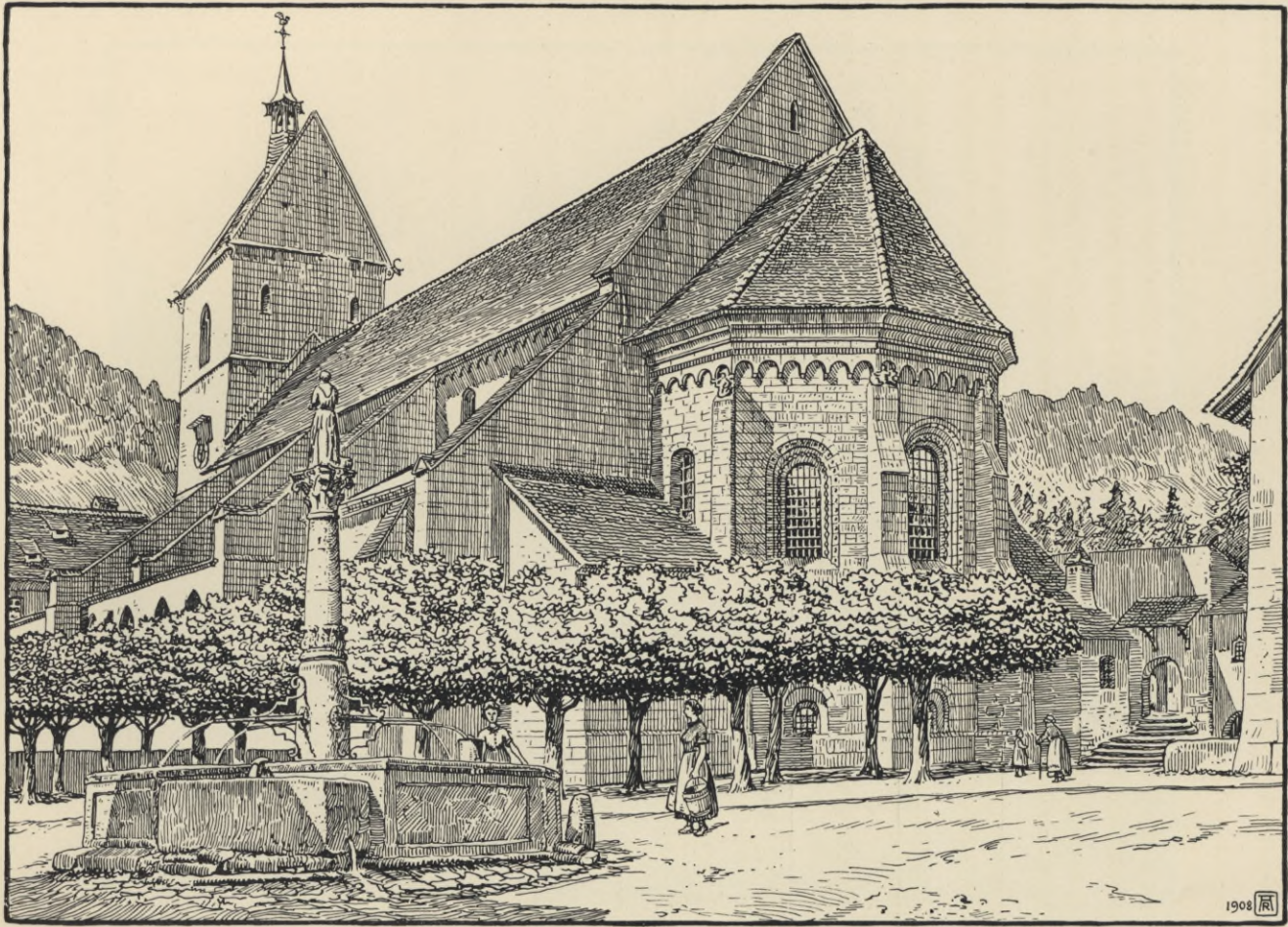
FENSTER AUS ST-URSANNE.

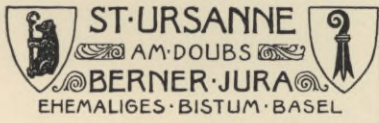


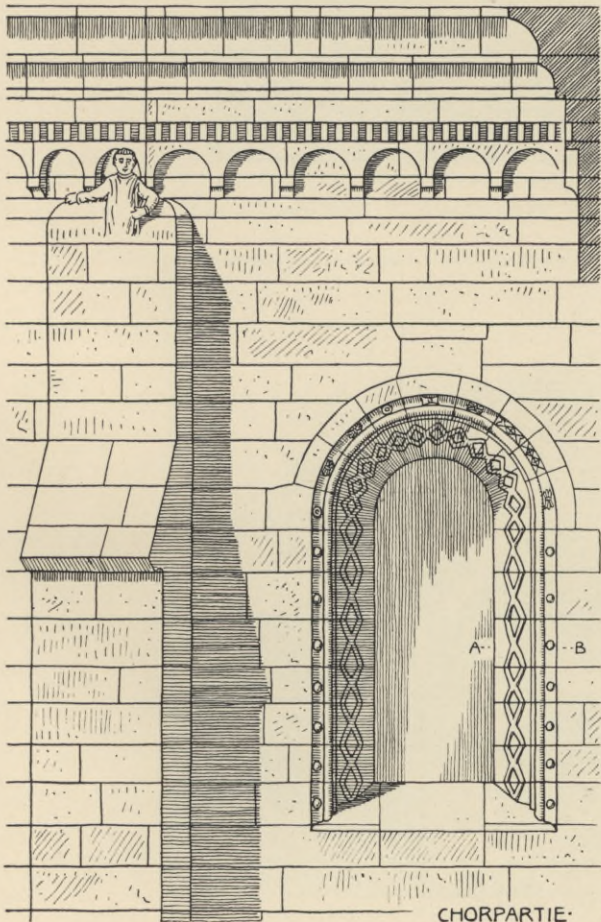
VORKRAGUNG DES ERKERS
PORRENTROY.



ERKERFENSTERCHEN AUS ST-URSANNE.




ST·URSANNE
 AM·DOUBS
 BERNER·JURA
 EHEMALIGES·BISTUM·BASEL



CHORPARTIE.


 SCHNITT AB.

R. Aufhäuser antiqu. 29/4 1907.



VOM PORTAL.



ST. URSANNE · AM · DOUBS ·





St. Ursanne am Doubs. Jura bernois



PORTE-DE-DELEMONT



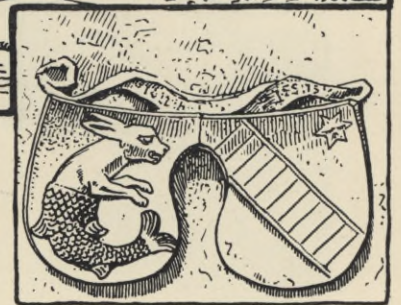
R. Anghin 1917. 1924
St. Ursanne

Ac 1565
R1788



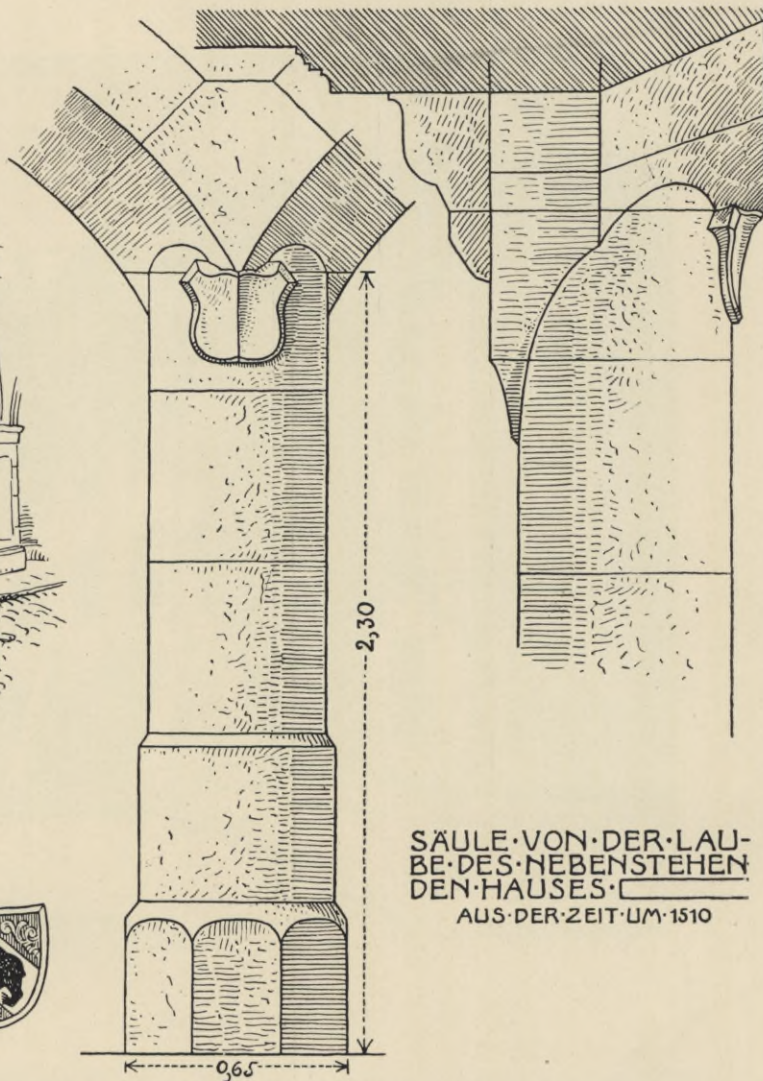
Metzgergasse in Bern.

Wappen der Armbruster-Brüggler an dem Hause Metzgergasse 3.
• 1510 •

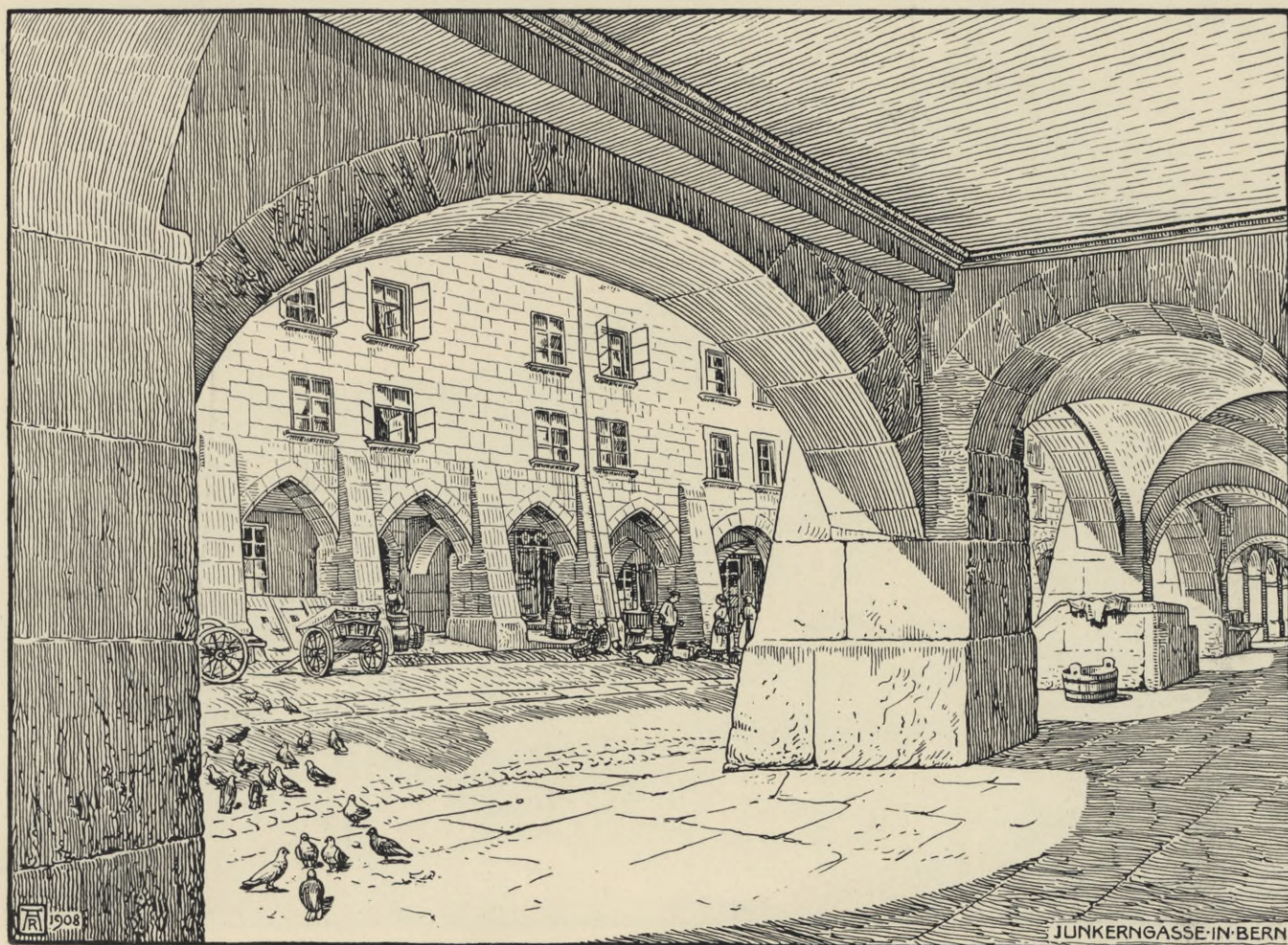




R. Ambiser 9.10.1908.
 ERDGESCHOSS DES HAUSES
 GERECHTIGKEITSGASSE 51 IN BERN.

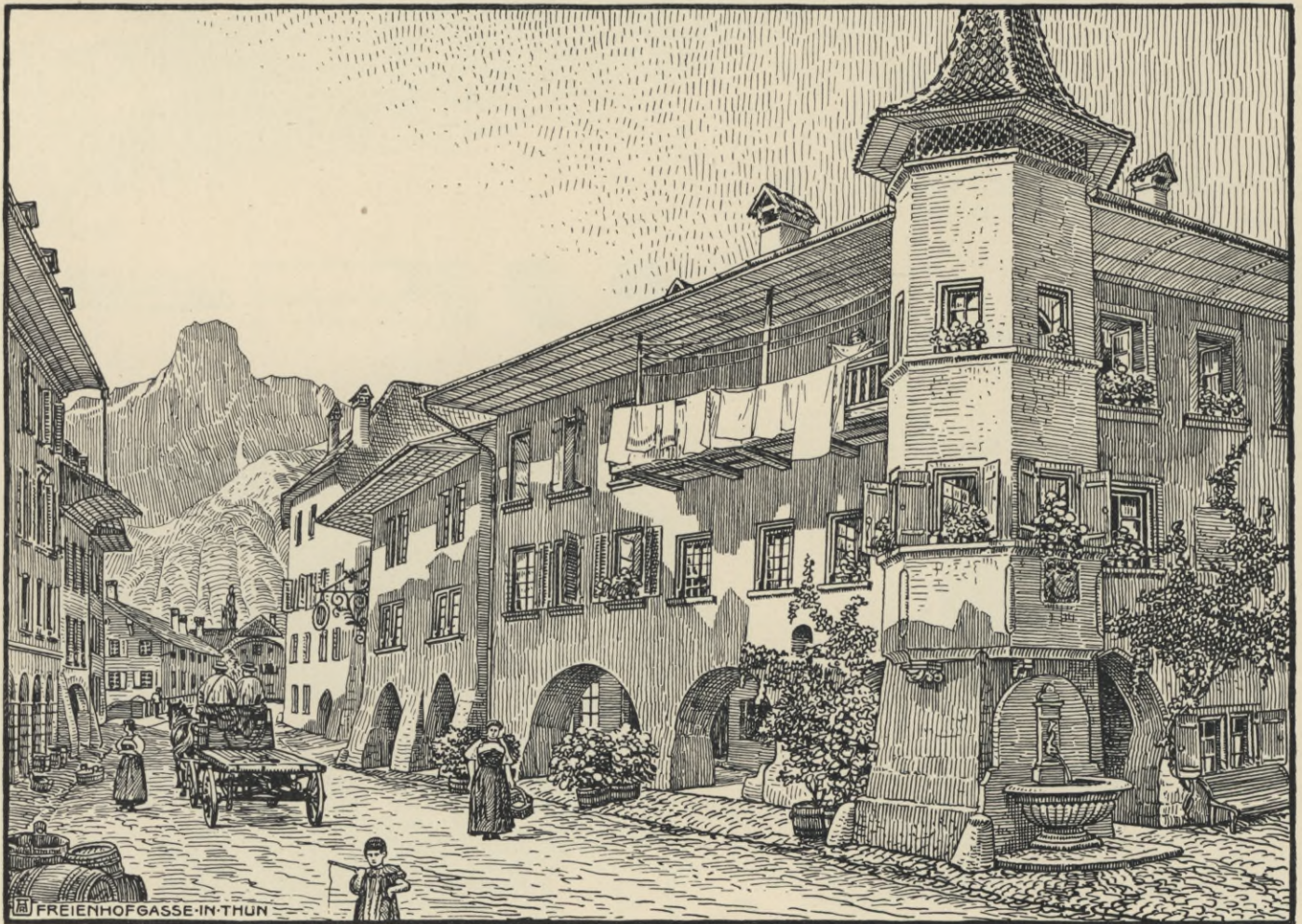


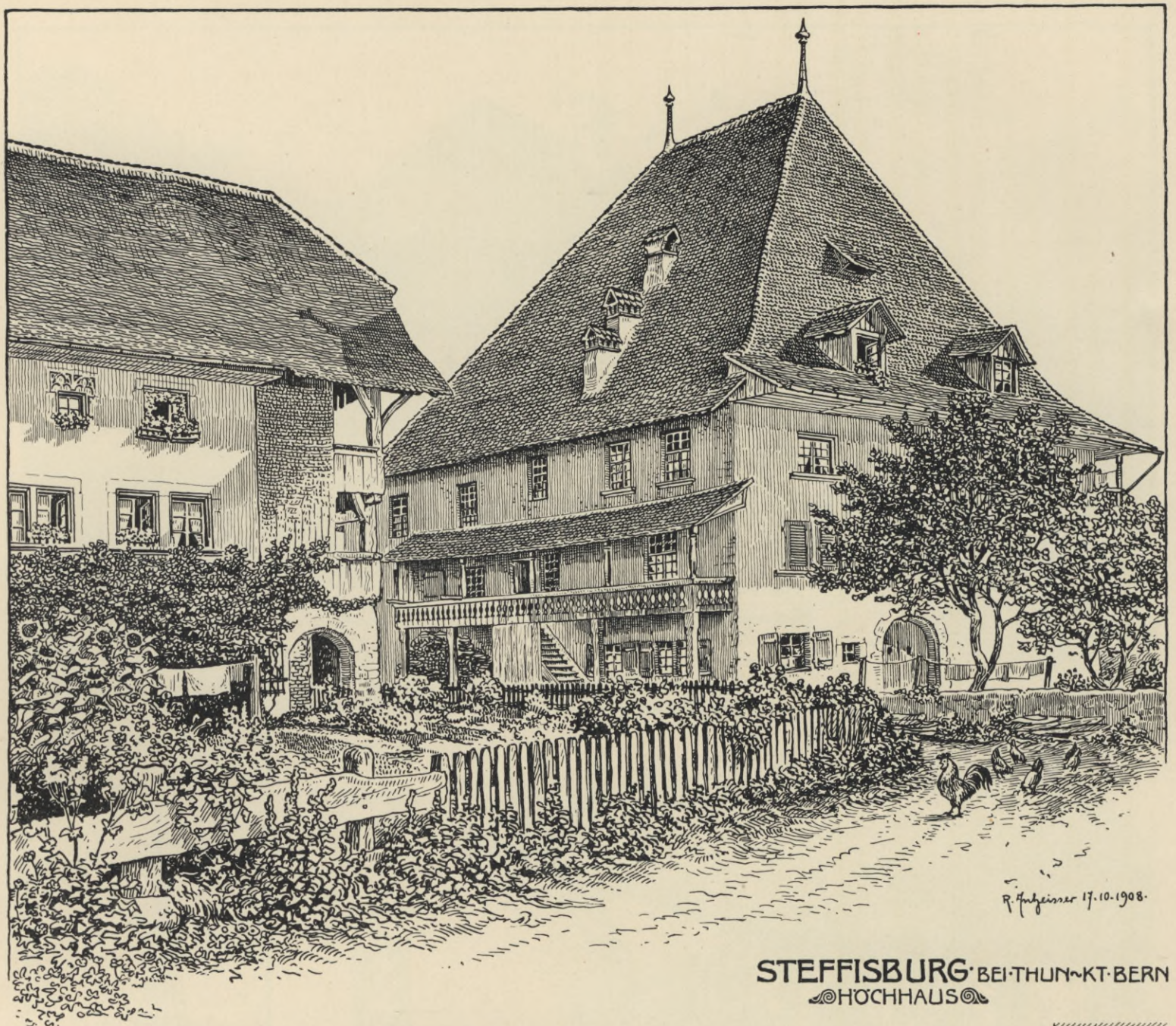
SAULE VON DER LAUBE
 DES NEBENSTEHEN
 DEN HAUSES
 AUS DER ZEIT UM 1510



1908

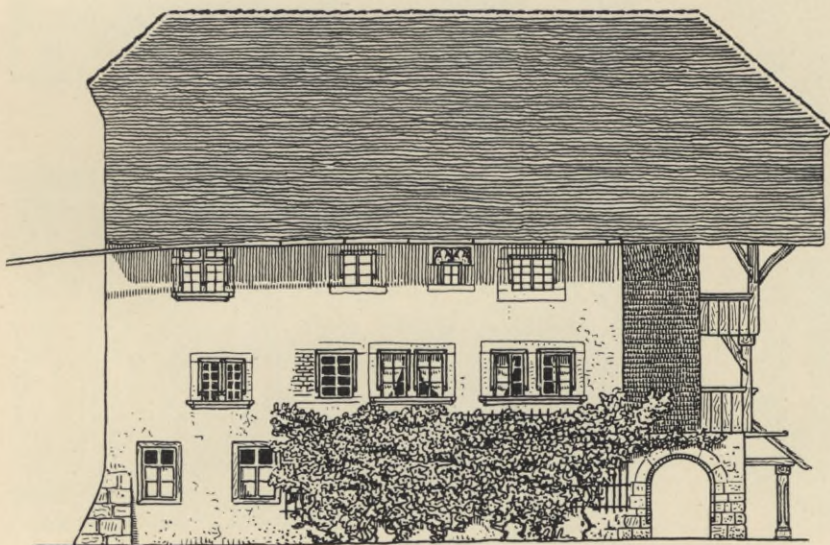
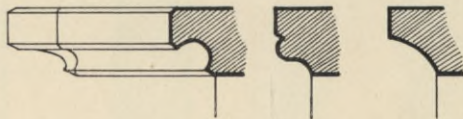
JUNKERNGASSE IN BERN



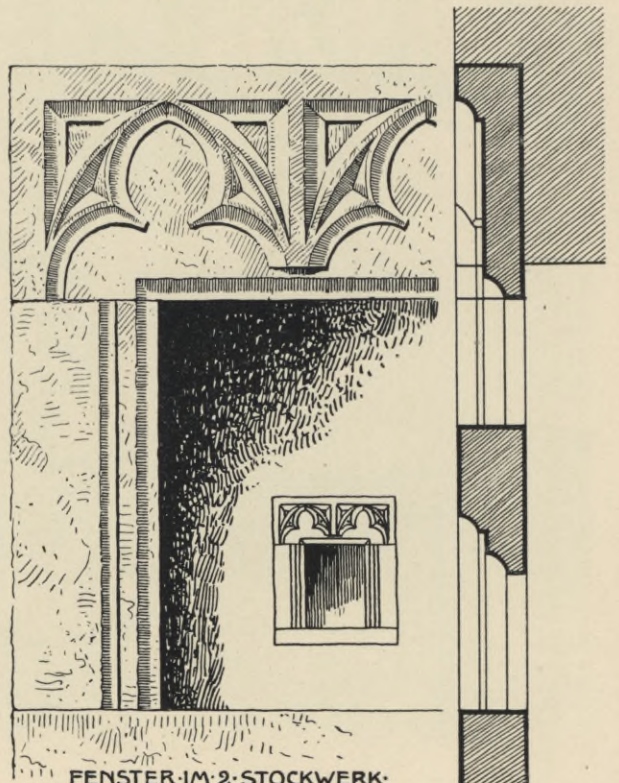


STEFFISBURG · BEI THUN · KT. BERN
 HOCHHAUS

PROFILE VON FENSTERBÄNKEN DES LINKEN HAUSES



SÜDANSICHT DES LINKSSTEHENDEN HAUSES · ERBAUT UM 1450 ·



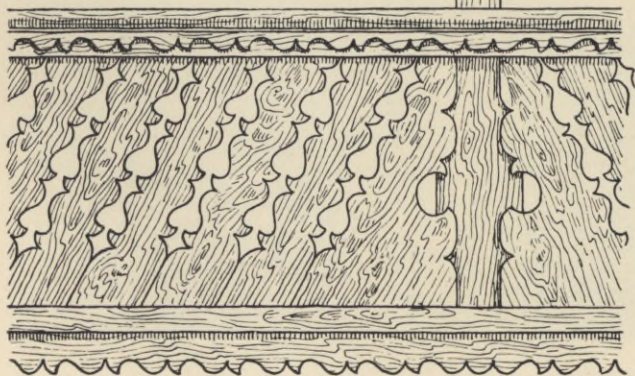
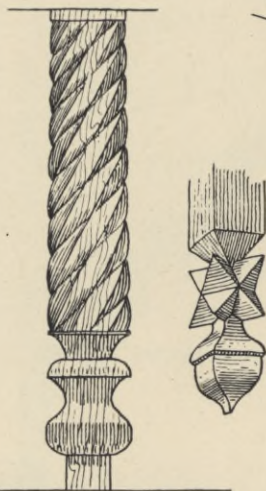
FENSTER IM 2. STOCKWERK



R. Anzeisen 1907

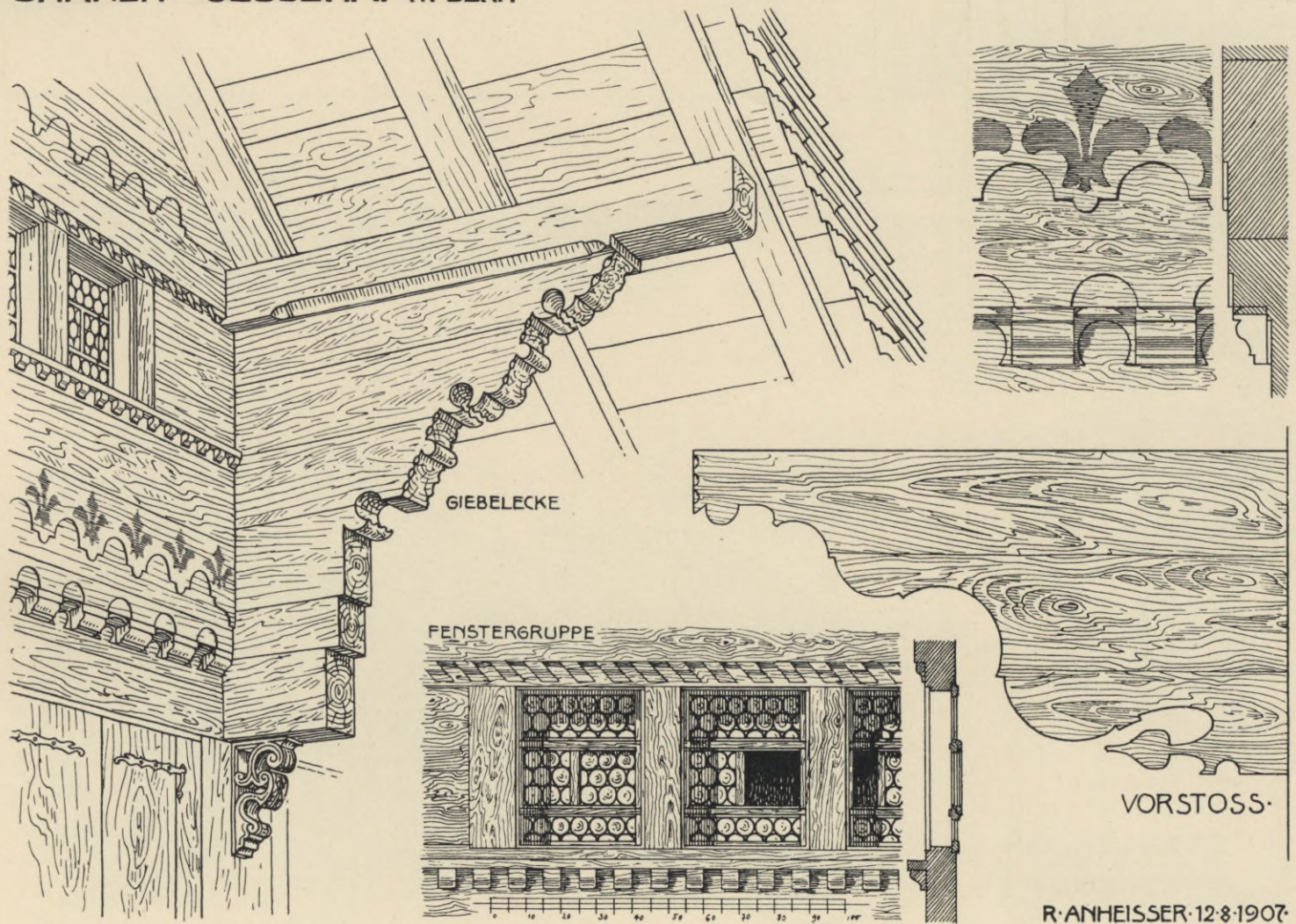


SIGNAU
IM
EMMENTAL
KANTON-BERN

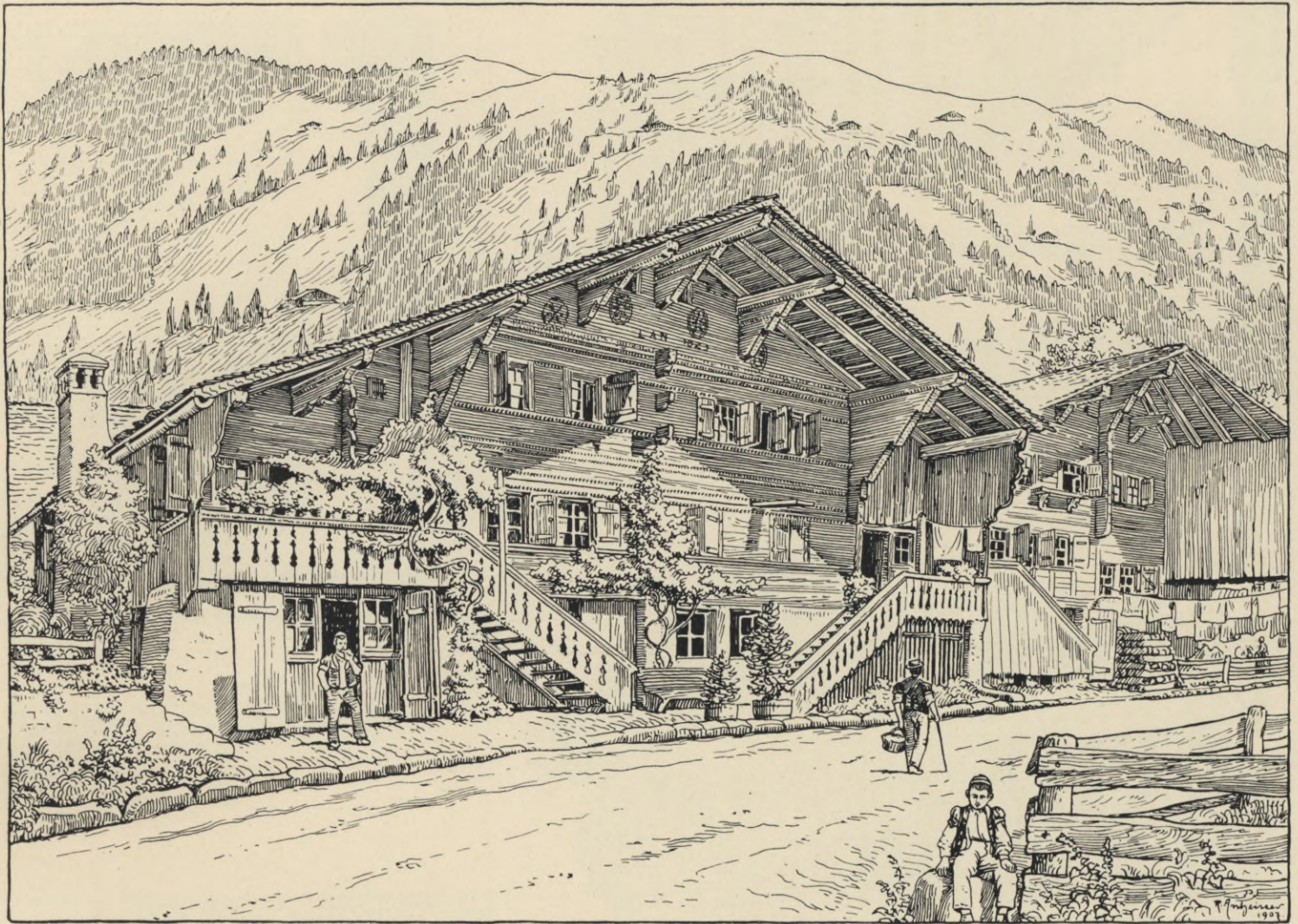




SAANEN ~ GESSENAY · KT · BERN ·

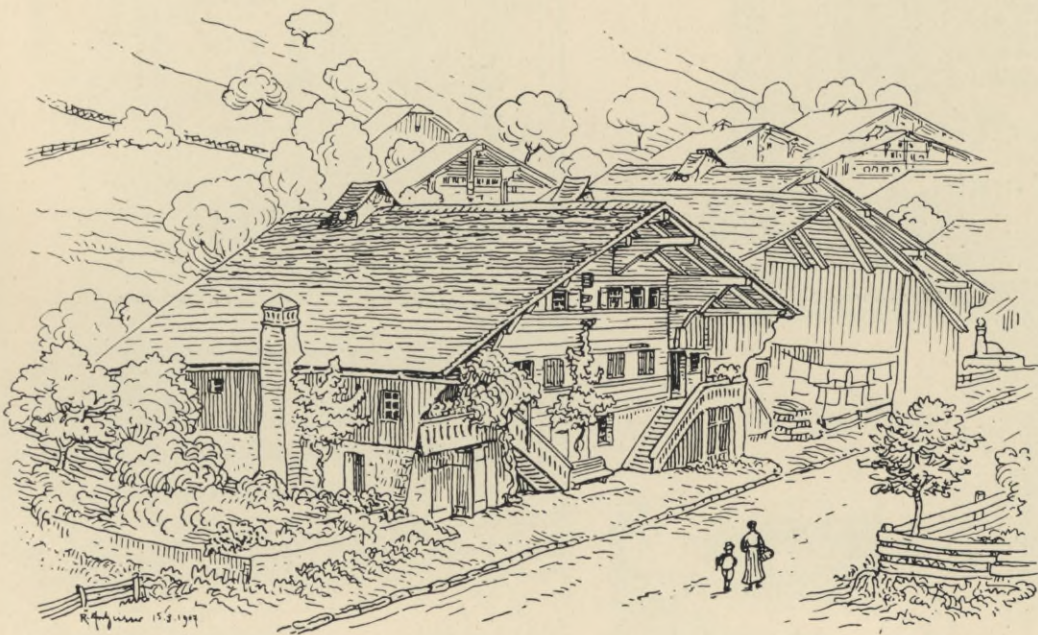
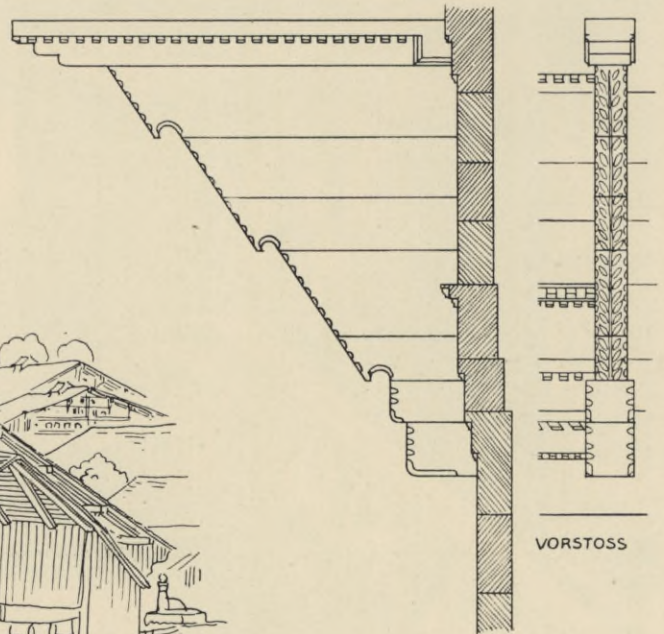


R · ANHEISSER · 12 · 8 · 1907



LAN 1023

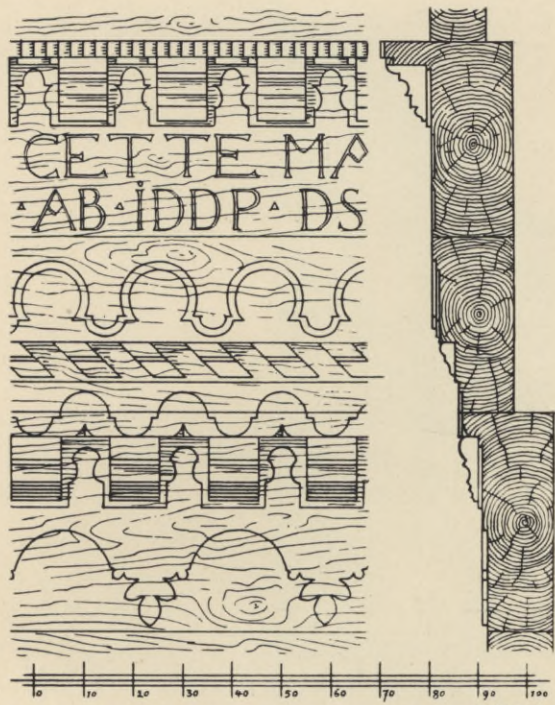
PAR LA GRACE DE DIEU PIERRE ET JEAN ROSSIER FRERE S.
 ONT FAIT BASTIR CE STE MAISON DIEU LA VEILLE ET EN CHA-
 CVNE SAISON EN PAIS LE S' CONTENIR ET LEVR DONNER BON
 HEVR APVIS VNE VIE ETERNELLE AMEN CLAVDE DV BAC
 MAISTRE CHAPVIS



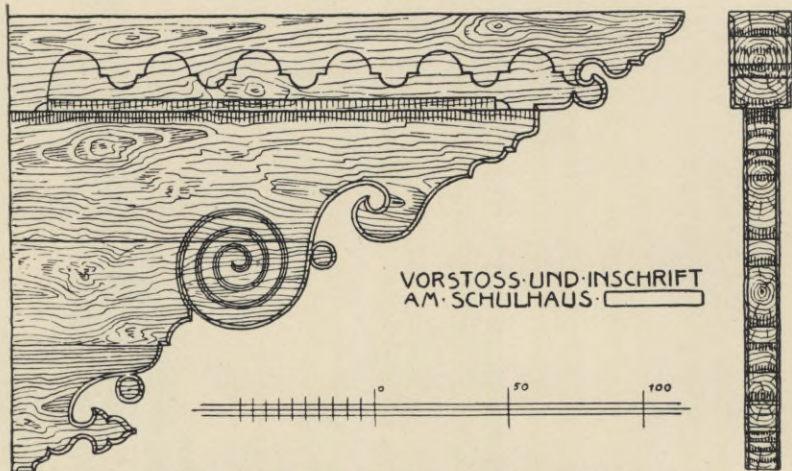
ROUGE MONT

IM
 SAANETAL
 KT-WAADT

1907



DETAIL VON EINEM HAUSE AUS DEM JAHRE 1818

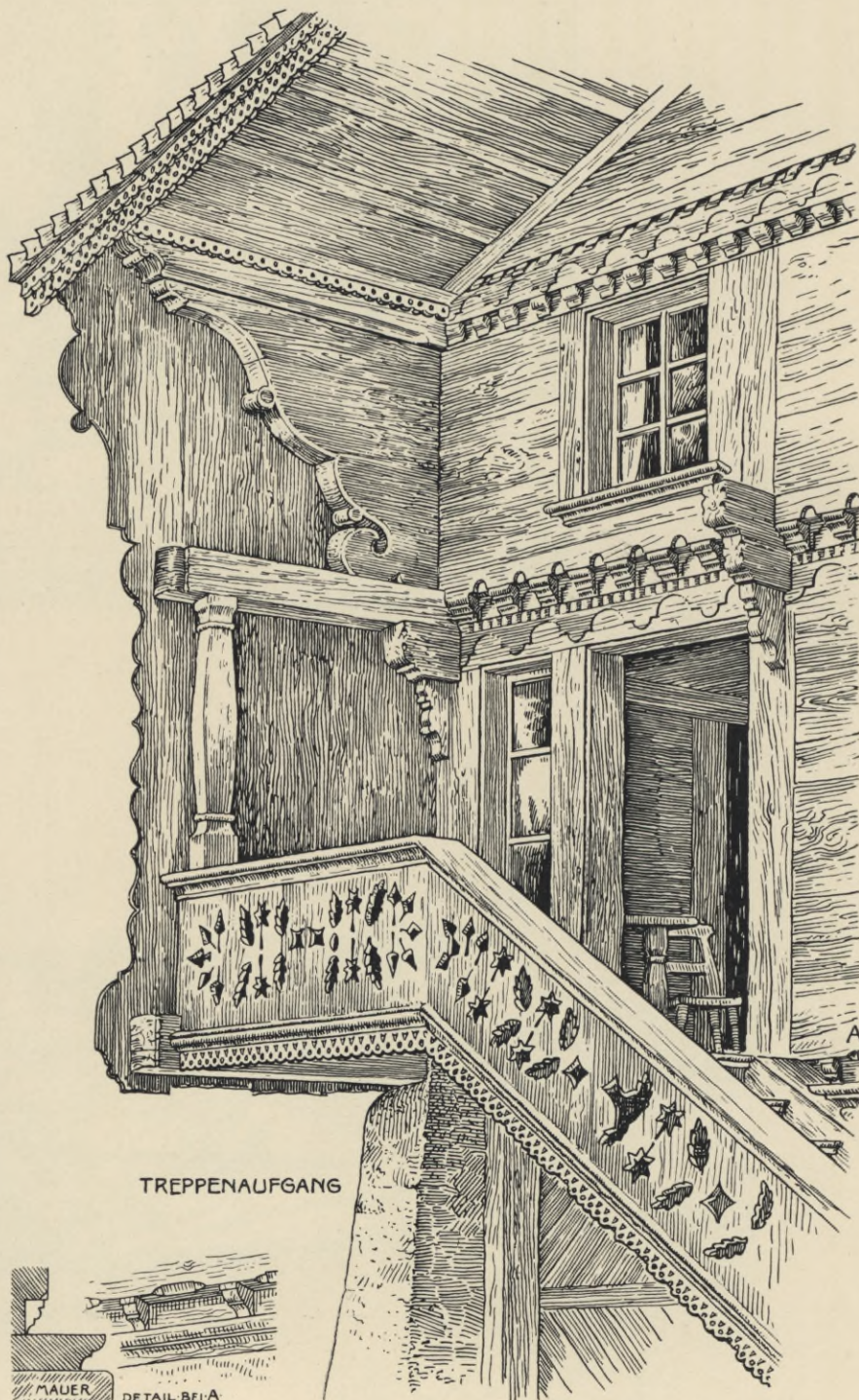


VORSTOSS UND INSCRIFT AM SCHULHAUS

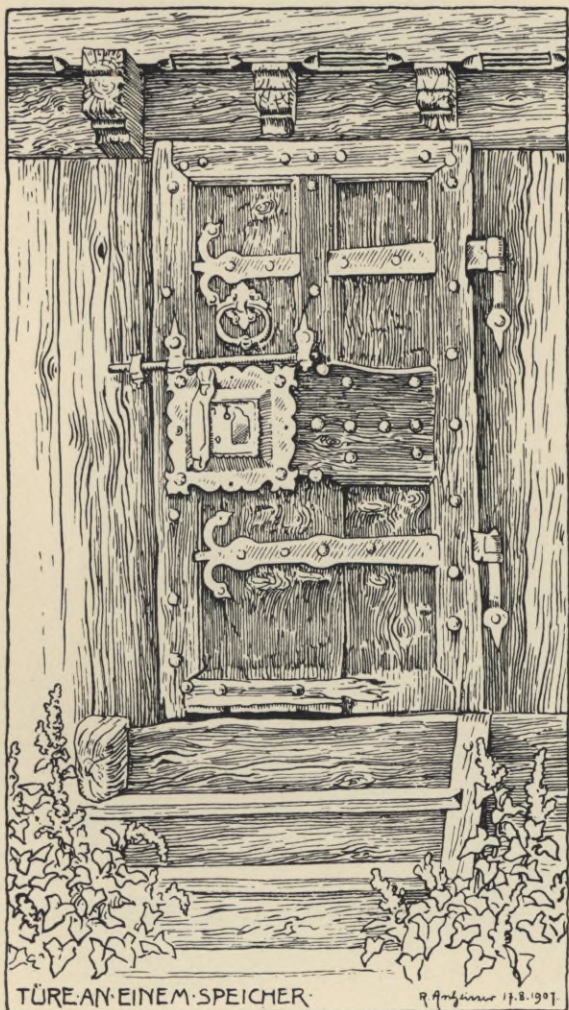
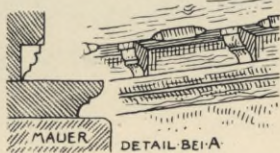
DIE V · BENIE · CETTE · MAISON · TOVS · CEVX · 9VI · LA ·
 POSSEDERONT · O · ETERNEL · SOLS · LE · CONDVCTEVR · DE ·
 SON · BATISSEVR · IEAN · RODOLPH · COTTIER · BANDERET · & 7 0 &

ROUGEMONT IM SAANETAL
 KANTON WAADT

1907

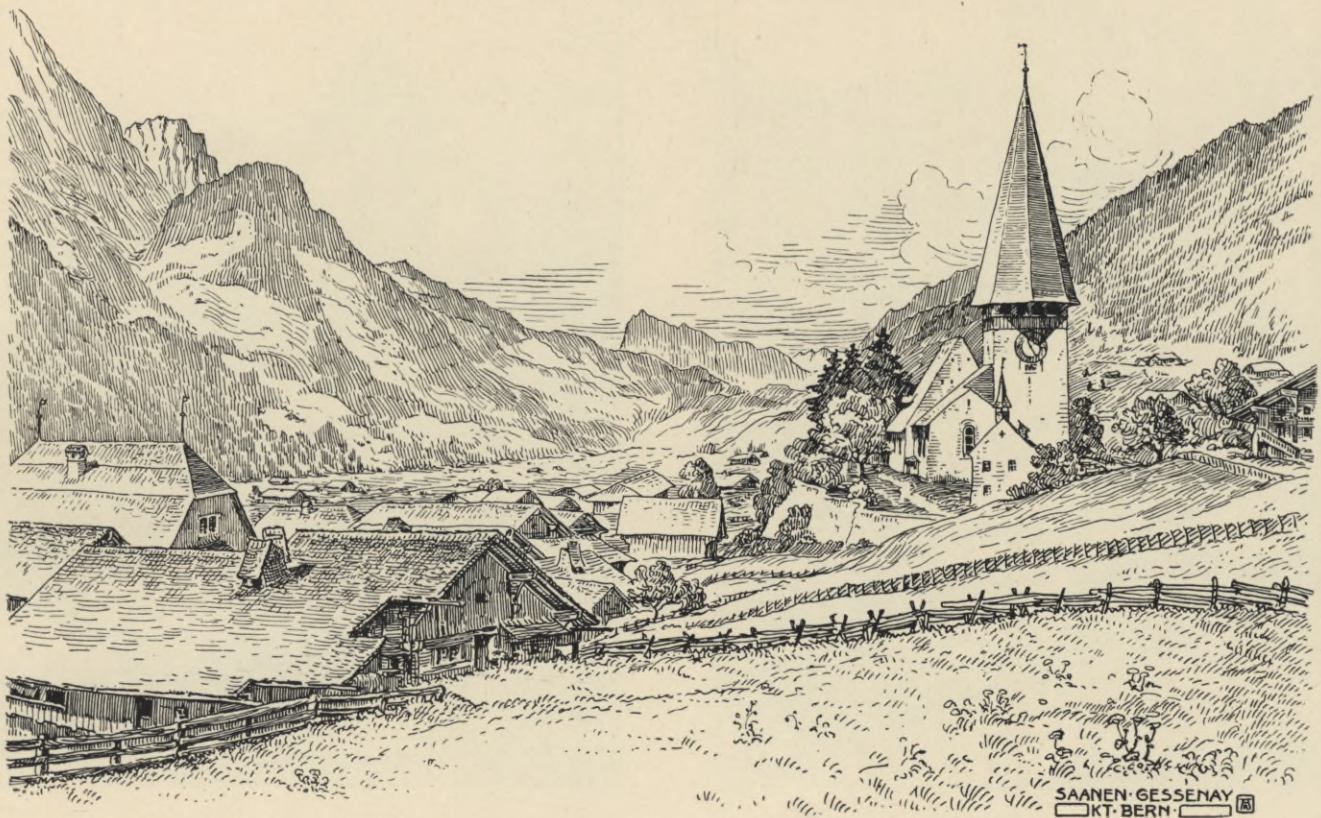


TREPPENAUFANG



TÜRE AN EINEM SPEICHER

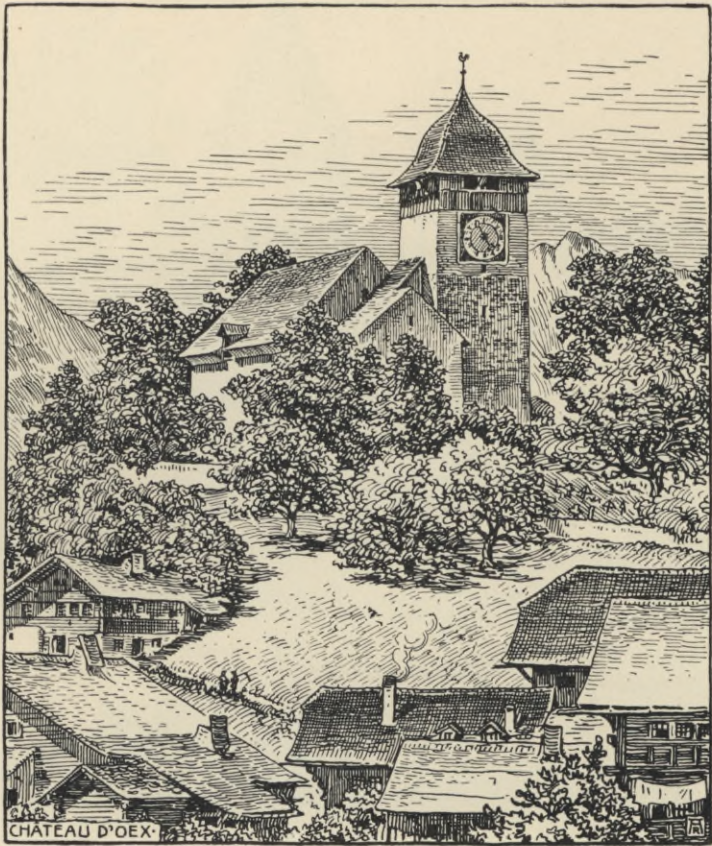
R. Anzinger 17.8.1907

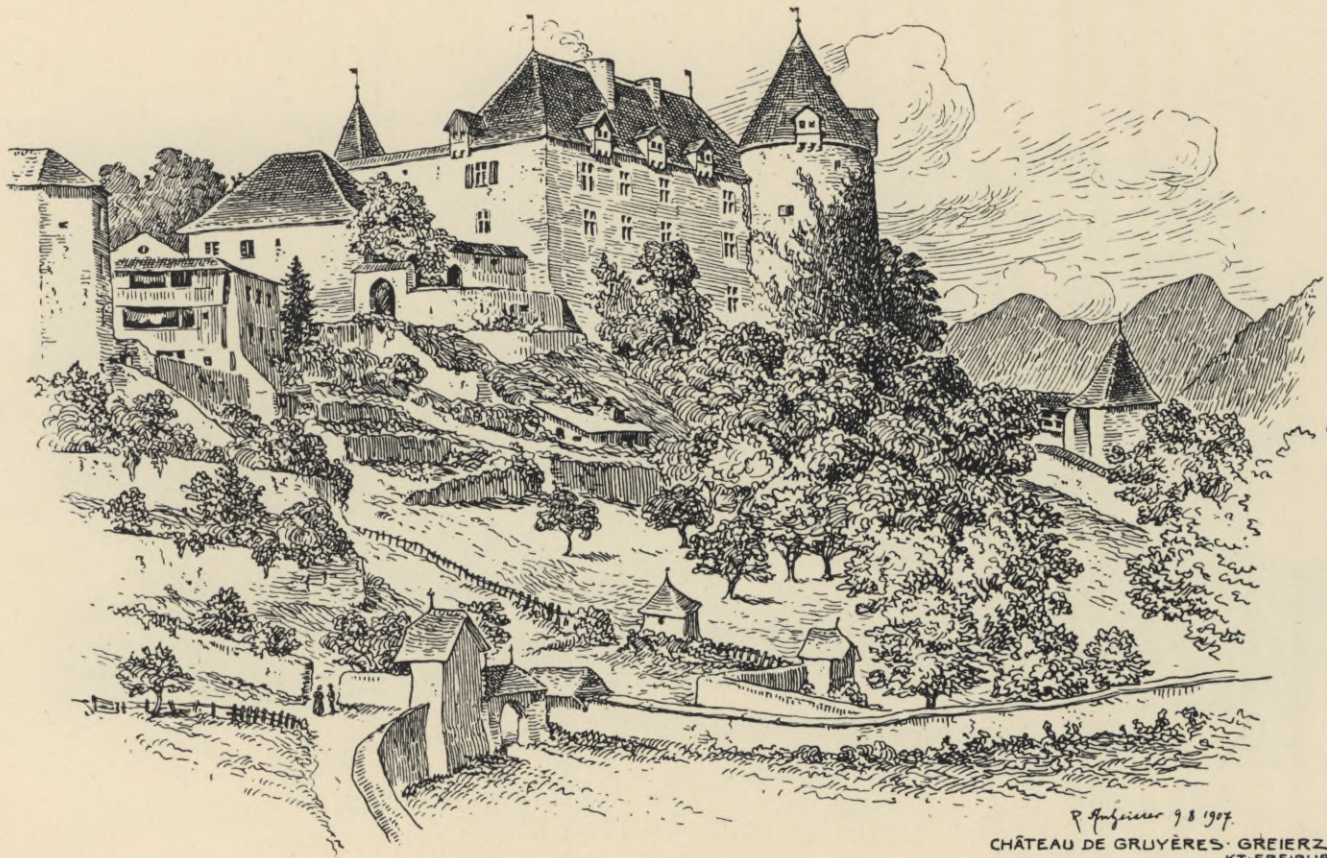


SAANEN-GESSENAY
KT-BERN

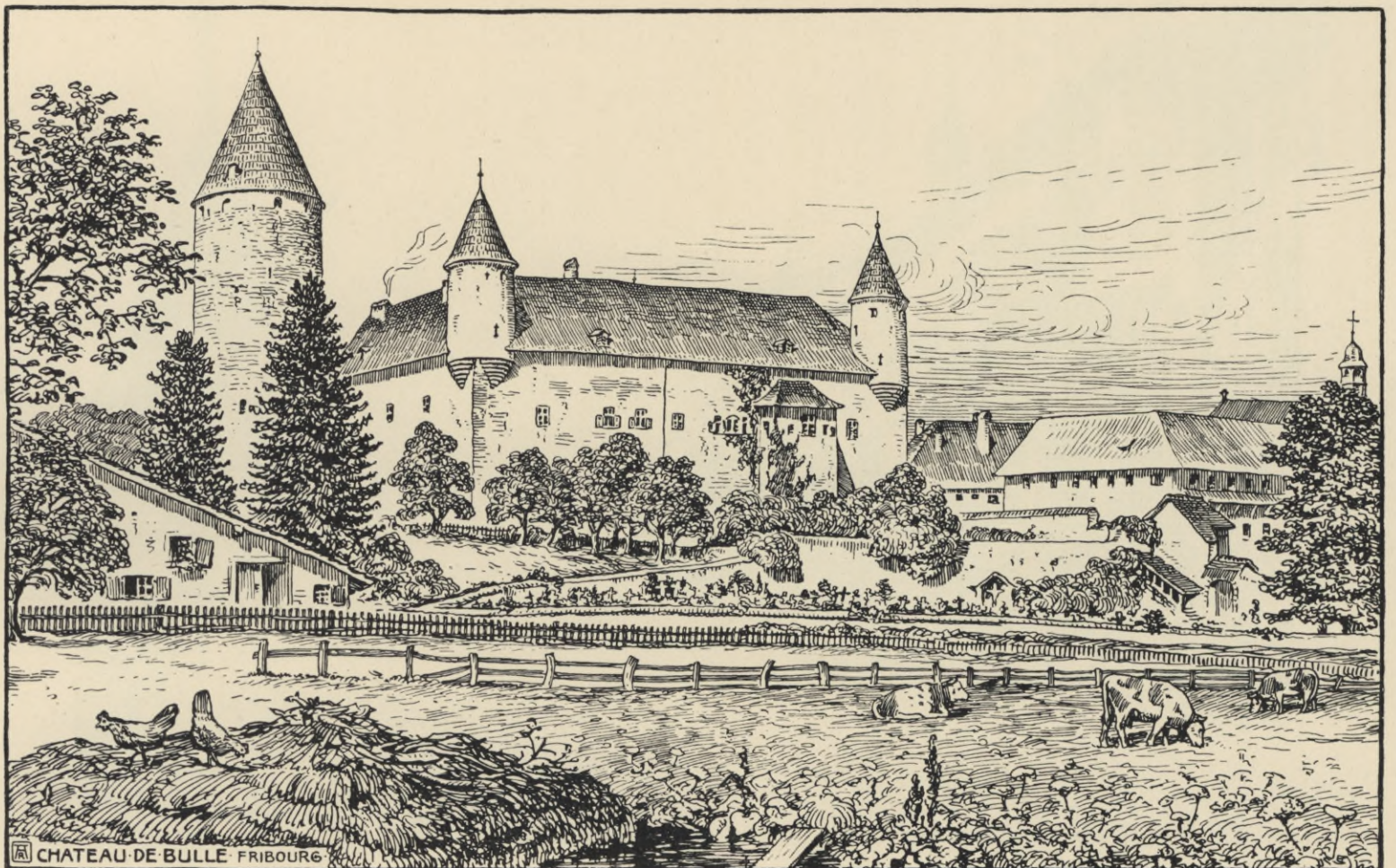


PAYS D'EN-HAUT





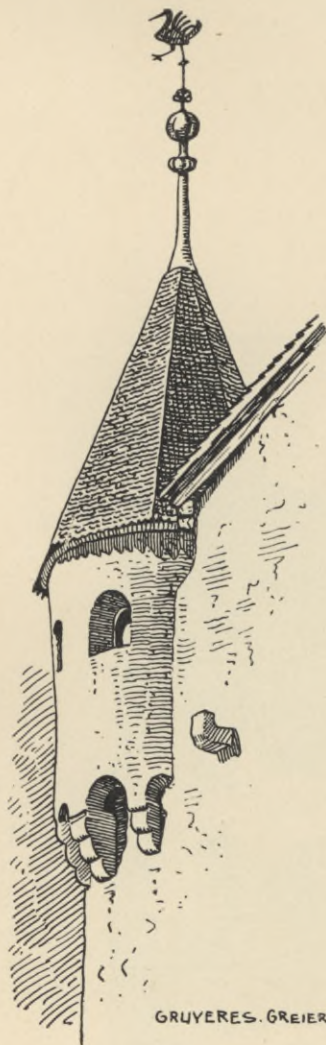
P. G. 98 1907.
 CHÂTEAU DE GRUYÈRES - GREIERZ -
 KT-FREIBURG.



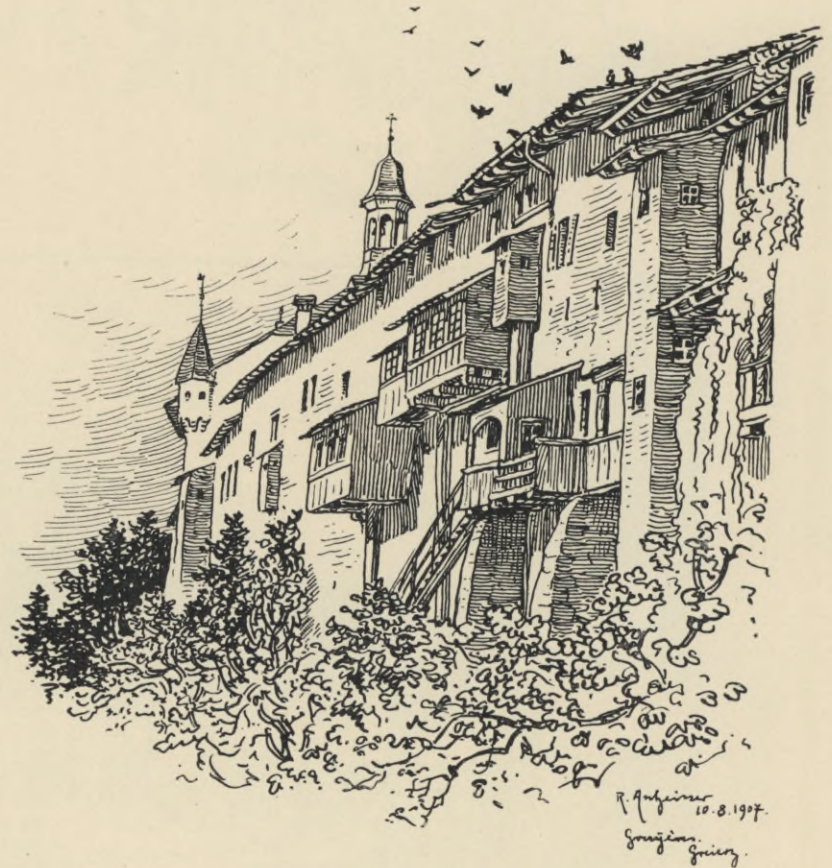
CHATEAU DE BULLE FRIBOURG



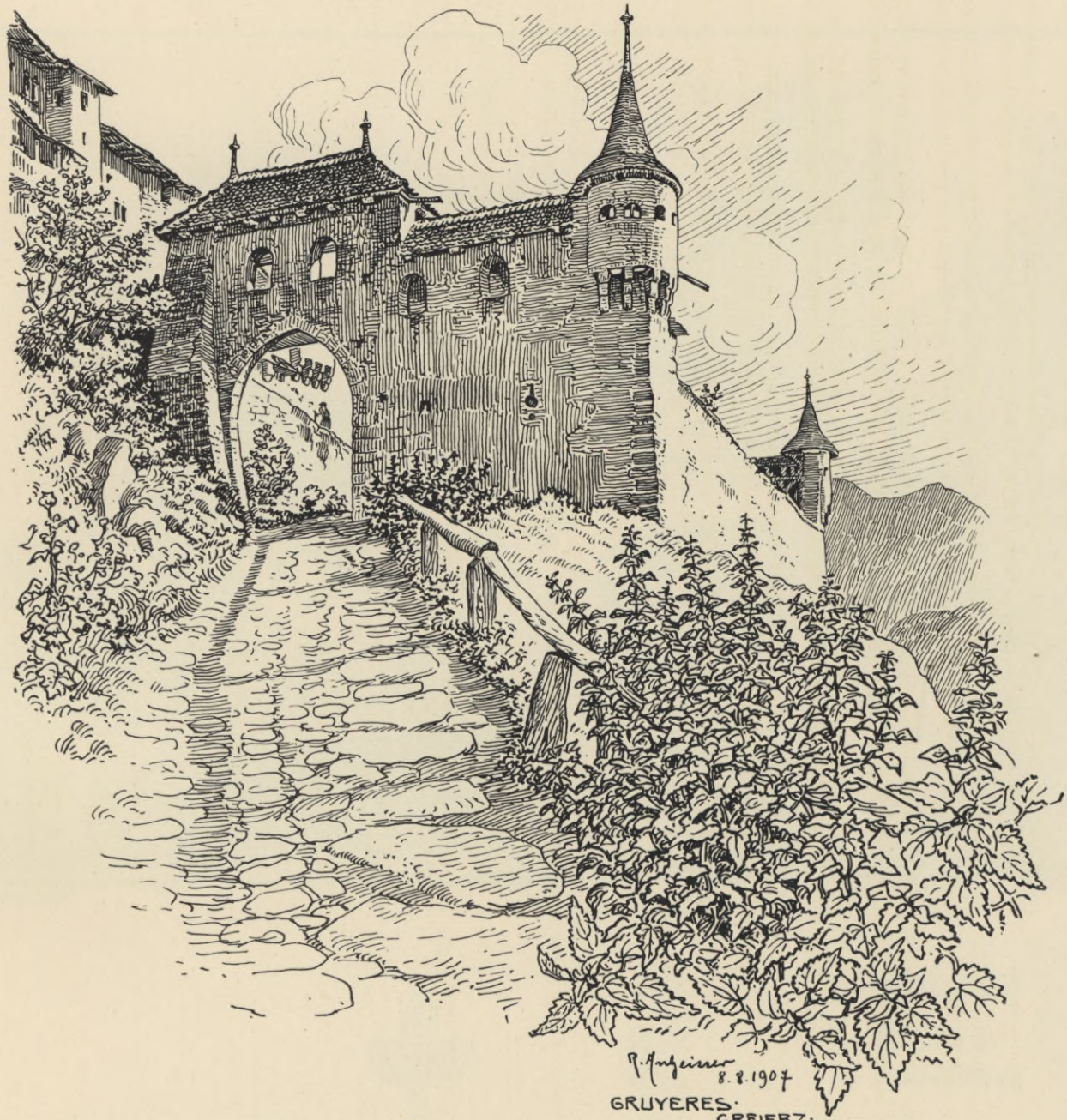
R. Aufhäuser 10.8.1907
GRUYERES - GREIERZ

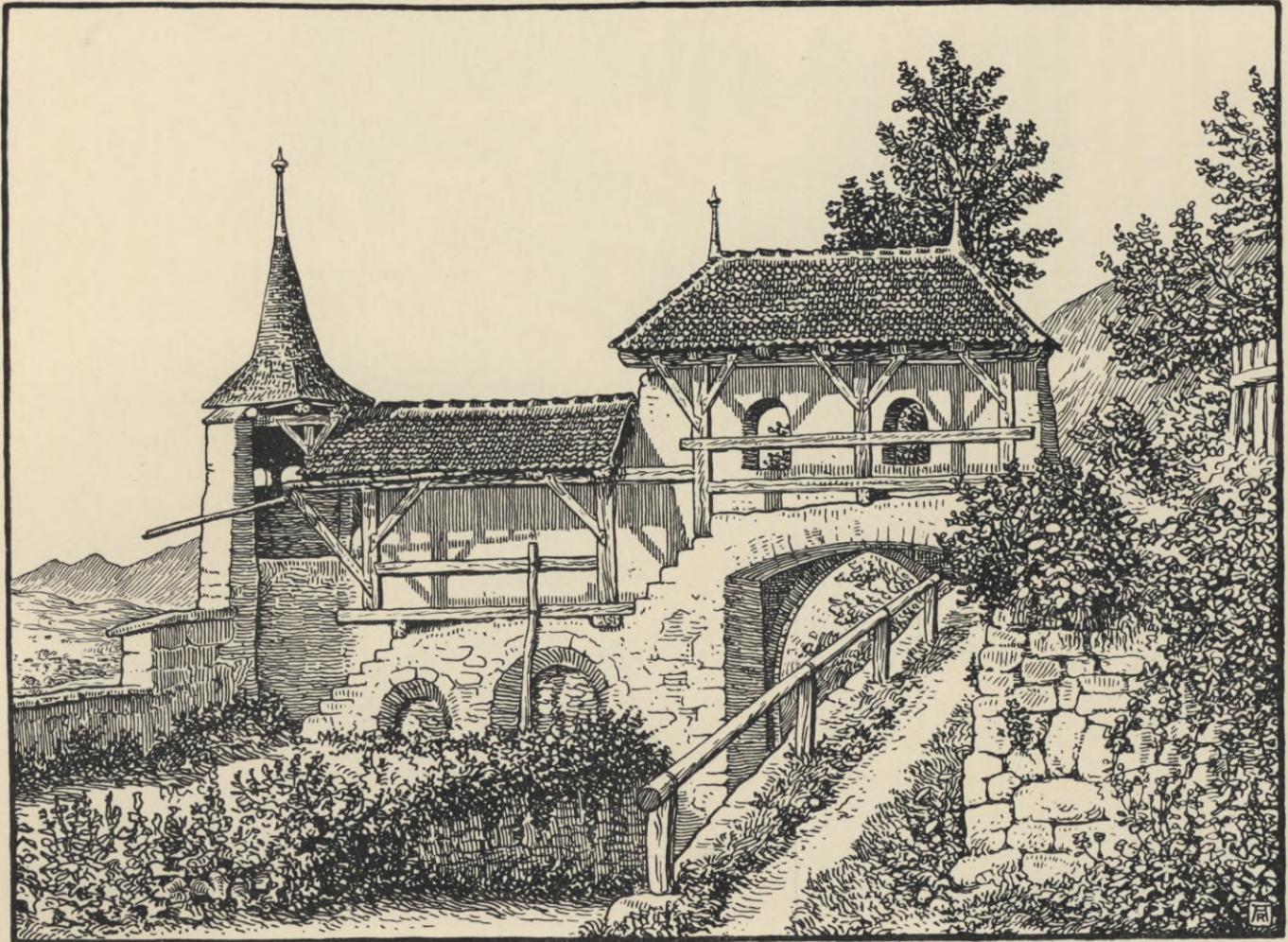


GRUYERES - GREIERZ

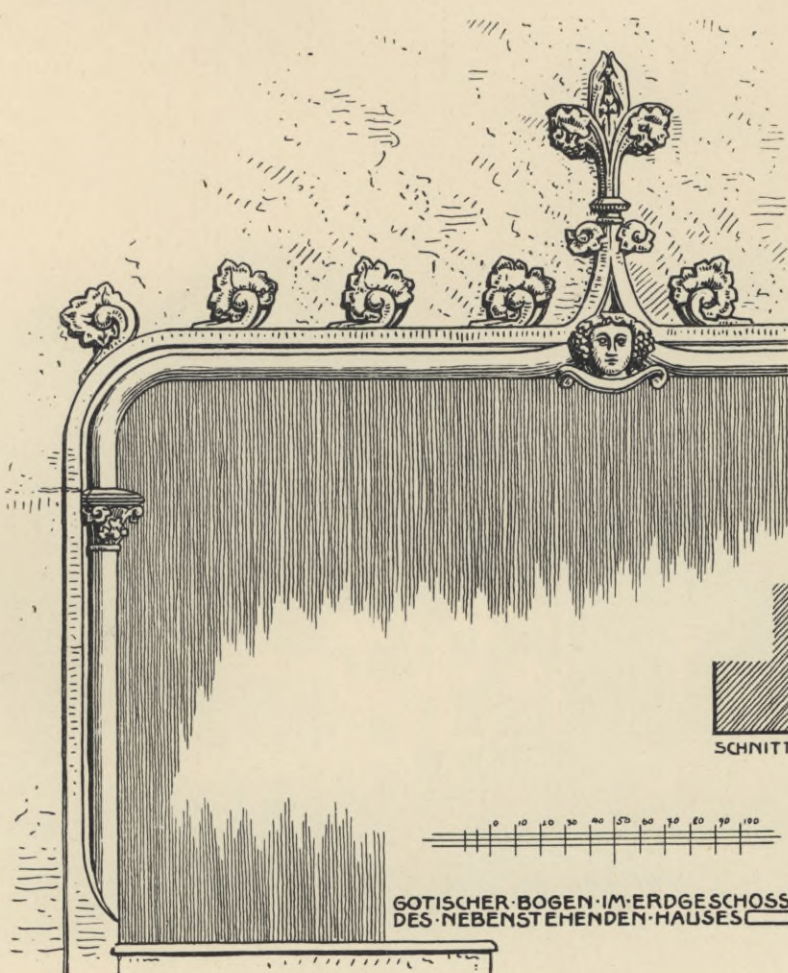


R. Aufhäuser 10.8.1907
Gruyeres - Greierz

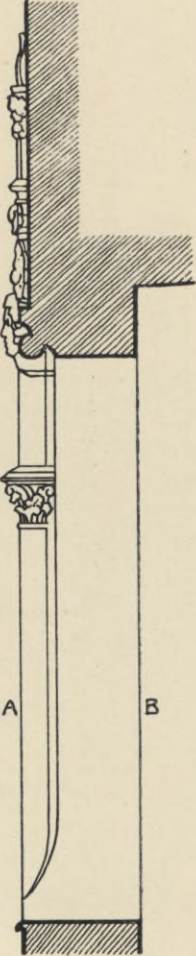
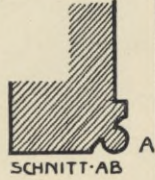




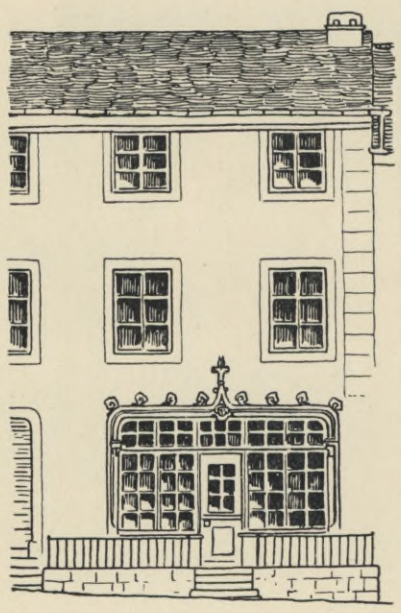
WEHRGANG



GOTISCHER BOGEN IM ERDGESCHOSS
DES NEBENSTEHENDEN HAUSES



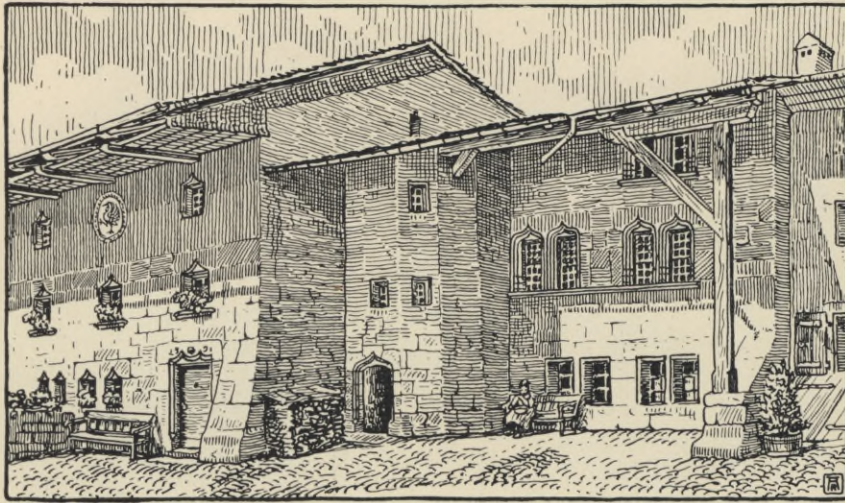
Gruyères
Greierz...
Kanton Freiburg







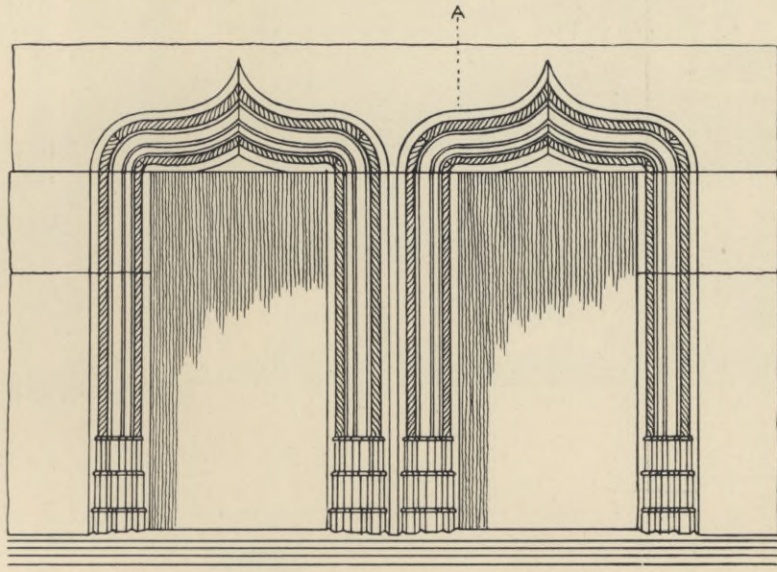
Gruyères-Greierz
 ••Kanton Freiburg•••••



HAUSER-Nº 22 UND 23



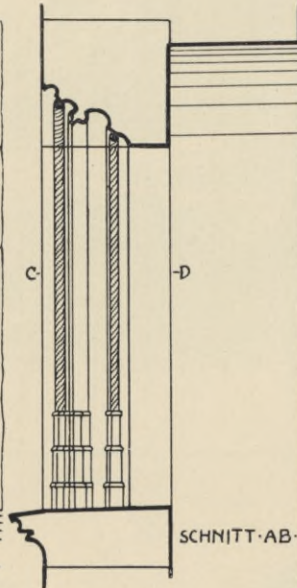
BOHLENKAMIN MIT 2 DECKELN



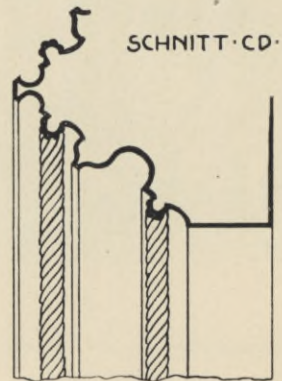
FENSTER IM 1. STOCKWERK Nº 22

A

B

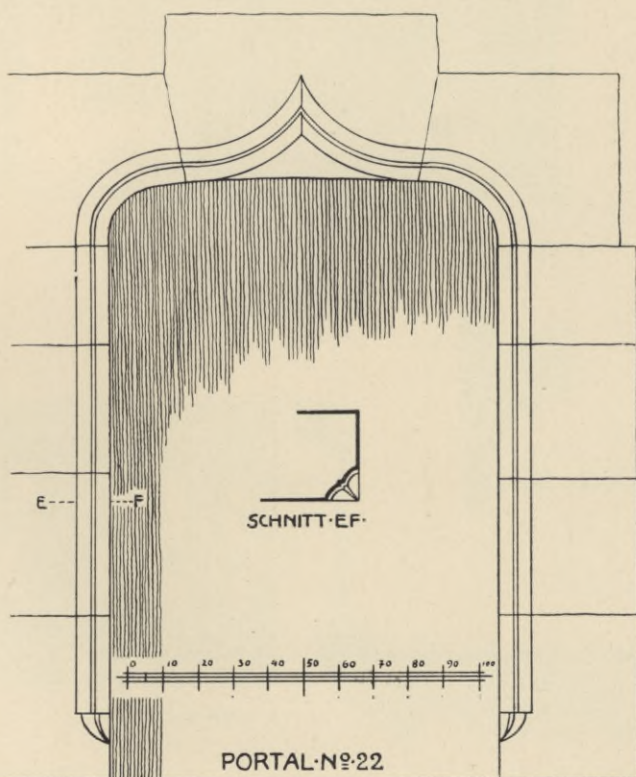


SCHNITT-AB

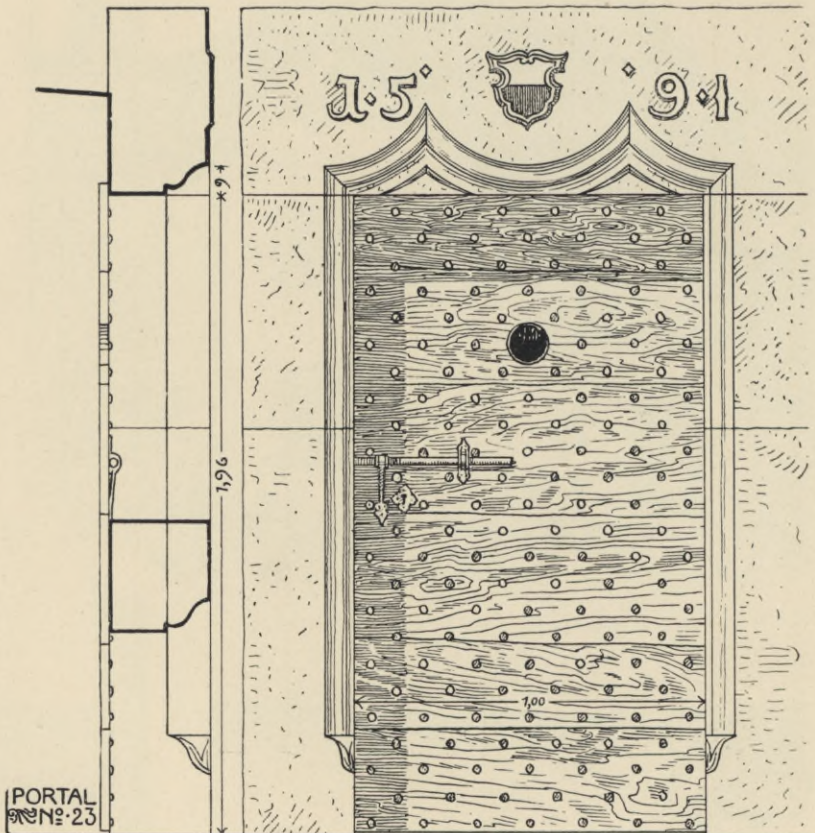


SCHNITT-CD

R. Fugère
 aufgenommen
 August
 1907



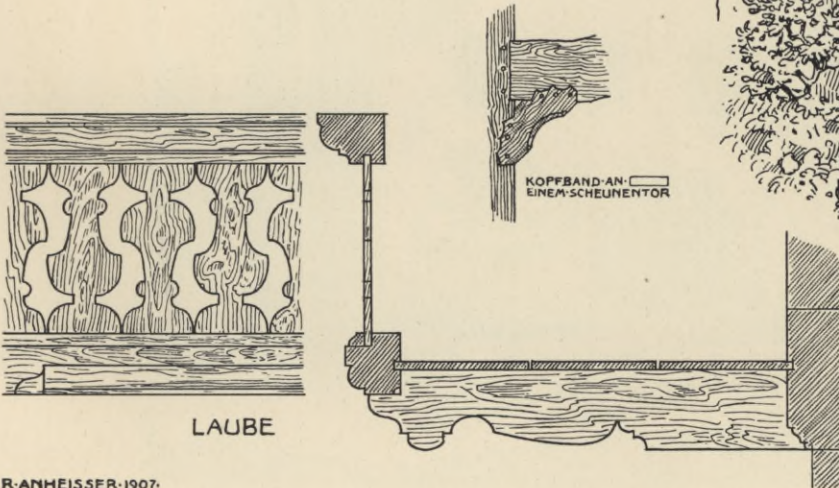
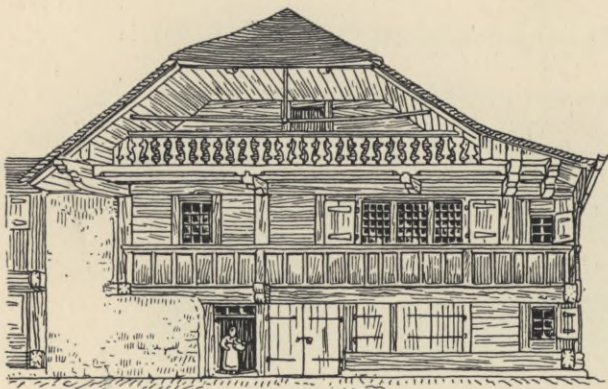
PORTAL Nº 22



PORTAL Nº 23



EPAGNY · GRUYÈRE ·



EPAGNY · BEI · GRUYÈRES · GREIERZ ·
KANTON · FREIBURG ·

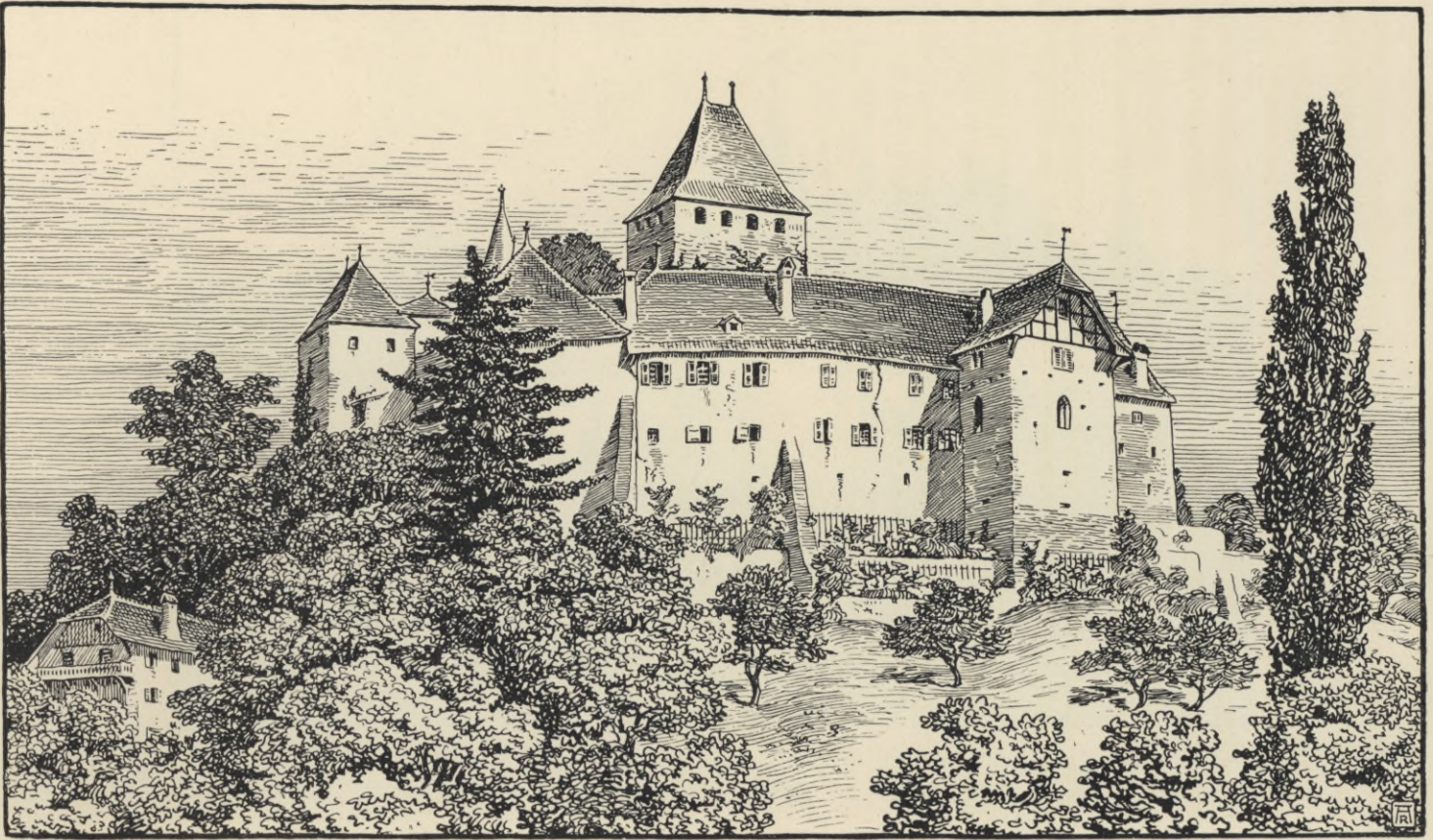


R · ANHEISSER · 1907 ·



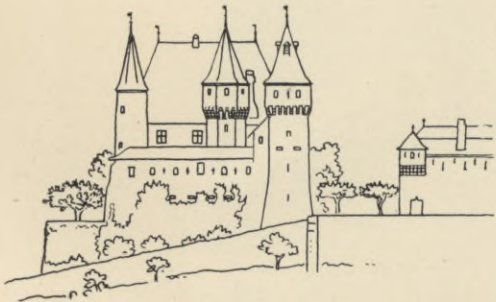
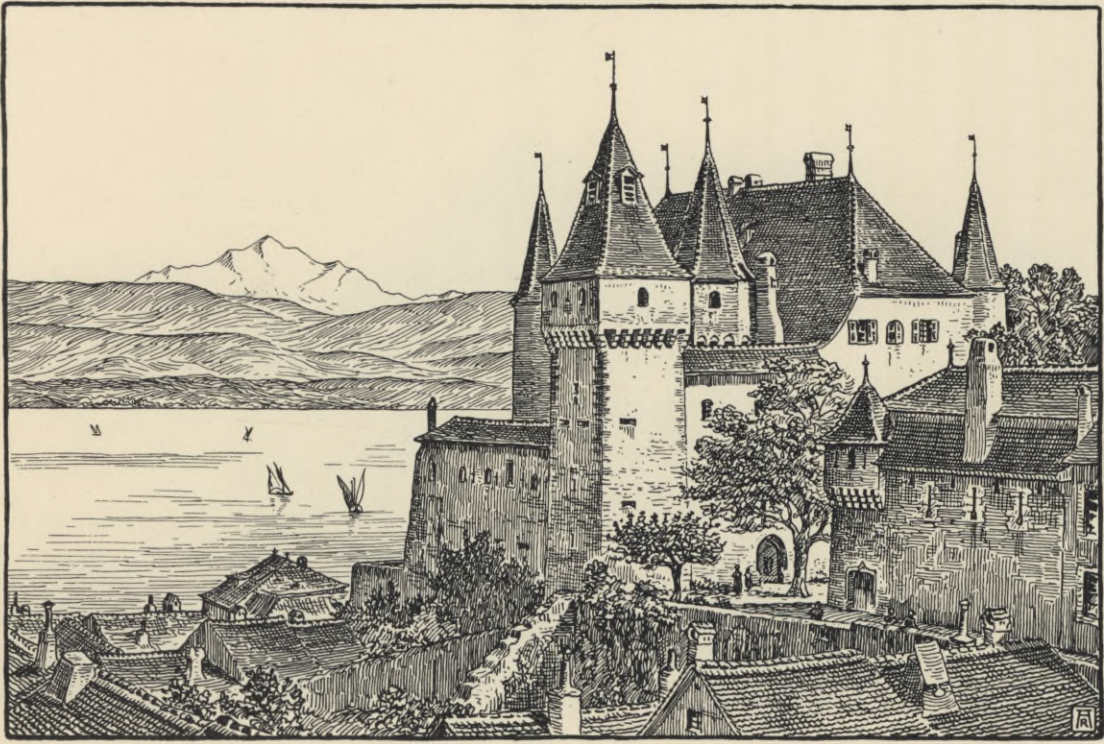
LA·CHIÉSAZ·AM·GENFER·SEE·ÜBER·VEVEY·



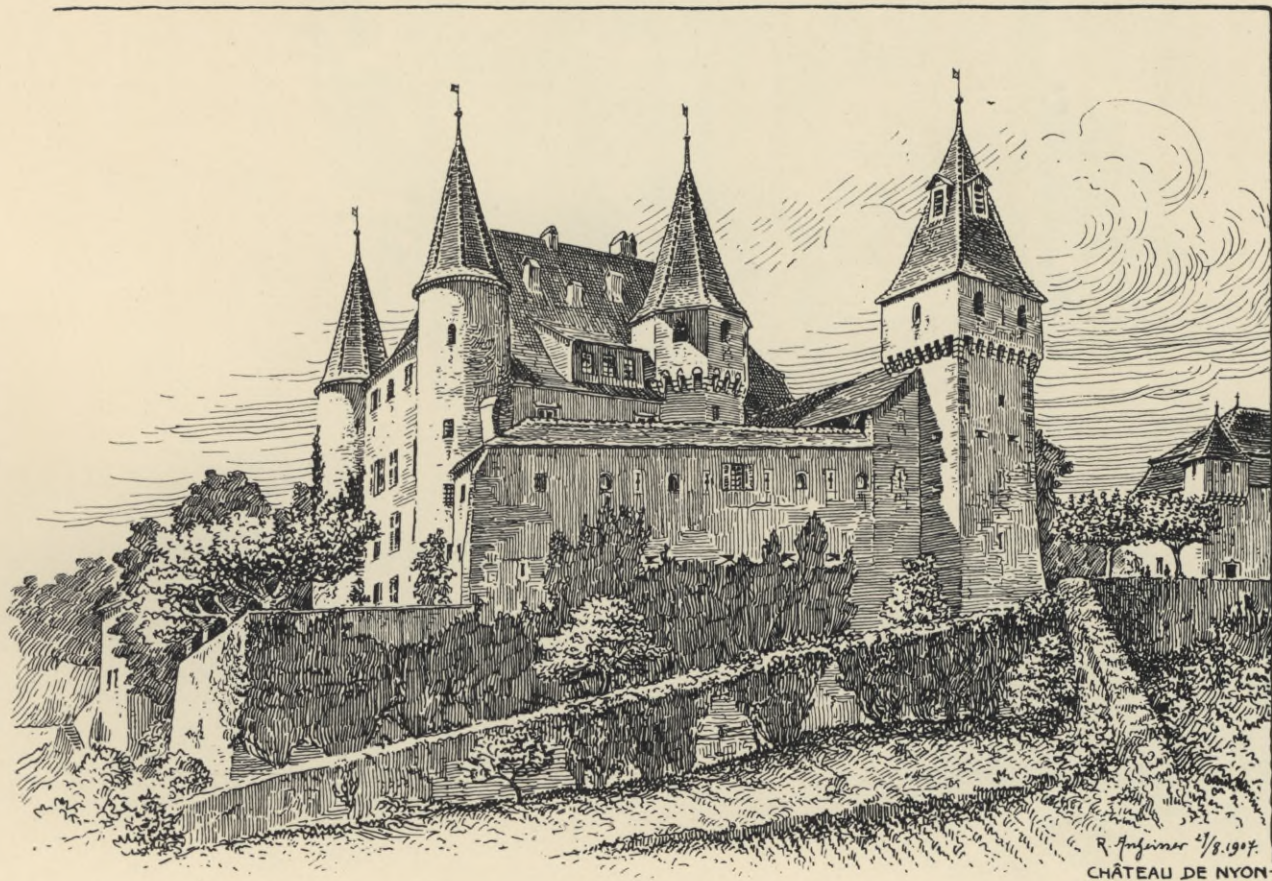
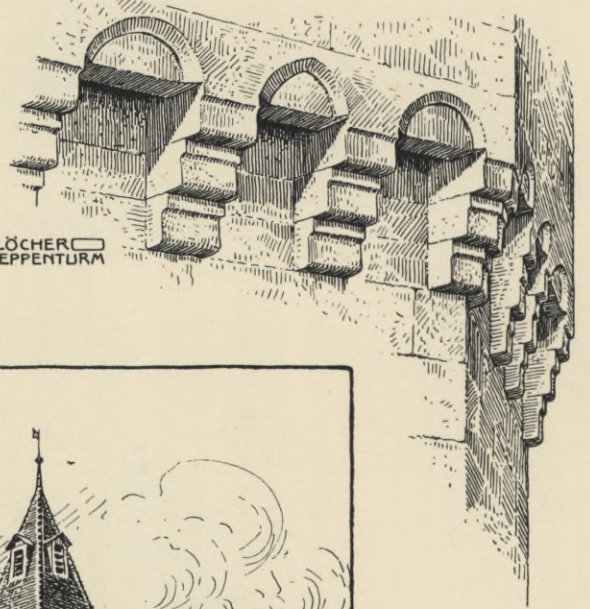


Château de Blonau





GUSSLÖCHER
AM TREPPENTURM



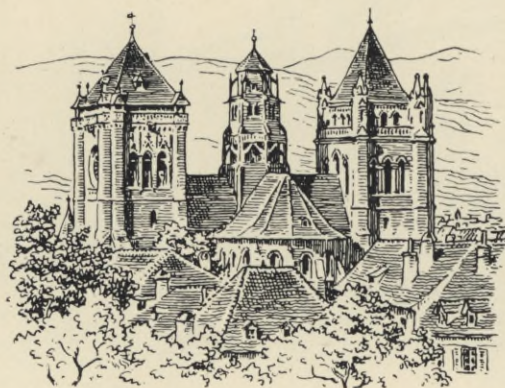
CHÂTEAU DE NYON

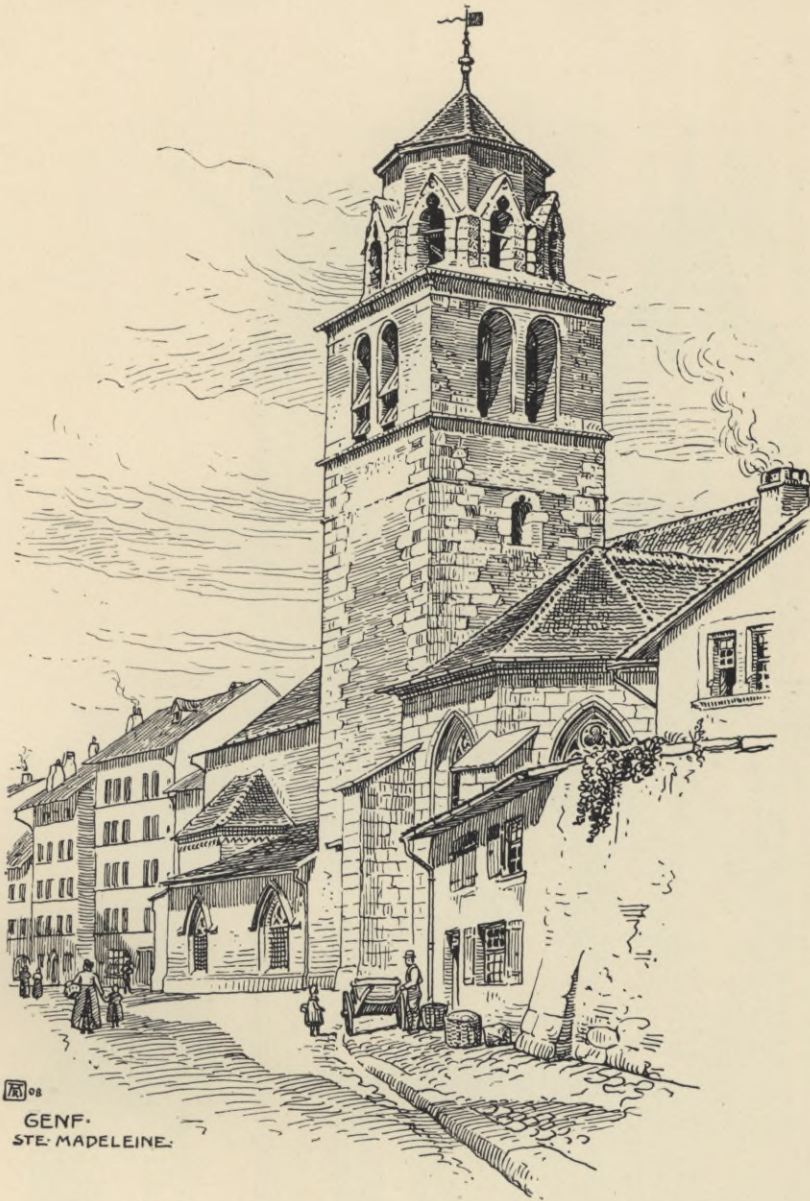


NYON
AM
GENFER
SEE
KT. WAADT

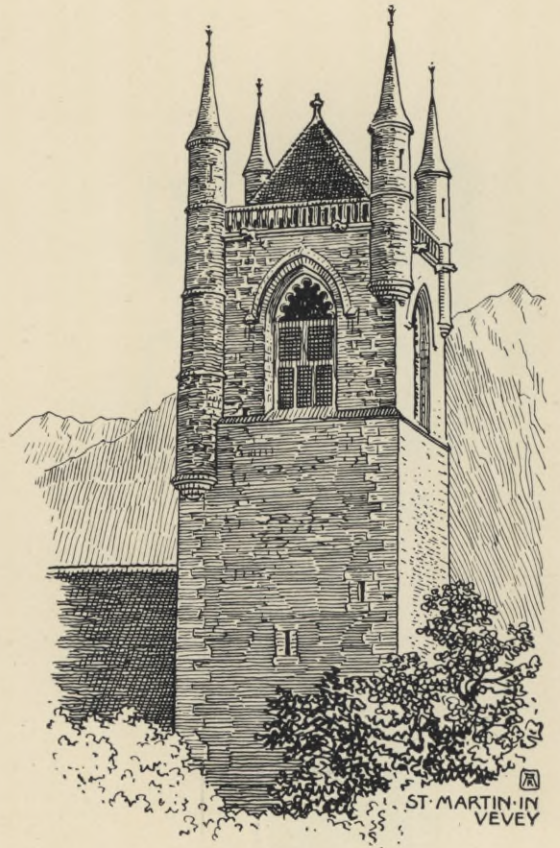


Cathédrale de Saint-Pierre à Genève





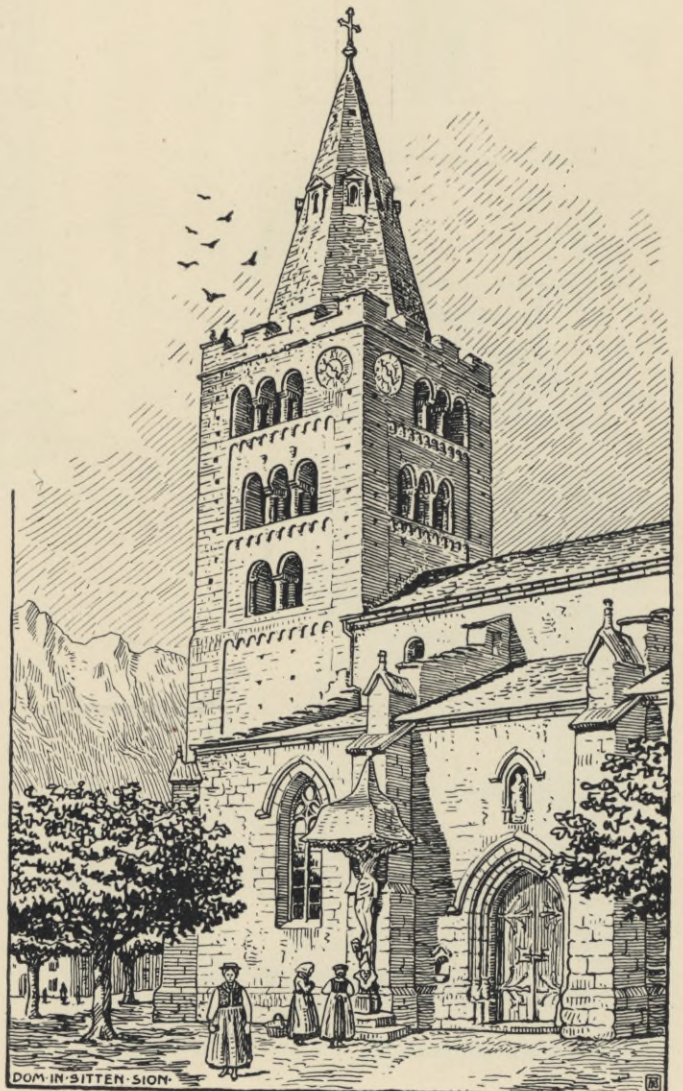
GENÈVE
S. MADELEINE.



ST. MARTIN IN
VEVEY



LA-CHIÉSAZ-BEL-VEVEY

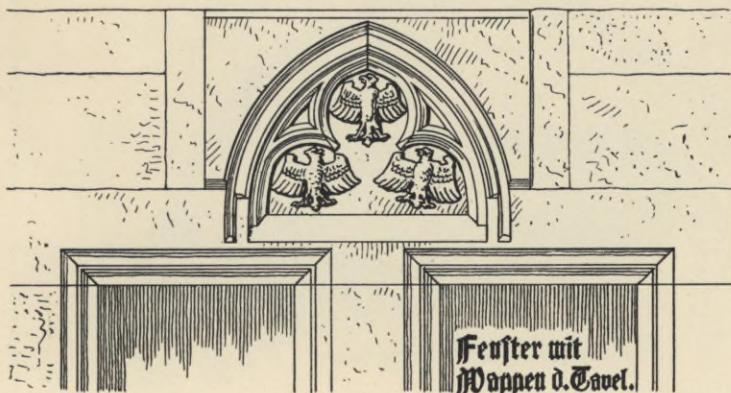


DOM IN SITTEN-SIEMINGEN

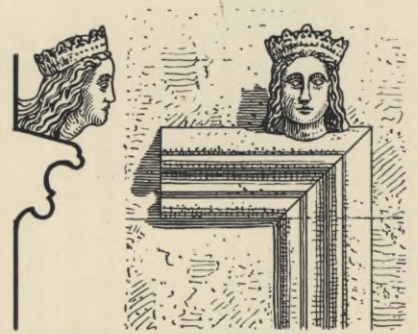


1907

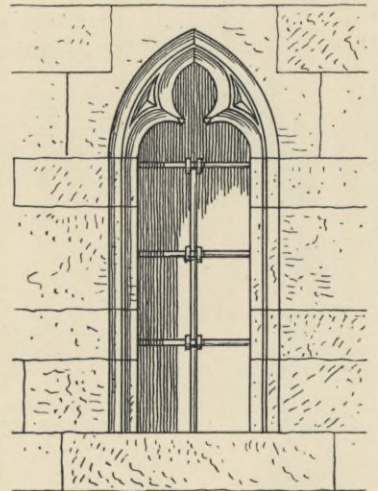
Genf. Maison Tavel. Rue du Puits St. Pierre.



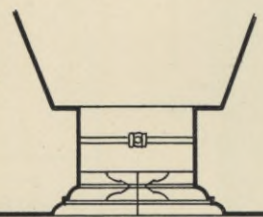
Feuster mit Wappen d. Tavel.



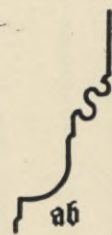
Von den Gesimsen.



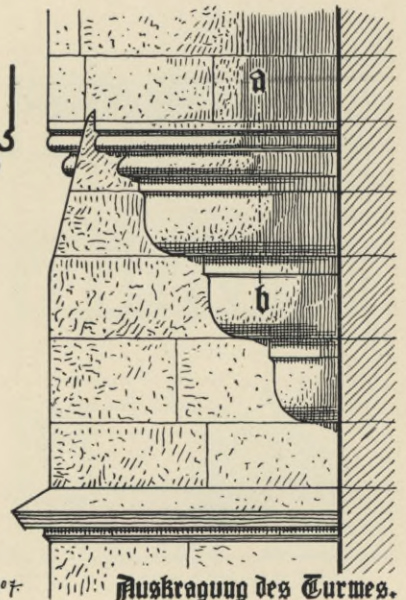
Nofe.



Feuster neben dem Turm.

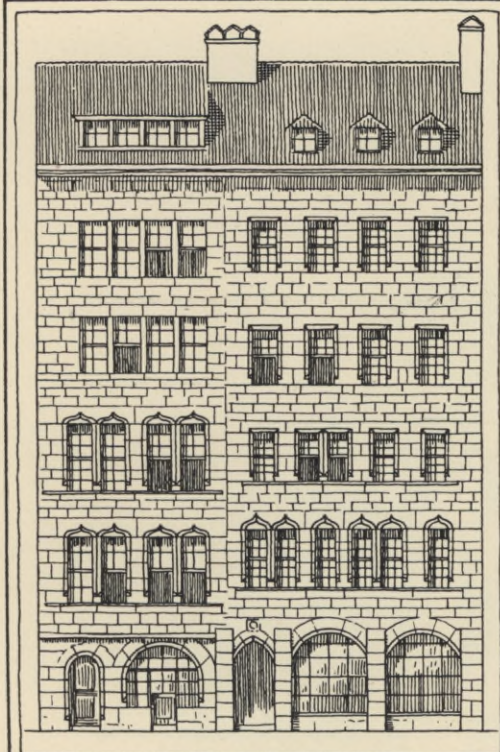


ab

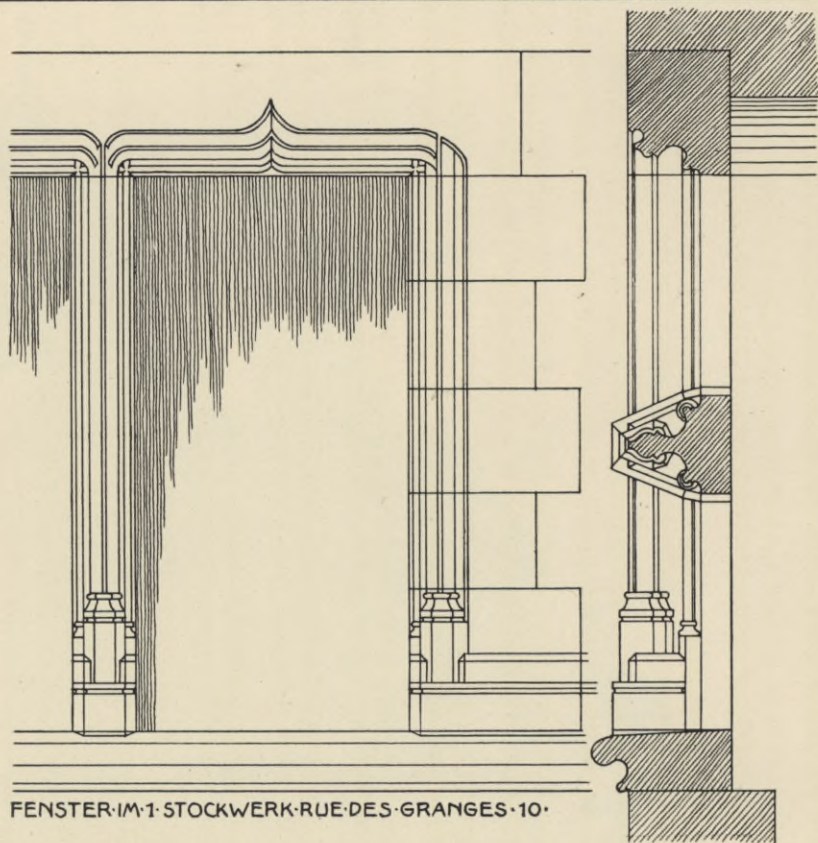


Auskrugung des Turmes.

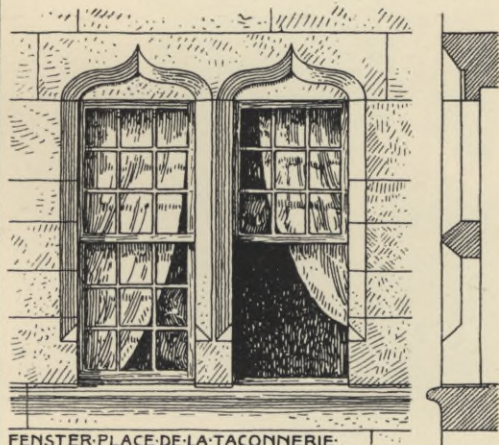
R. Angeleser aufgen. 1907



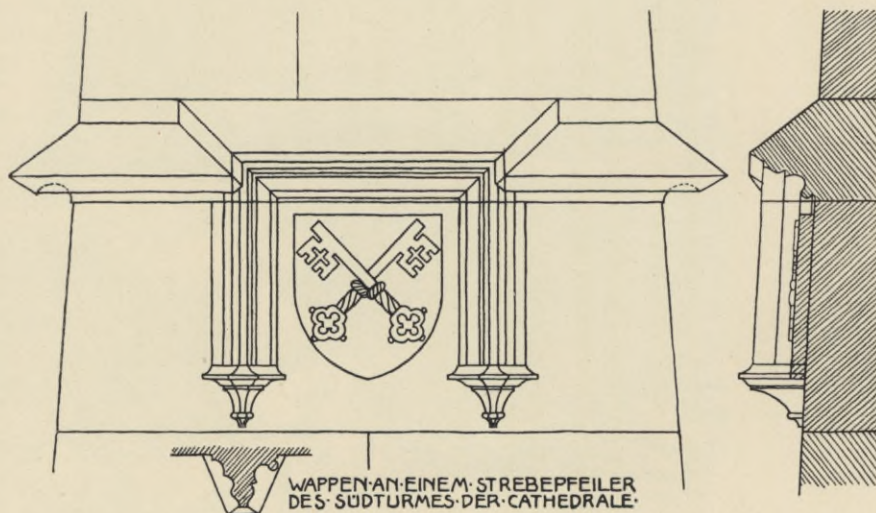
GOTISCHE HÄUSER. PLACE DE LA TACONNERIE.



FENSTER IM 1. STOCKWERK RUE DES GRANGES 10.



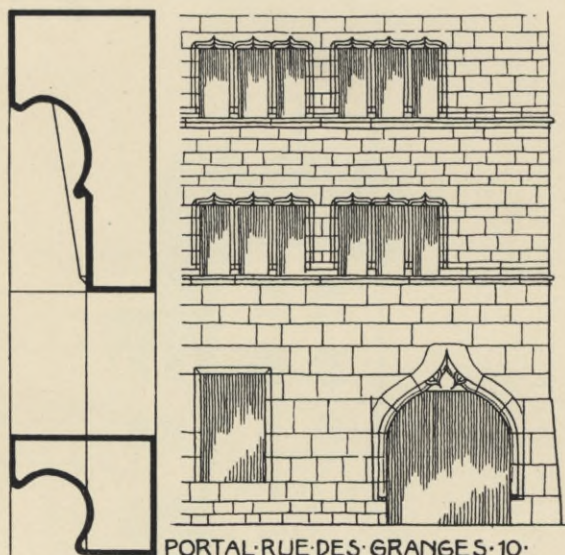
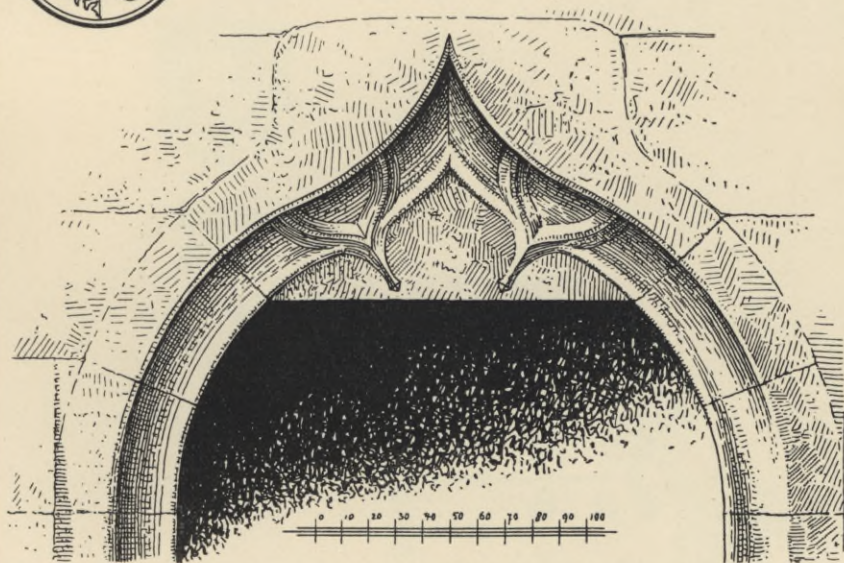
FENSTER PLACE DE LA TACONNERIE.



WAPPEN AN EINEM STREBEPFEILER DES SÜDTURMES DER CATHEDRALE.



R. Anzeiser 1907.



PORTAL RUE DES GRANGES 10.



Sierre
Sidens
im
Wallis
☺
Château
des
Vidomnes







R. Anferner 20/8. 1907.
ST. MARTIN zu Visp im Wallis.



VISP-IM-WALLIS



Visp im Wallis.



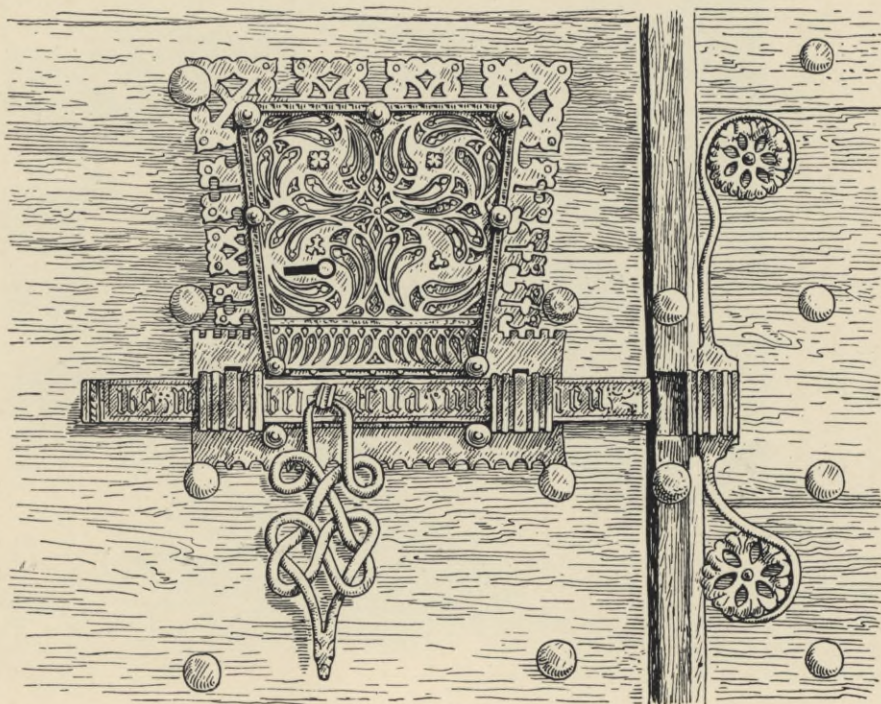


R. Anzeiner 1908.



Wisp
im
Wallis
Portal
am
Schlosse
der
Grafen
von
Blandrate
1513

Datum: 1513
Zur Schloss:





VISP·IM·WALLIS





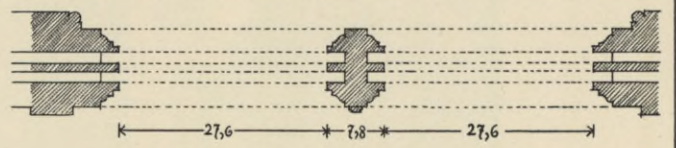
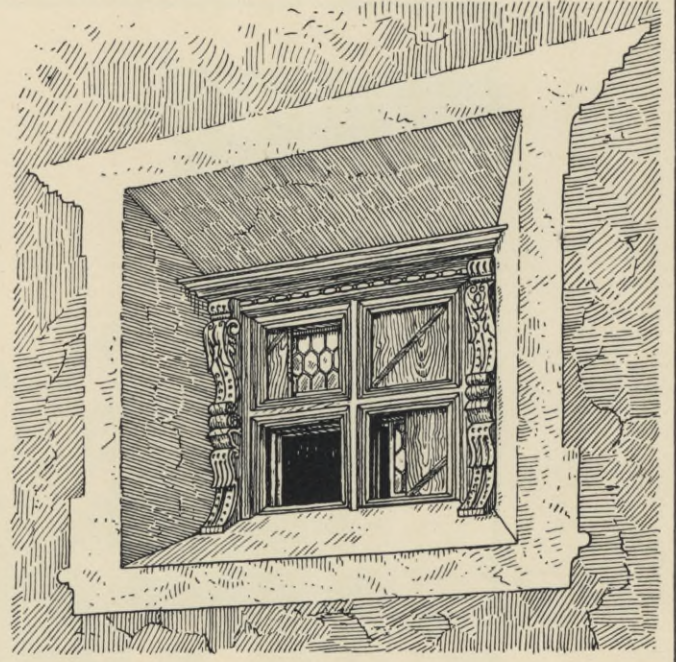
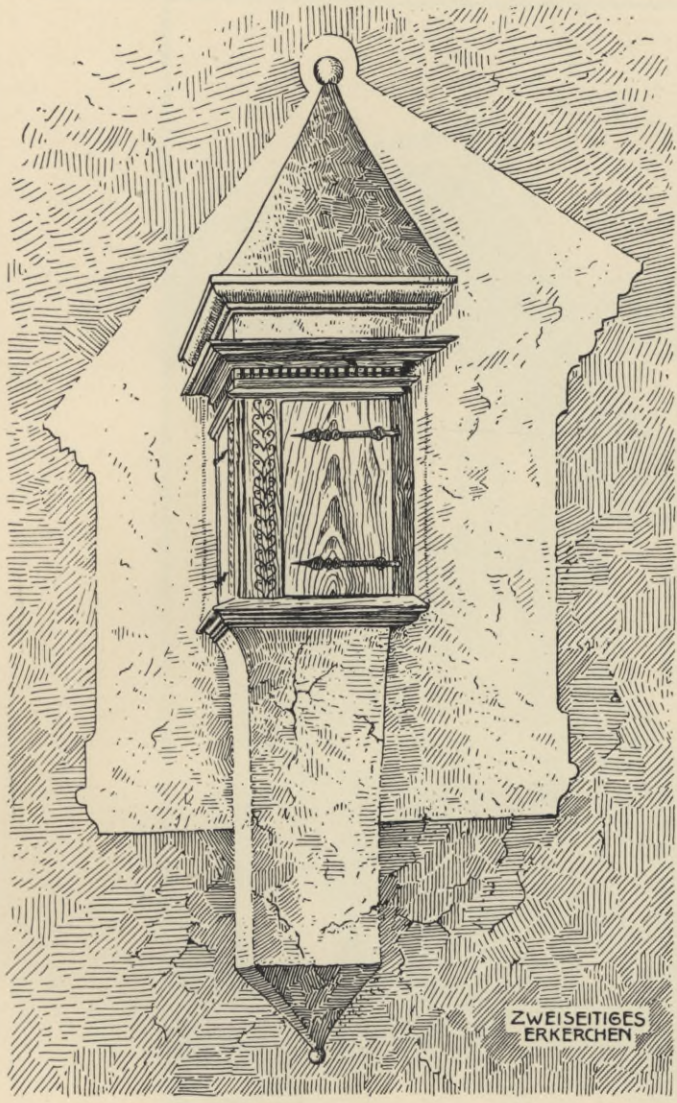
ZERMATT



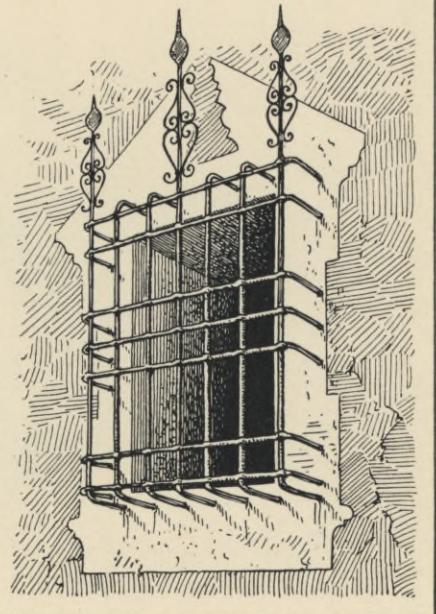
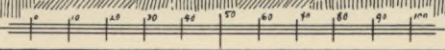
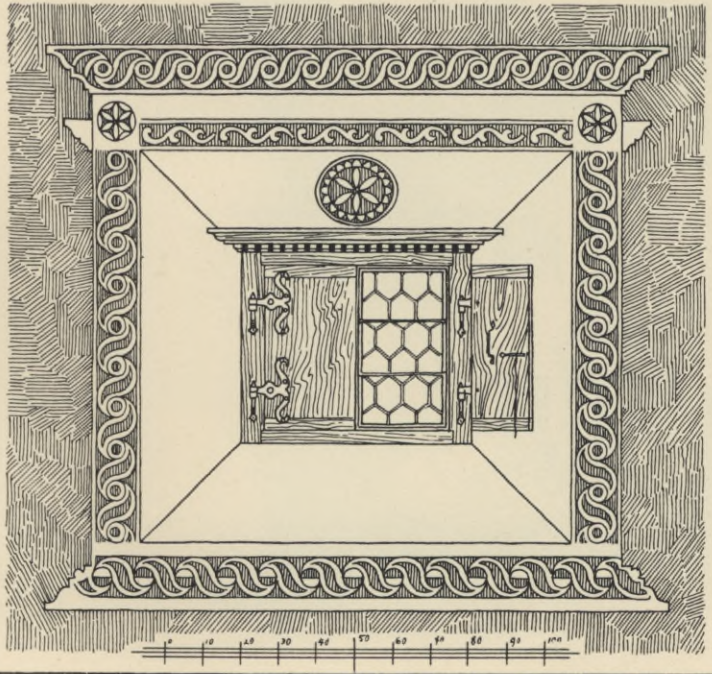
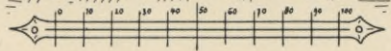
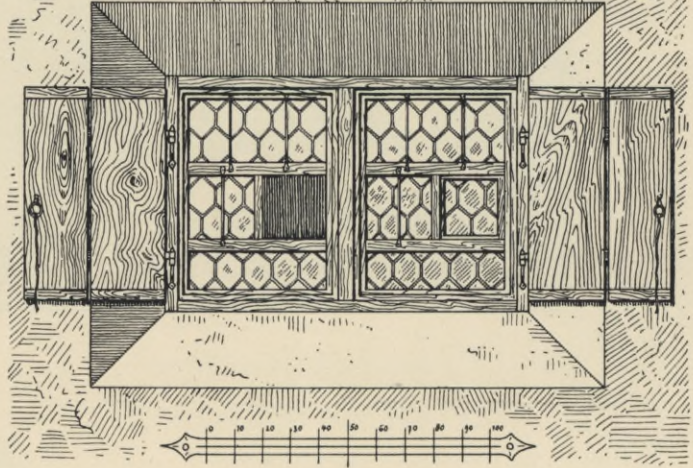


FILISUR IM ALBULATAL KT. GRAUBÜNDEN.





FENSTER·AUS·FILISUR·IM
ALBULATAL·KT·GRAUBÜNDEN·
R·ANHEISSER·1907·

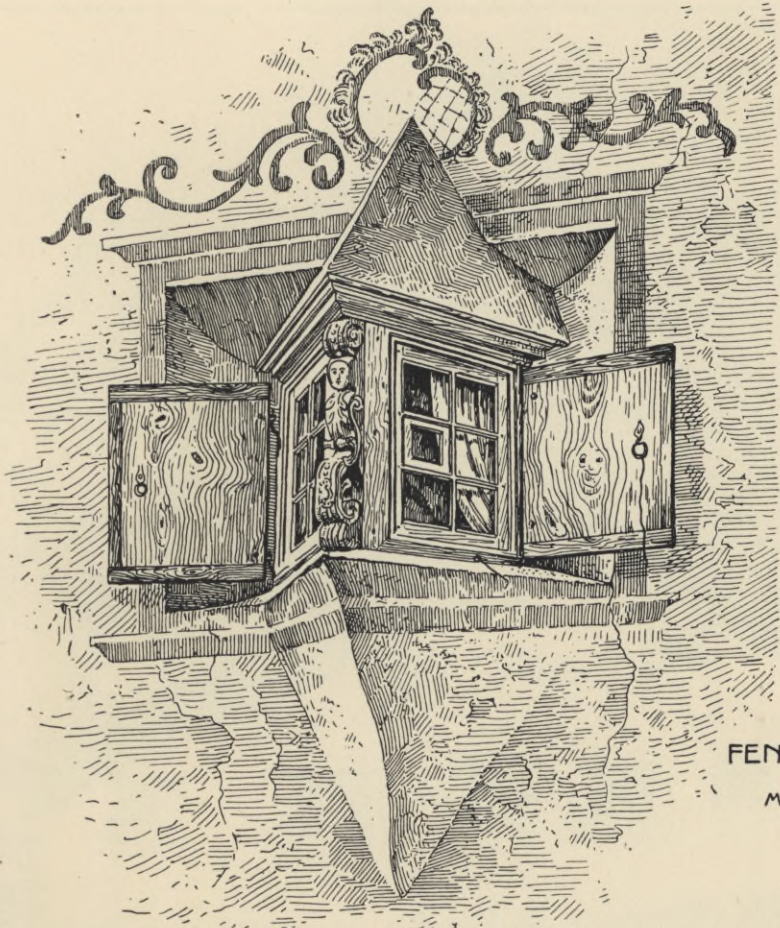




BERGÜN · ALBULA · GRAUBÜNDEN ·



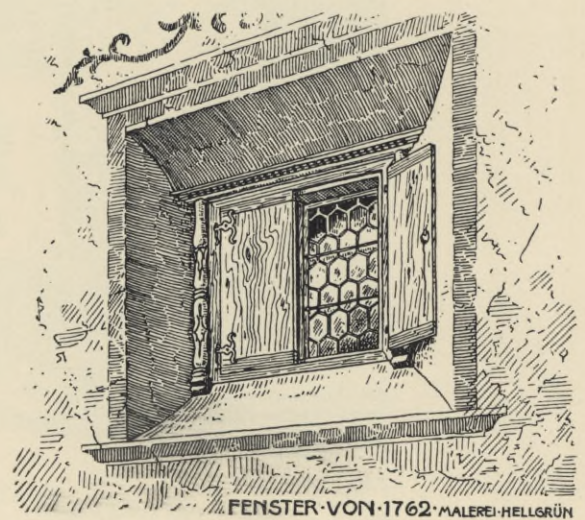
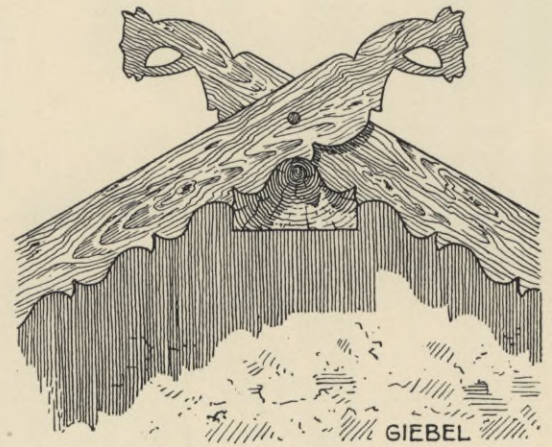
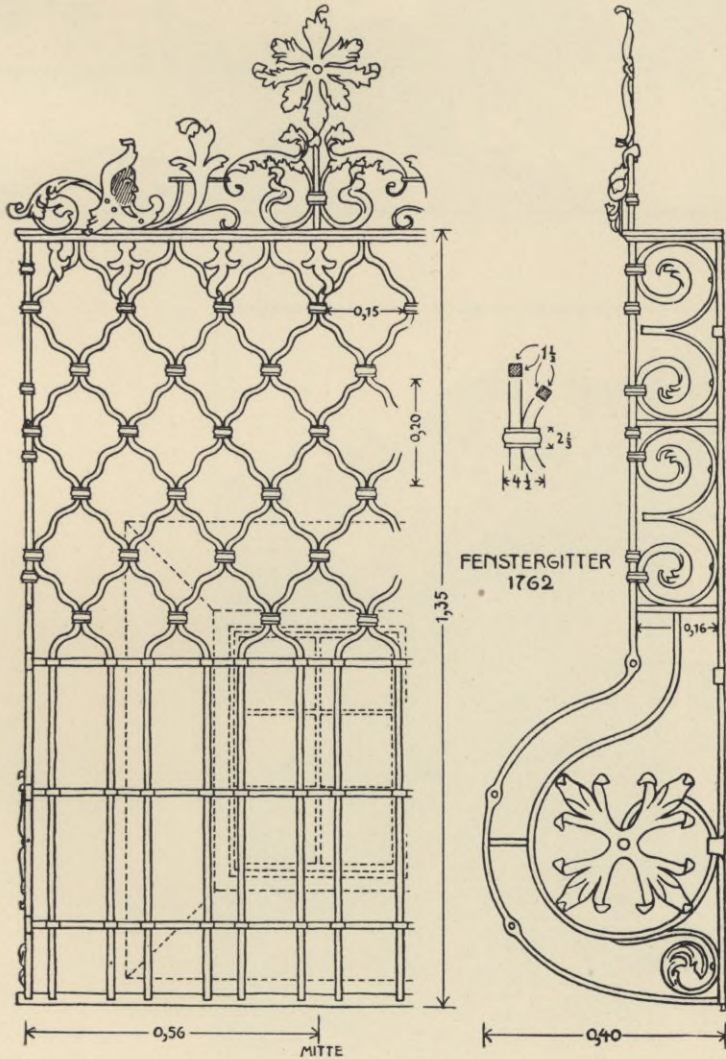
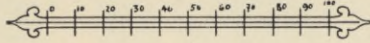
BERGÜN IM ALBULATAL · GRAUBÜNDEN ·



FENSTERERKERCHEN
VON 1762
MALEREI HELLGRÜN



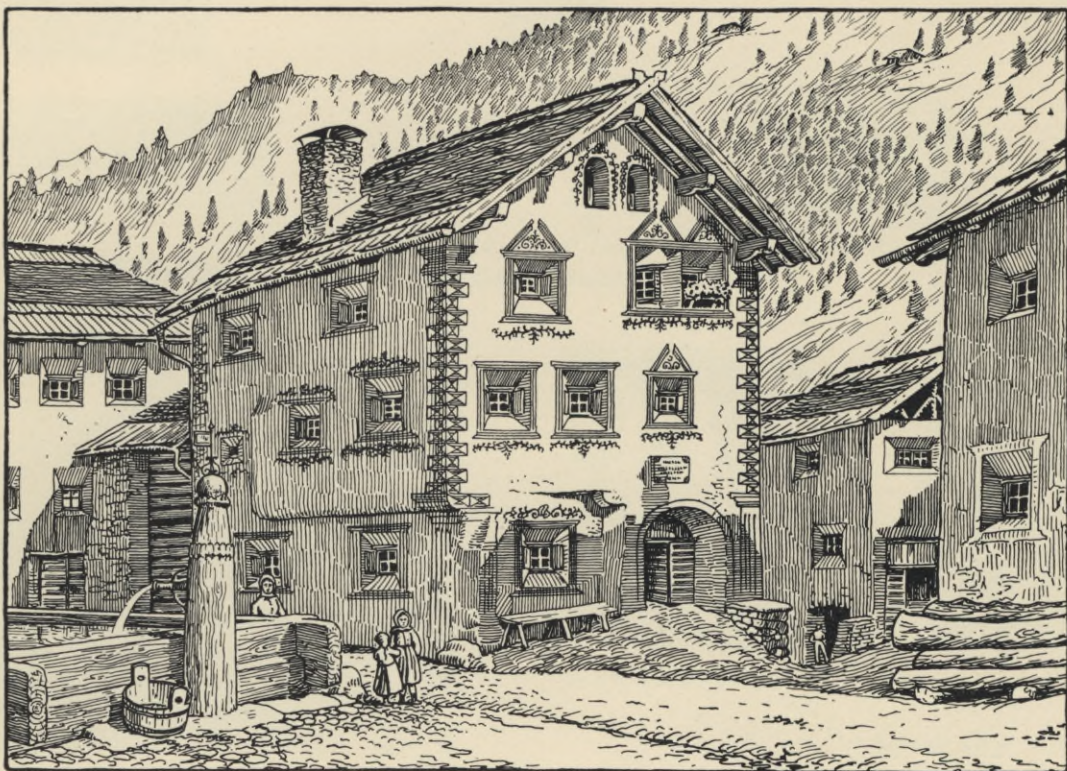
BERGÜN · ALBULATAL · GRAUBÜNDEN

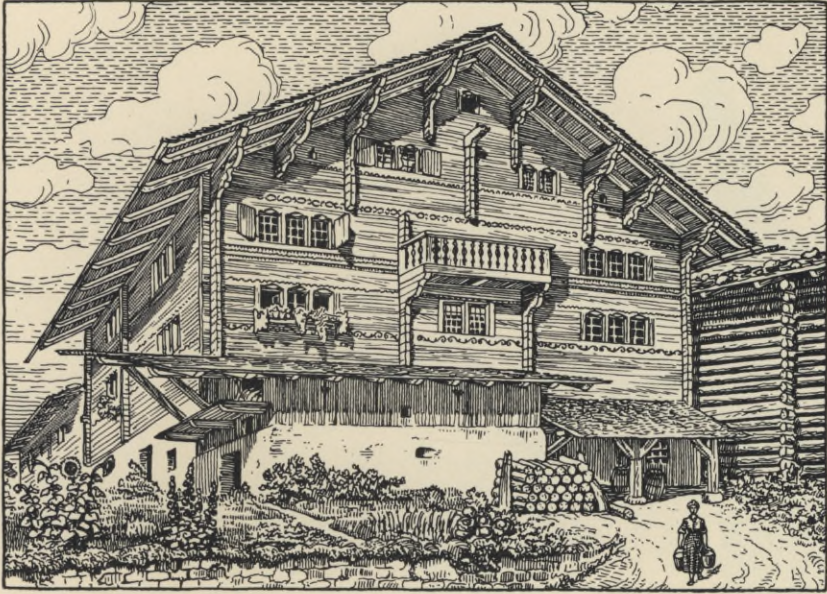




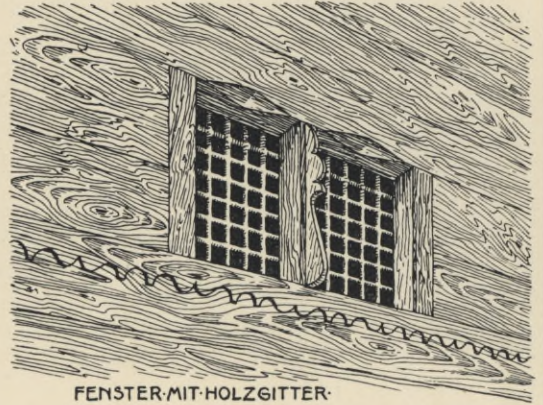
BERGÜN IM ALBULATAL KT-GRAUBÜNDEN

1906

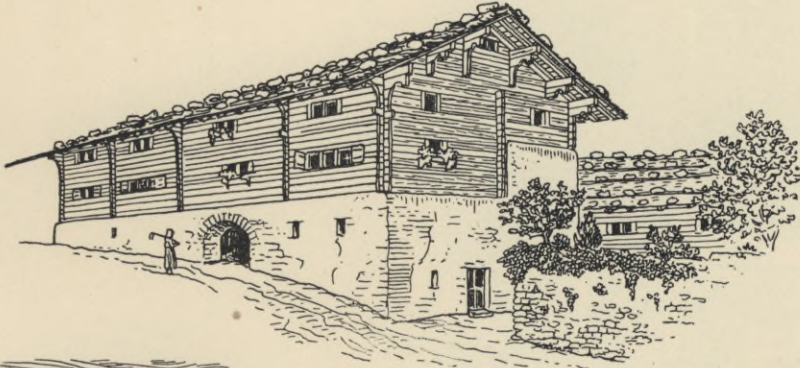




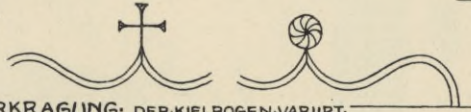
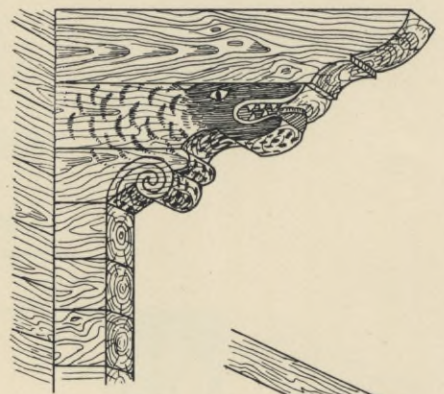
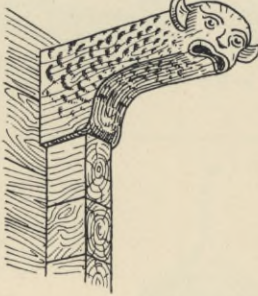
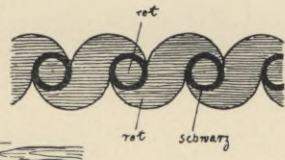
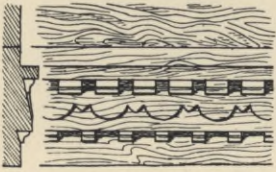
LUVIS·OB·ILANZ·KT·GRAUBÜNDEN·



FENSTER·MIT·HOLZGITTER·

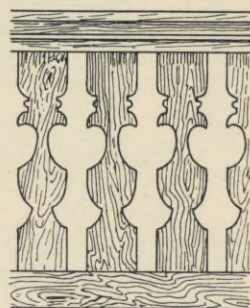
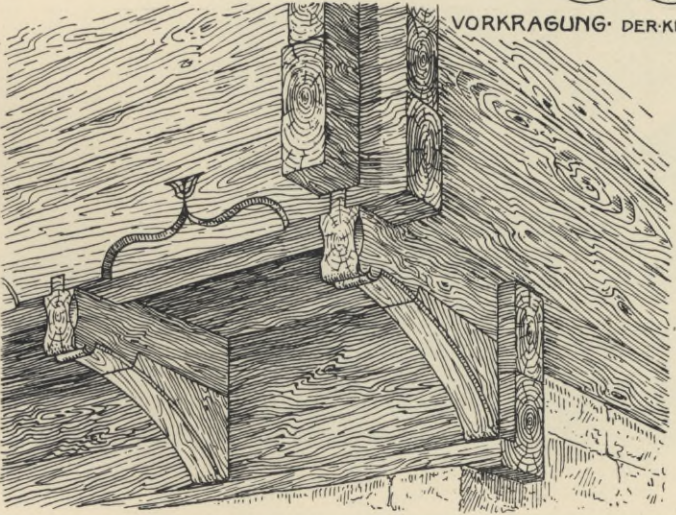


BEMALTE·VORSTÖSSE:
 KOPF·SCHWARZ~AUGE·
 WEISS~PUPILLE·SCHW-
 ARZ~LIPPEN·UND·ZU-
 NGE·ROT~ZÄHNE·□
 WEISS~LEIB·HELL·□
 GRÜN~SCHUPPEN·□
 SCHWARZ~□

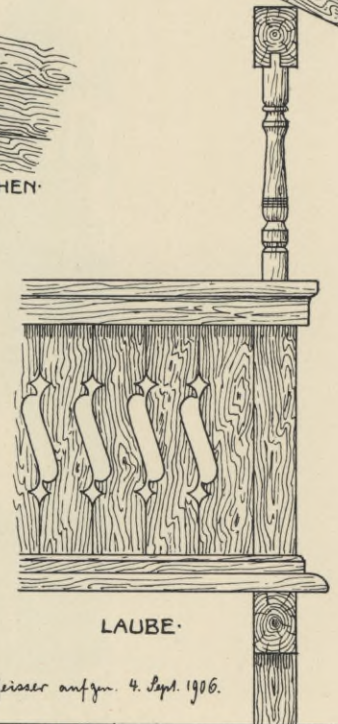


FENSTERCHEN·

VORKRAGUNG· DER·KIELBOGEN·VARIIRT·

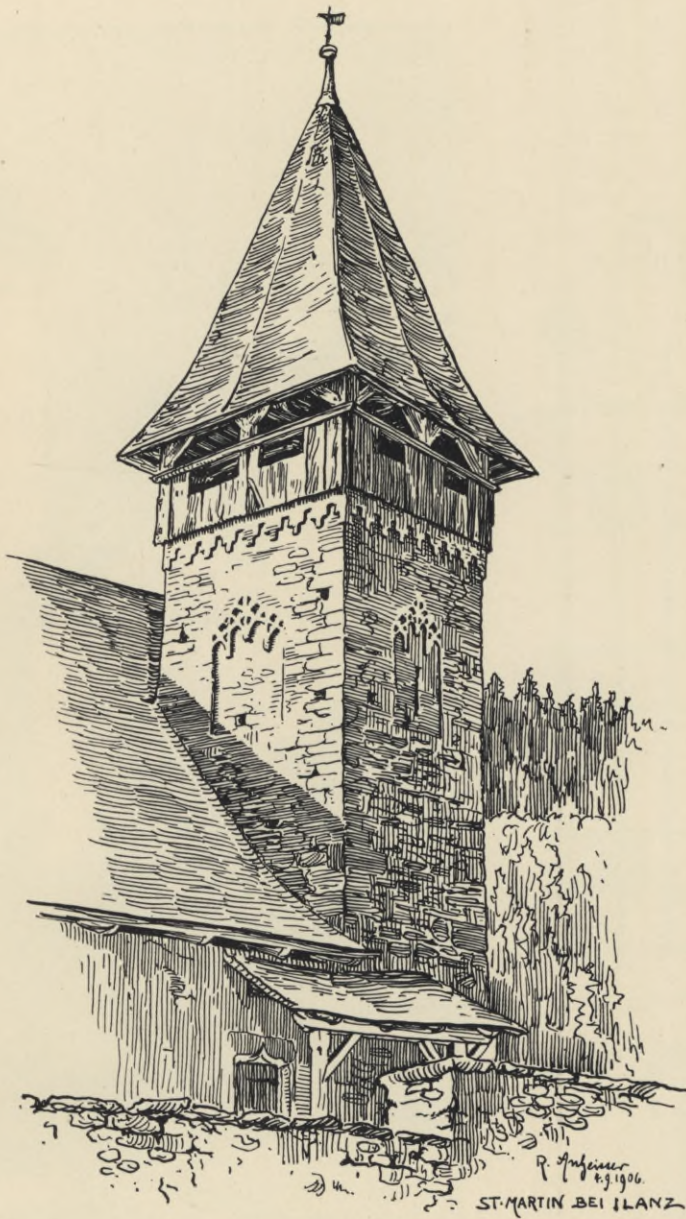


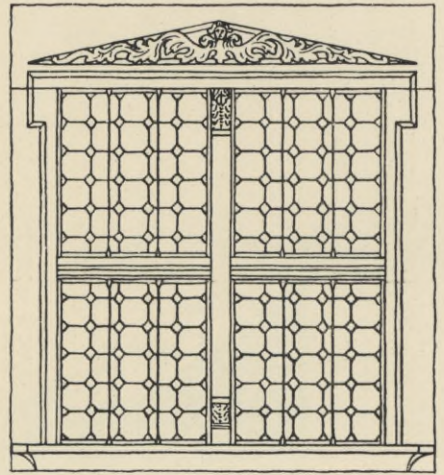
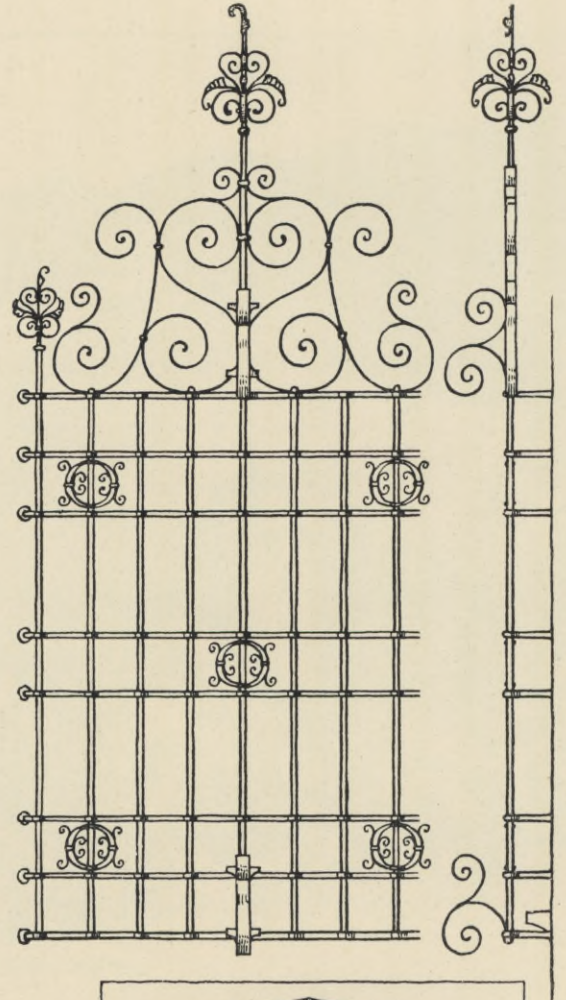
BALKONBRÜSTUNG·



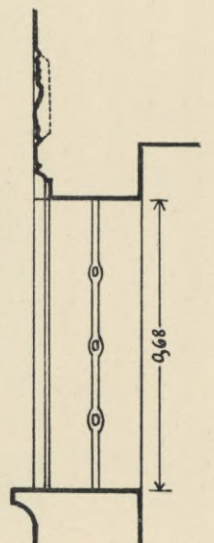
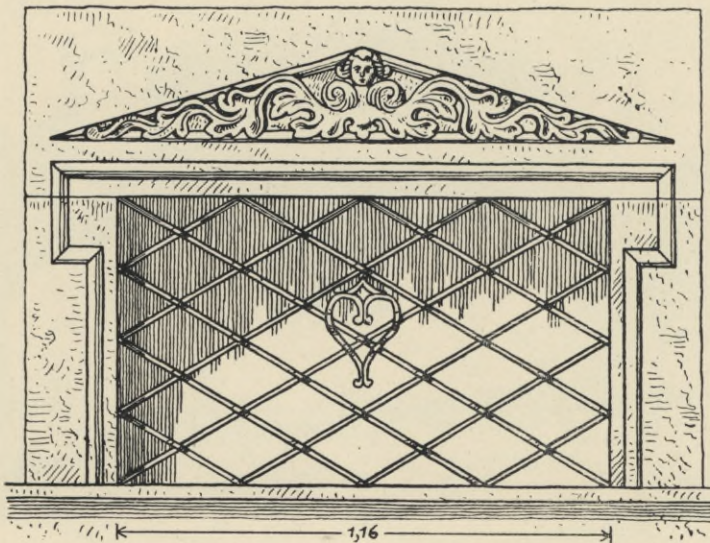
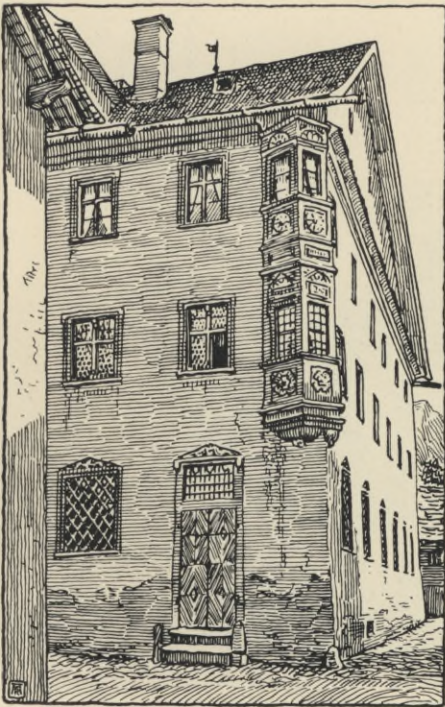
LAUBE·

R. Aufhäuser aufgen. 4. Sept. 1906.





ILANZ AM RHEIN GRAUBÜNDEN
GROSSES HAUS ERBAUT 1650-1660





ILANZ - KT. GRAUBÜNDEN

1906

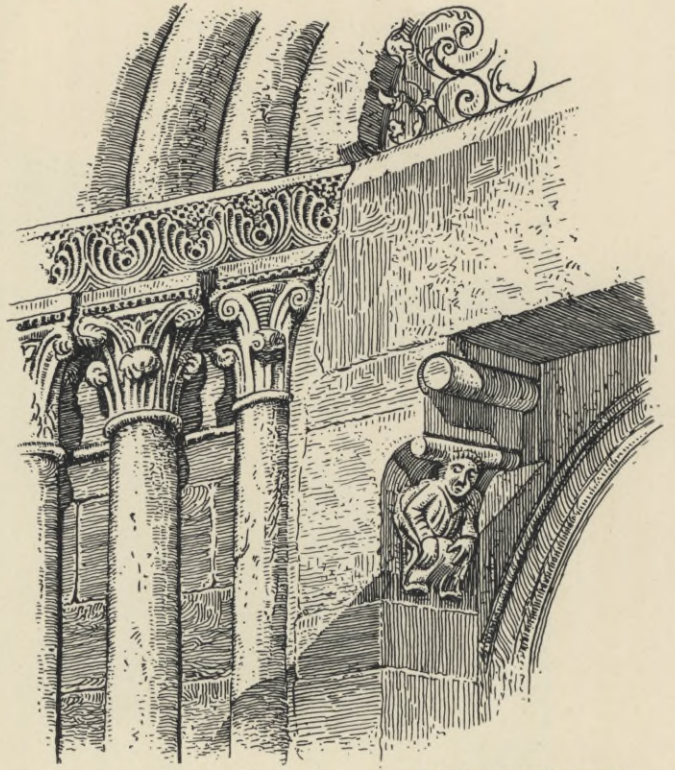


R. Anheisser 2/9 1906. ILANZ



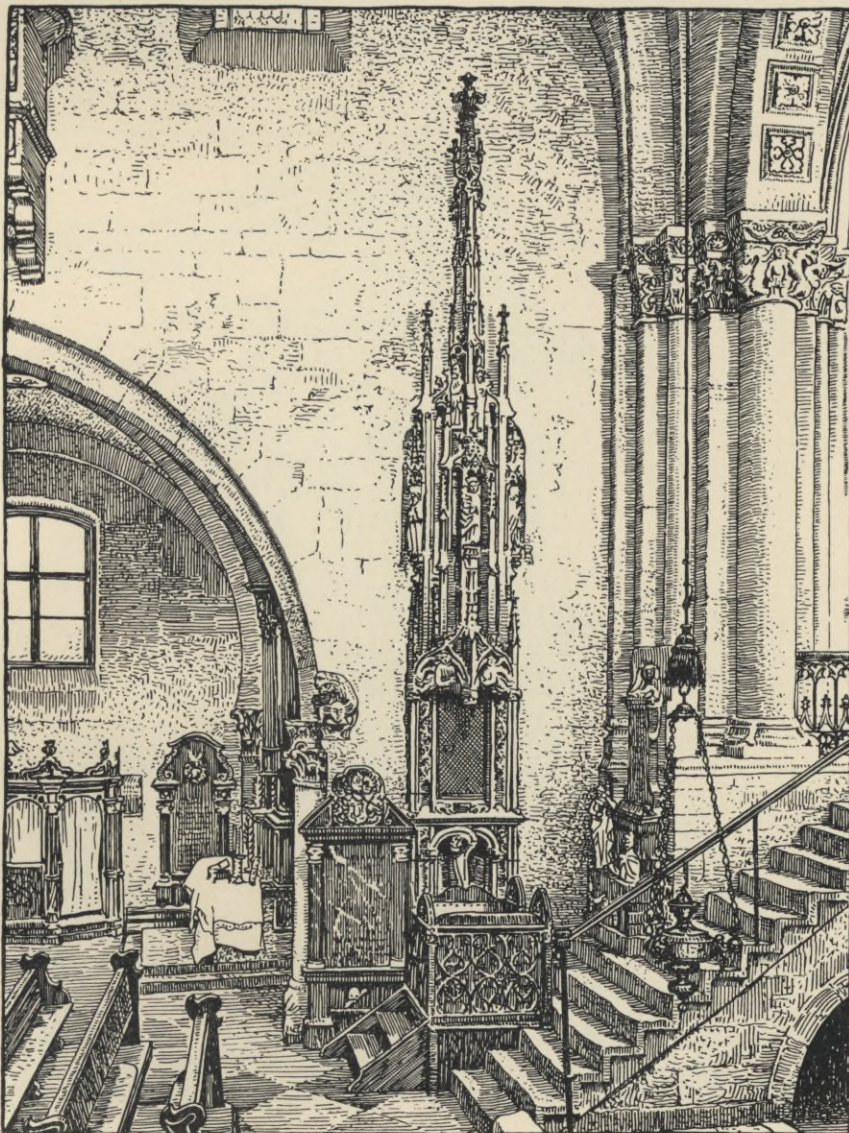
BERGUN - VALBULA

R. ANHEISSER 1906



VOM HAUPTPORTAL

ST. LUCIUSDOM · ZU · CHUR ·



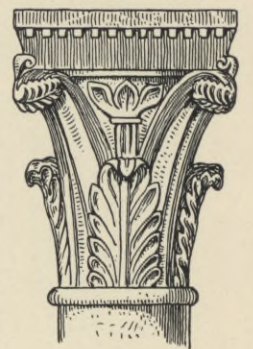
AUS DEM SCHIFF ·



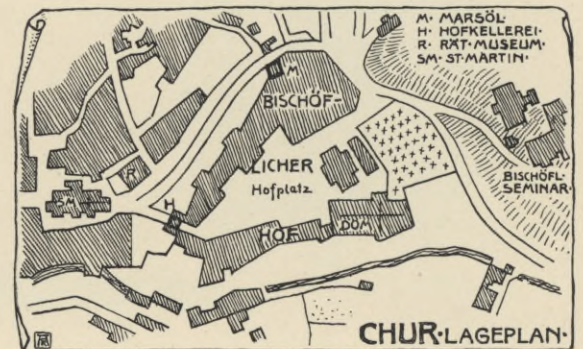
VOM PORTAL ·



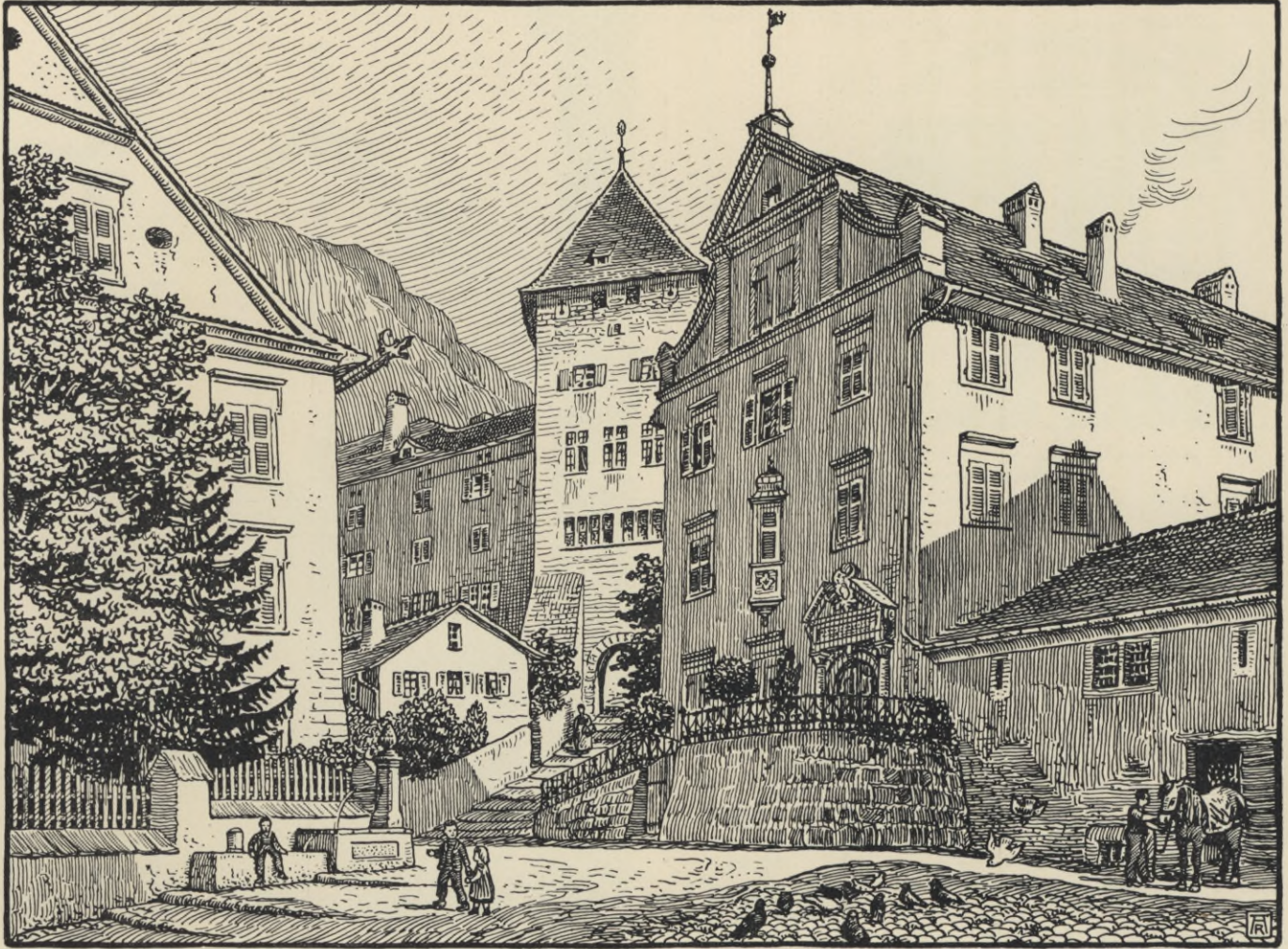
AUS DEM SCHIFF ·



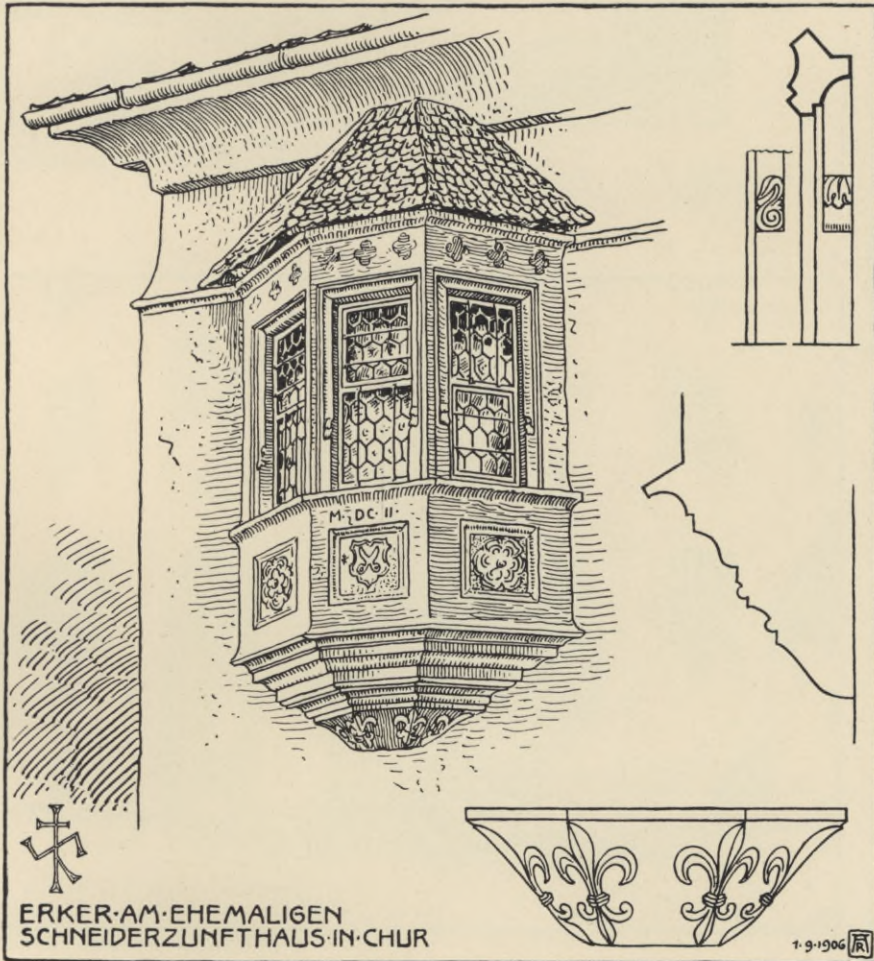
VOM PORTAL ·




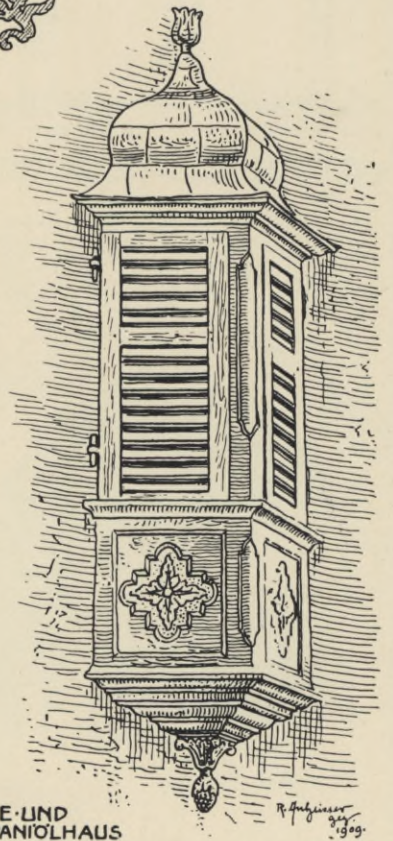
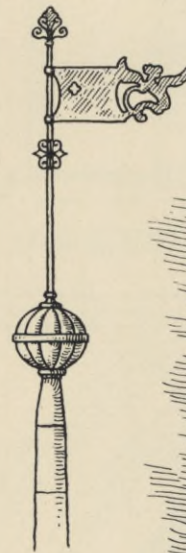
CHUR · LAGEPLAN ·



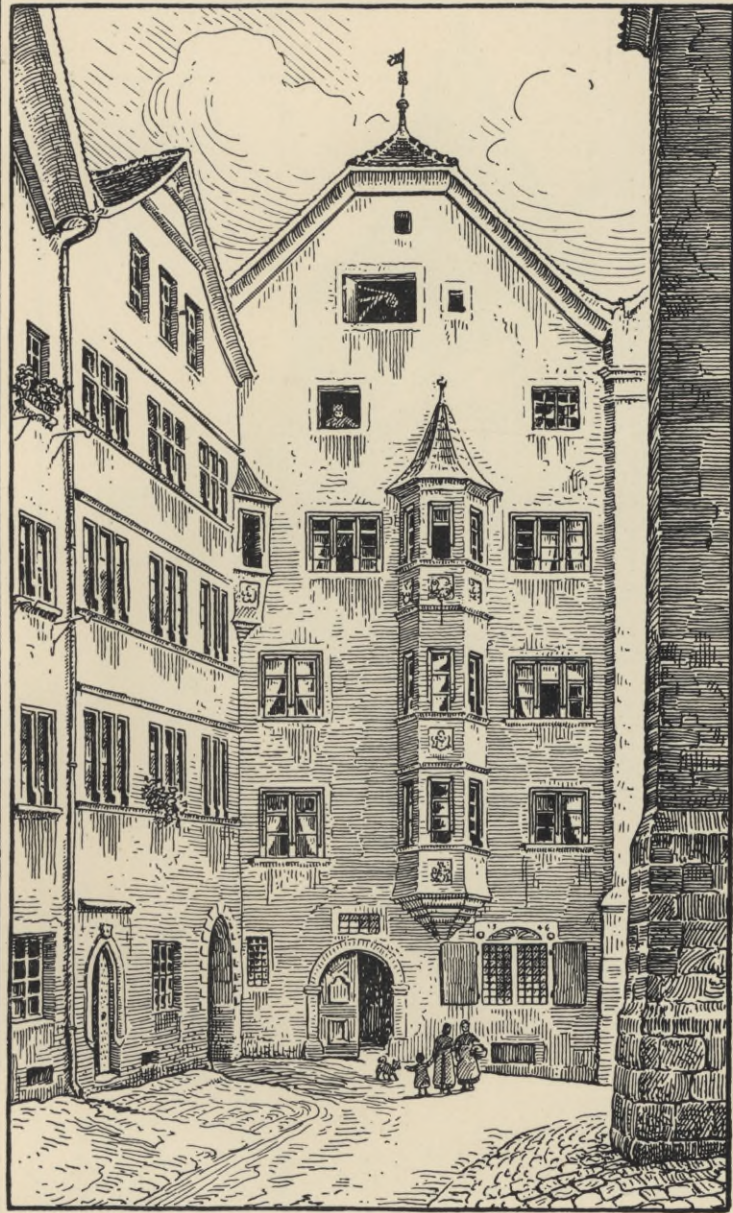

 AUFGANG · ZUM · HOF
 UND · SPANIÖLHAUS
 CHUR




 ERKER · AM · EHEMALIGEN
 SCHNEIDERZUNFTHAUS · IN · CHUR

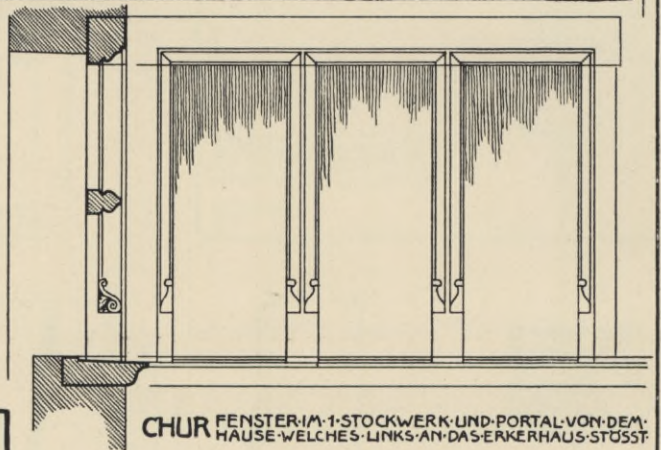
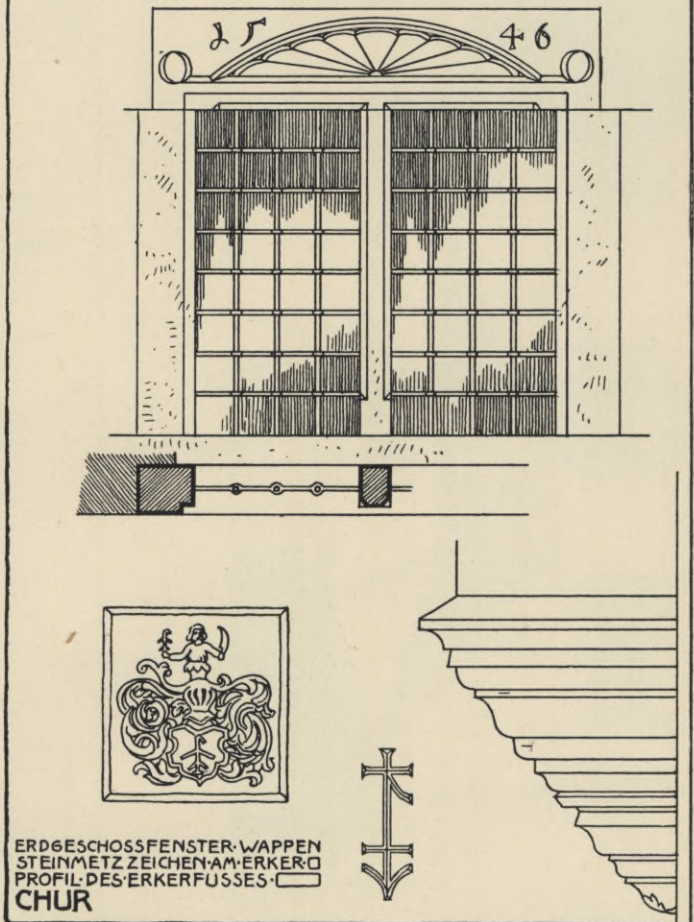


WETTERFAHNE · UND
 ERKER · VOM · SPANIÖLHAUS

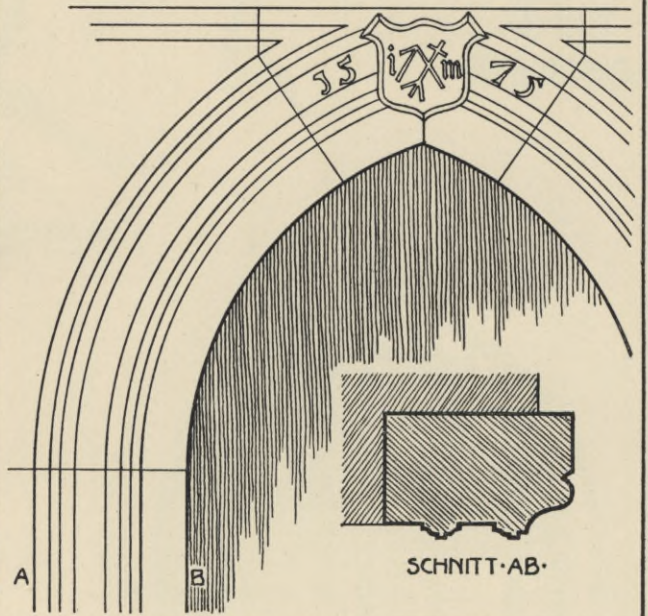


CHUR. HAUSERGRUPPE.
BEI DER MARTINSKIRCHE.

19  08



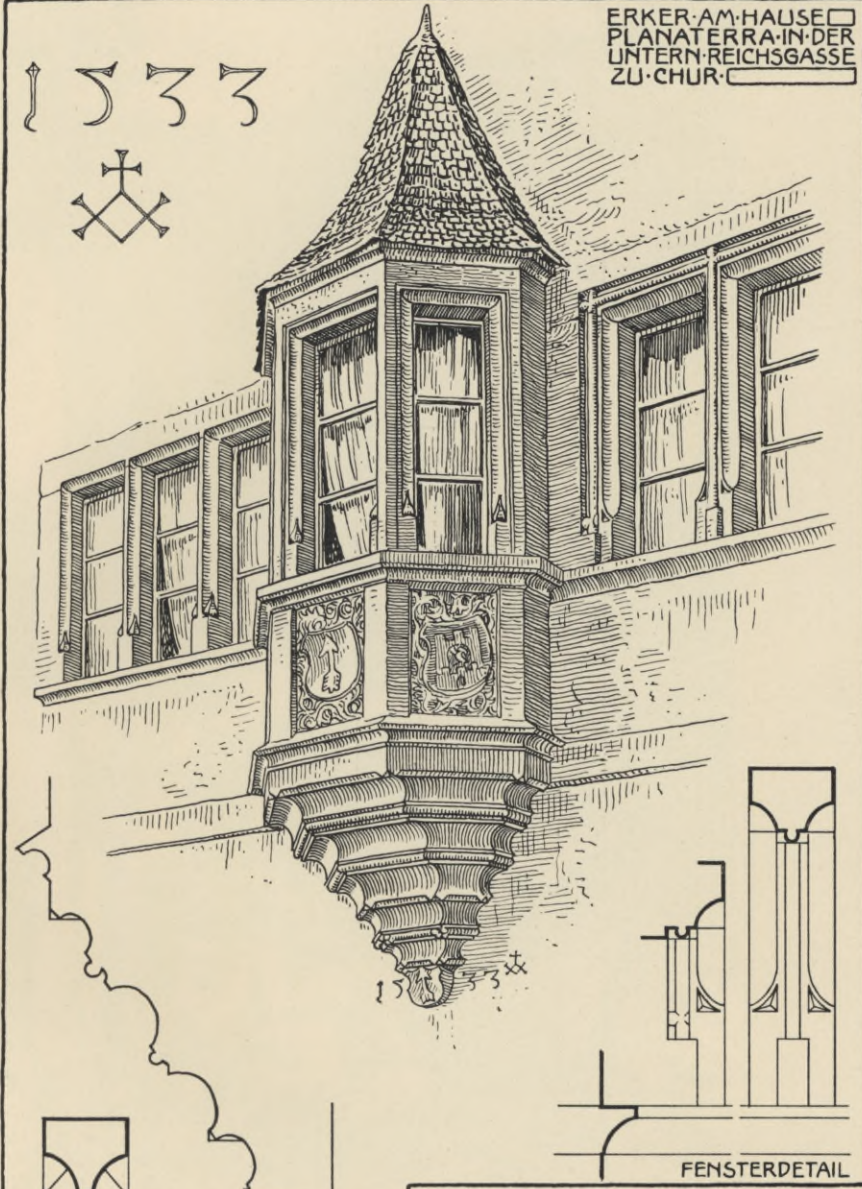
HAUSEINGANG IN ZIZERS.



1533



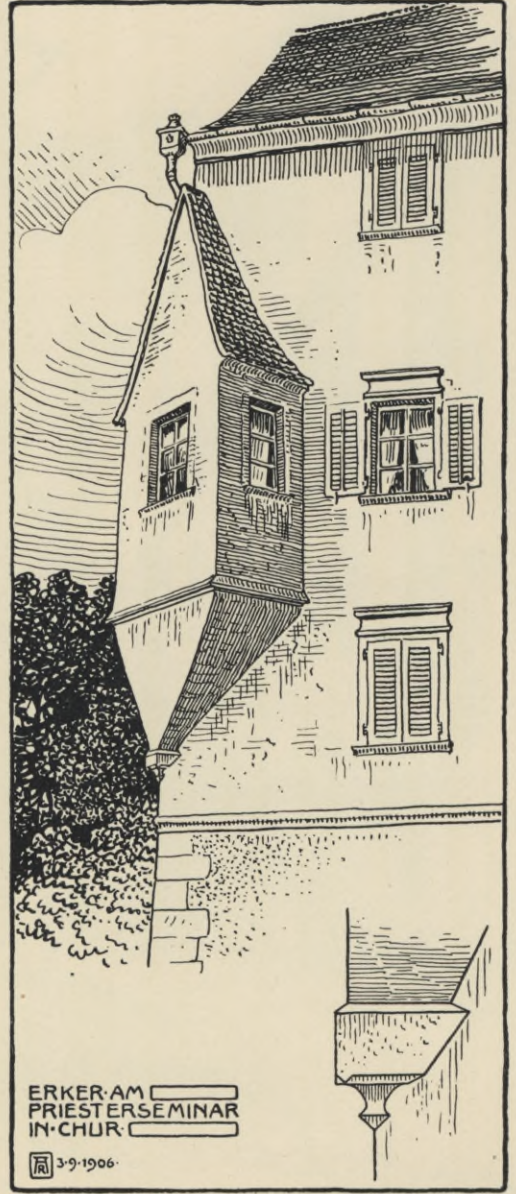
ERKER AM HAUSE
PLANATERRA IN DER
UNTERN REICHSGASSE
ZU CHUR



FENSTERDETAIL

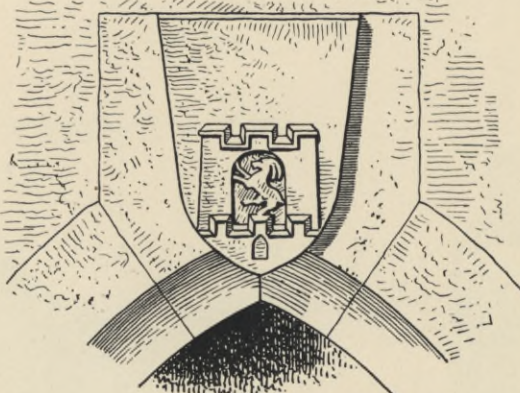
PROFIL DES
ERKERFUSSSES
FENSTERDETAIL

R. Aufhäuser aufgen. 1906.
gez. 1909.

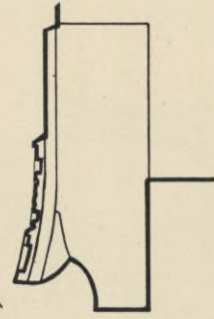


ERKER AM
PRIESTERSEMINAR
IN CHUR

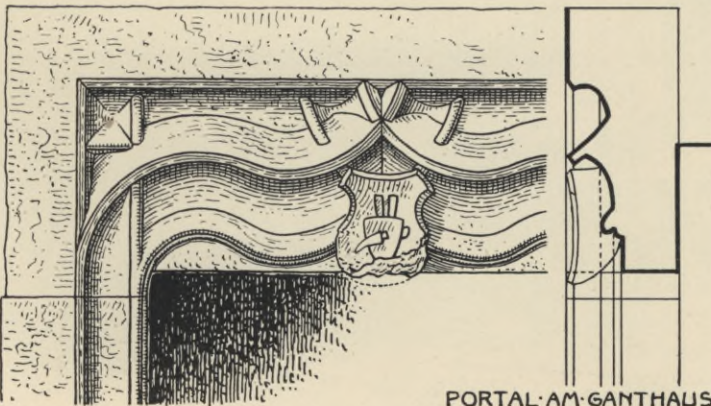
3-9-1906



PORTALSTURZ AM
RATHAUS



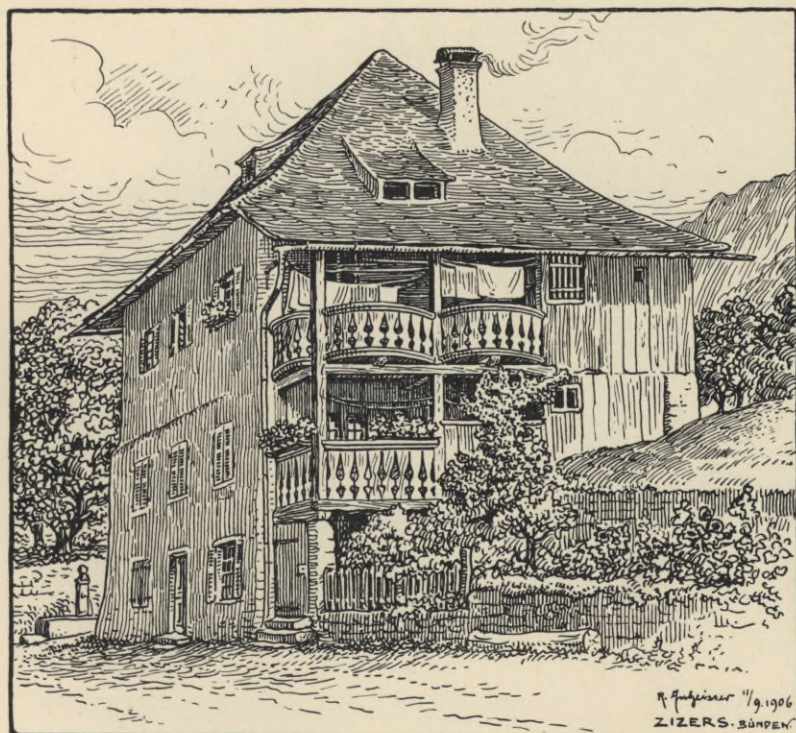
Chur
Graubünden

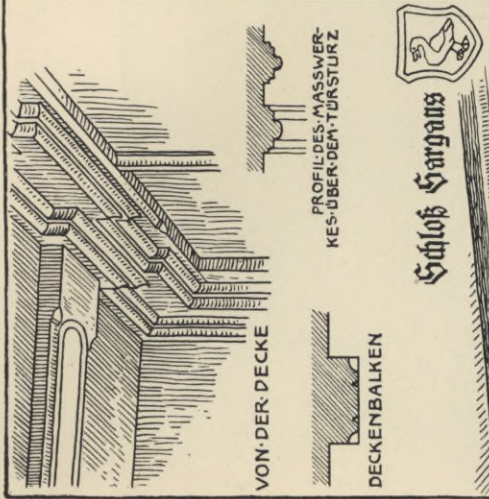
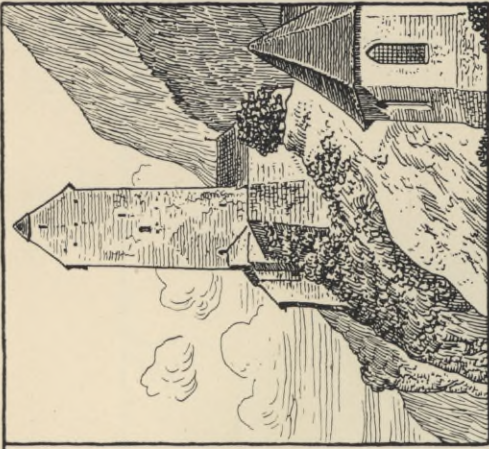


PORTAL AM GANTHAUS



PORTAL AM RATHAUS



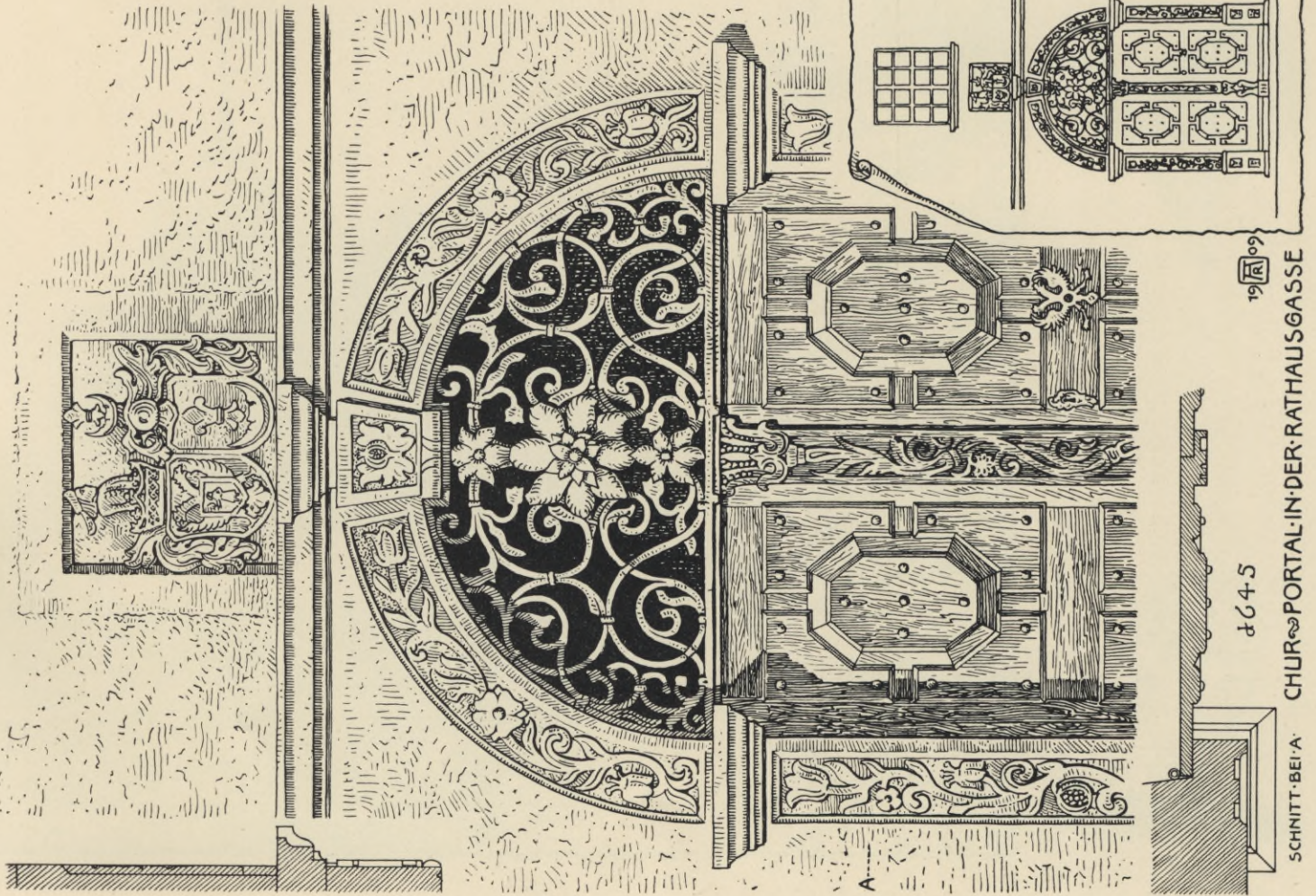


PROFILDES MASSWER-
KES-ÜBER-DEM-TÜRSTURZ

Schloß Gargans



AUS DEM GRAFENZIMMER. 570



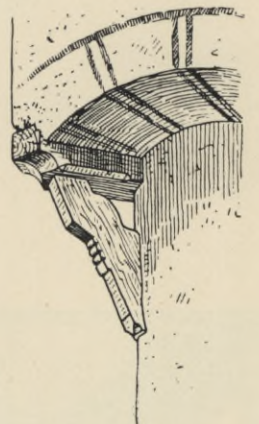
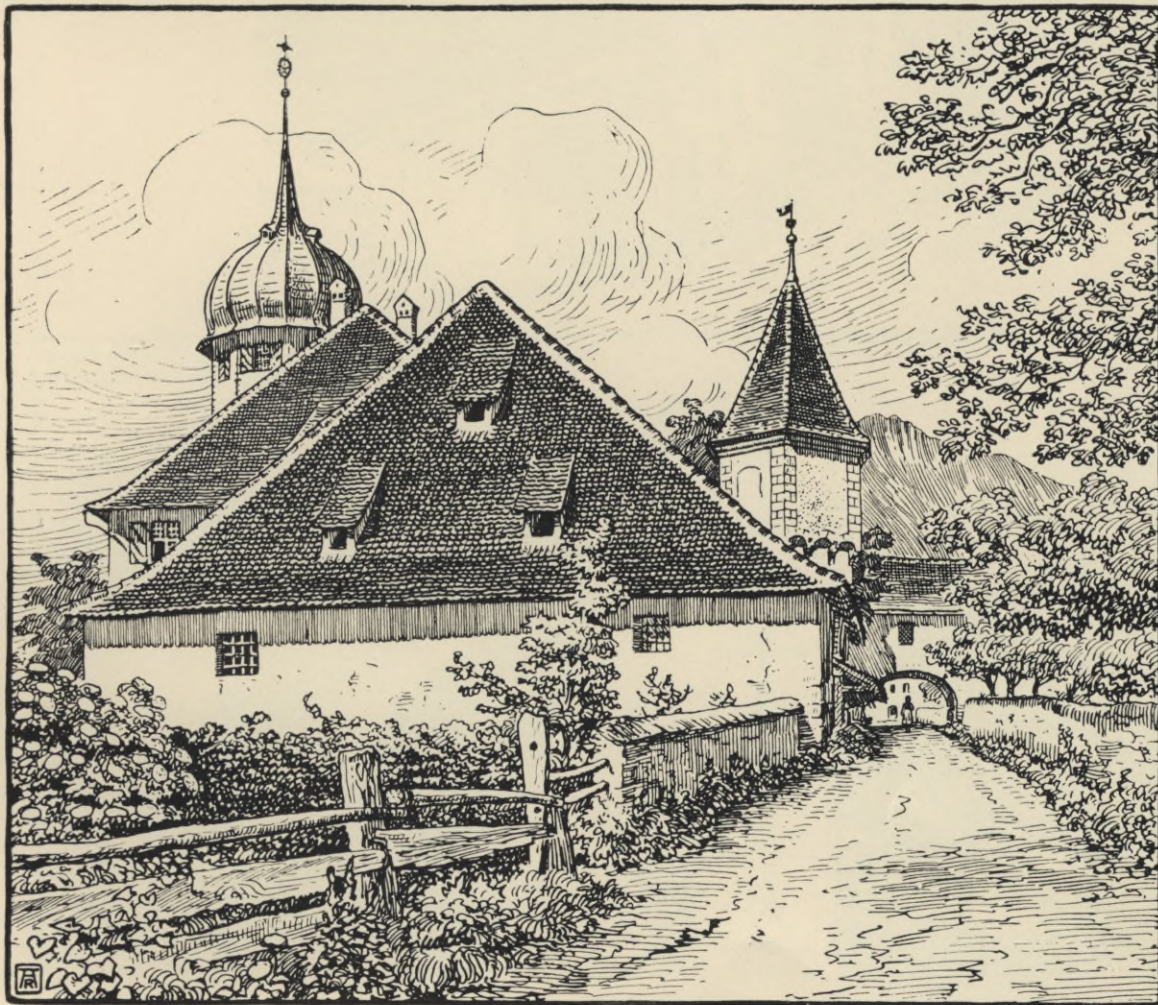
1910

4645

SCHNITT-BEI A CHURCH-PORTAL IN DER RATHAUSGASSE



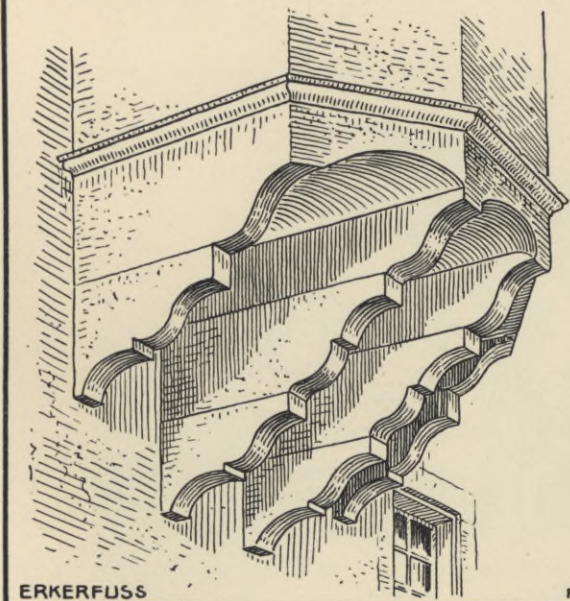
ZIZERS · IM RHEINTAL · KT. GRAUBÜNDEN.



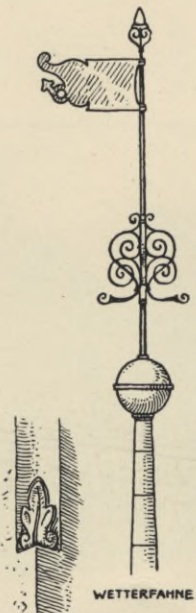


R. Fuhrer 1906/1909
Zizers im Rheintal Graubünden.

VOM SCHLOSS IN ZIZERS
IM RHEINTAL GRAUBÜNDEN.



ERKERFUSS



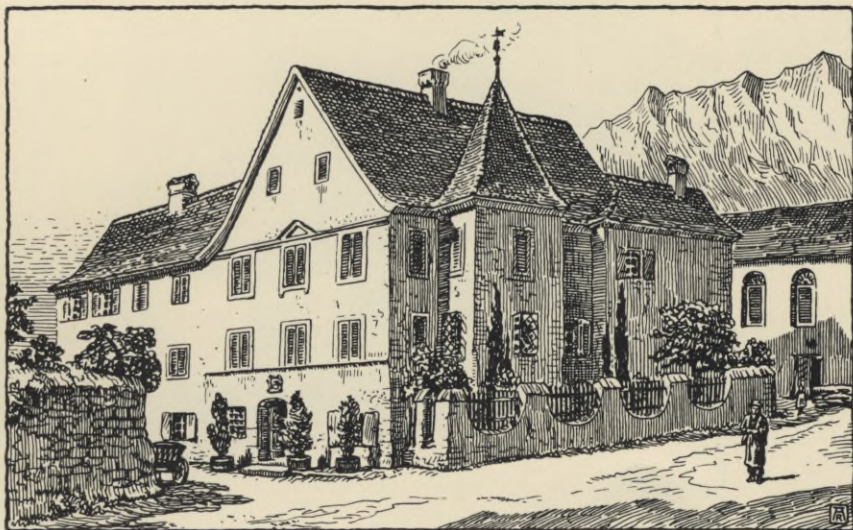
FENSTERGEWÄNDE
WETTERFAHNE



ZIZERS



H. V. V. P. Angerer 19. 1906.
 ZIZERS-IM-RHEINTAL
 GRAUBÜNDEN~

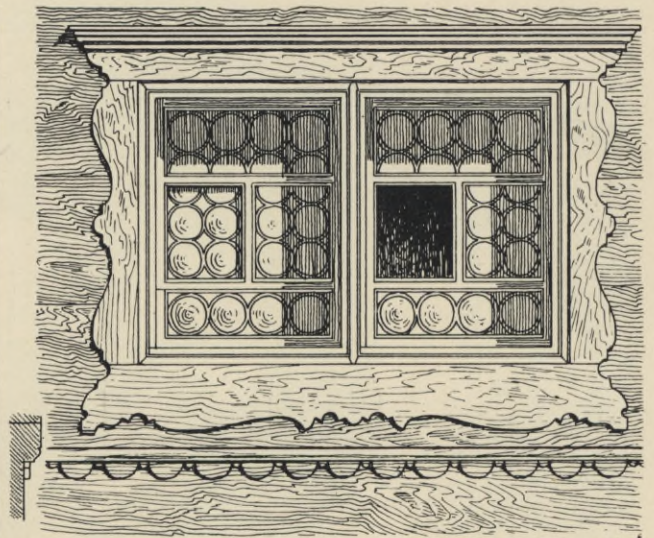


EDELSITZ-DEK-SALIS
 ZU MAIENFELD
 GRAUBÜNDEN





ZIZERS IM RHEINTAL KT-GRAUBÜNDEN



FENSTER IM 1-STOCKWERK

EINZELHEITEN VON DEM HAUSE LINKS



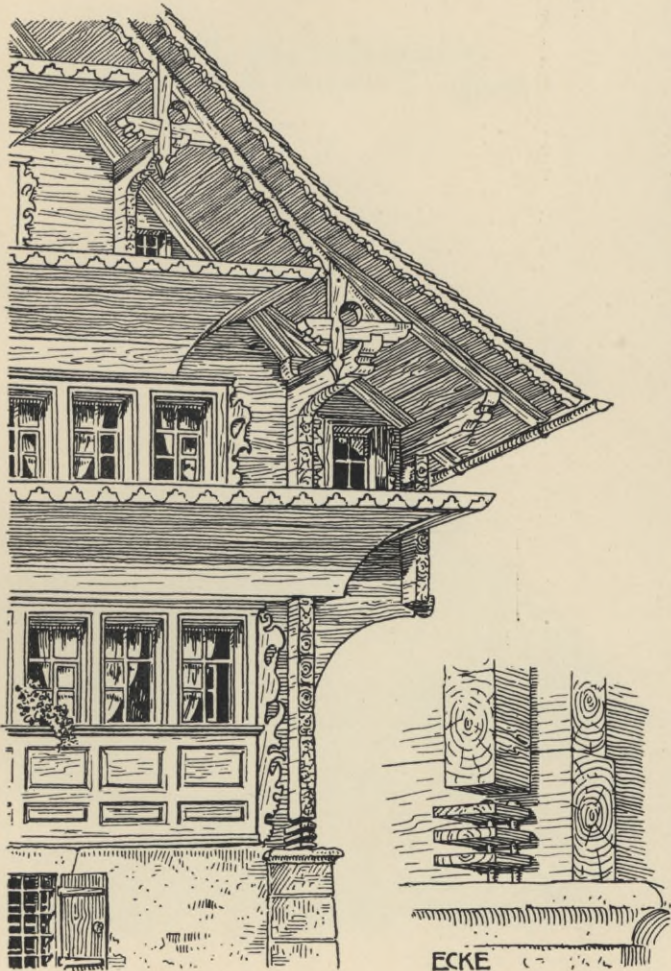
R. Angeiner 10.9.1906

VORSTOSS



WATTWIL·IM·TOGGENBURG·
KANTON·ST·GALLEN·
HAUS·AUS·DEM·IAHRE·1648·

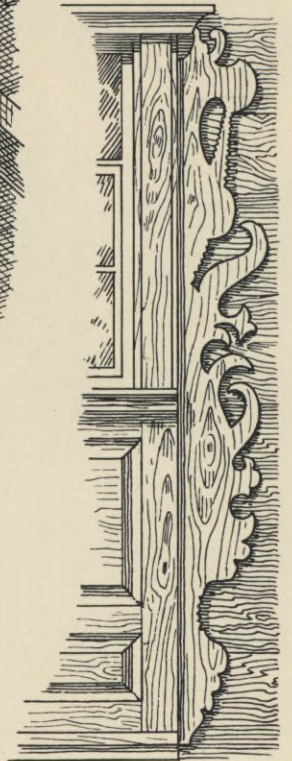
R. Anzeiser 1907.



ECKE

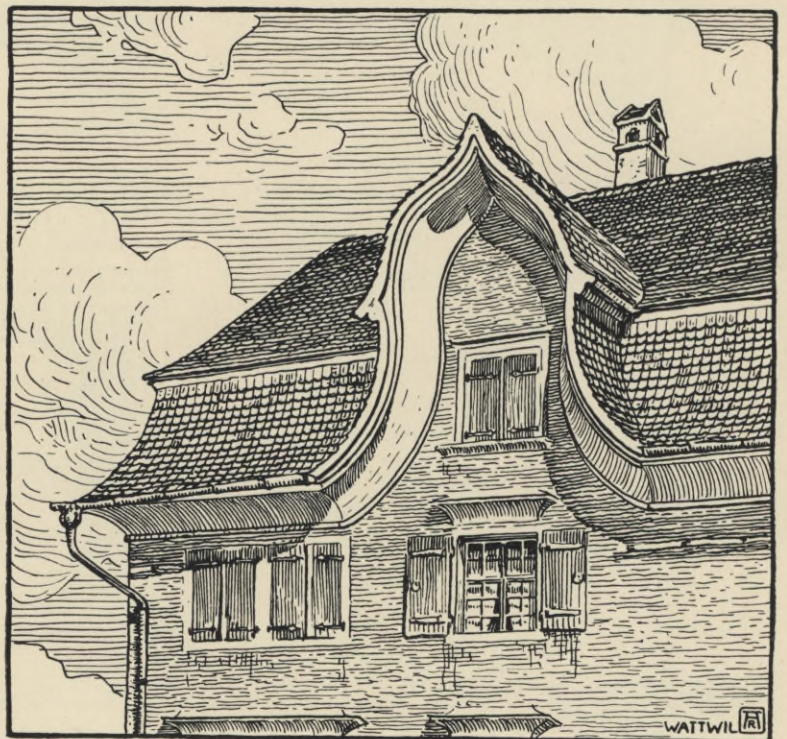


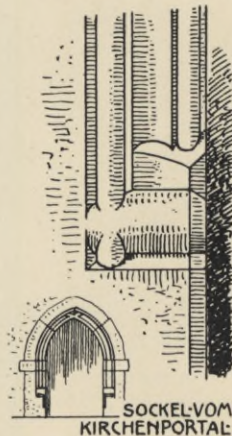
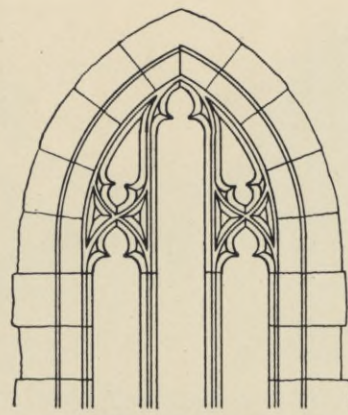
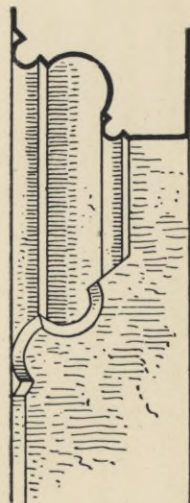
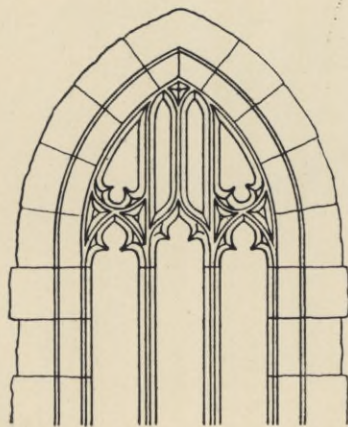
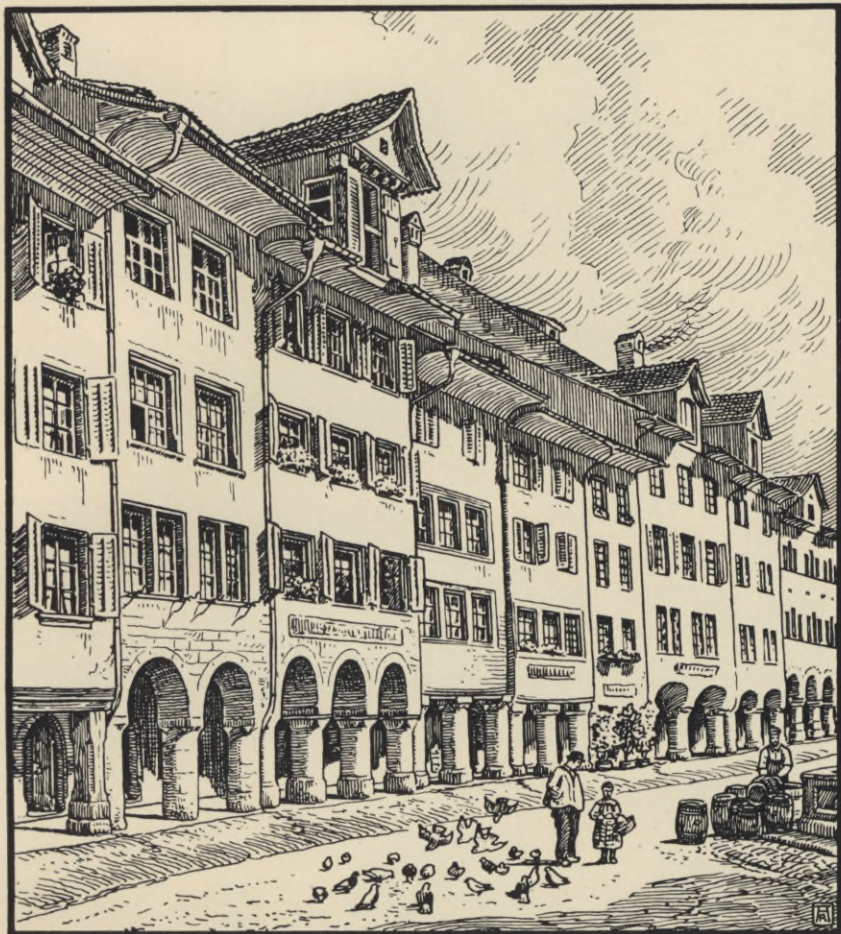
FENSTERDETAIL
MIT·AUSGESCHNIT-
TENEM·FLACHENBRETT





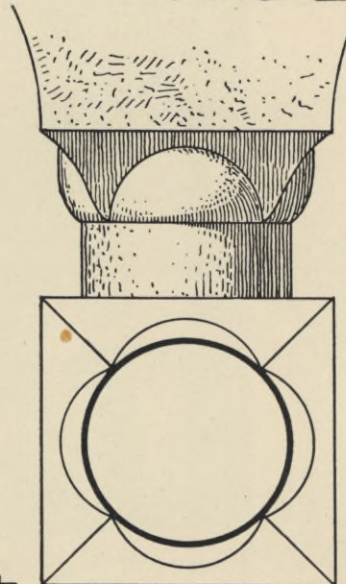
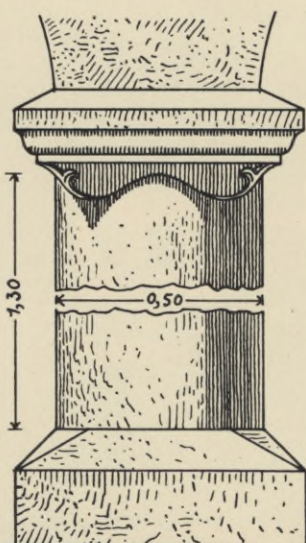
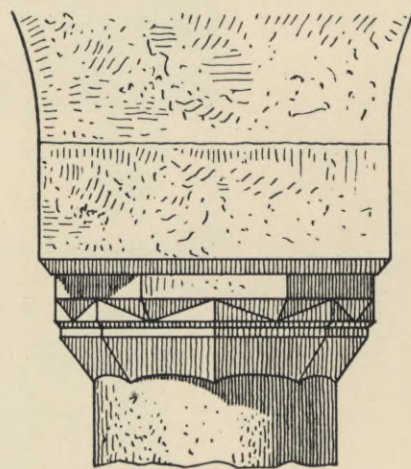
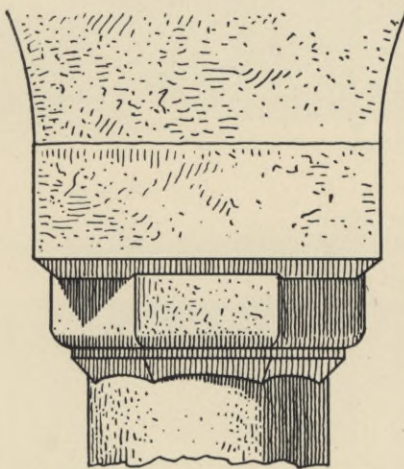
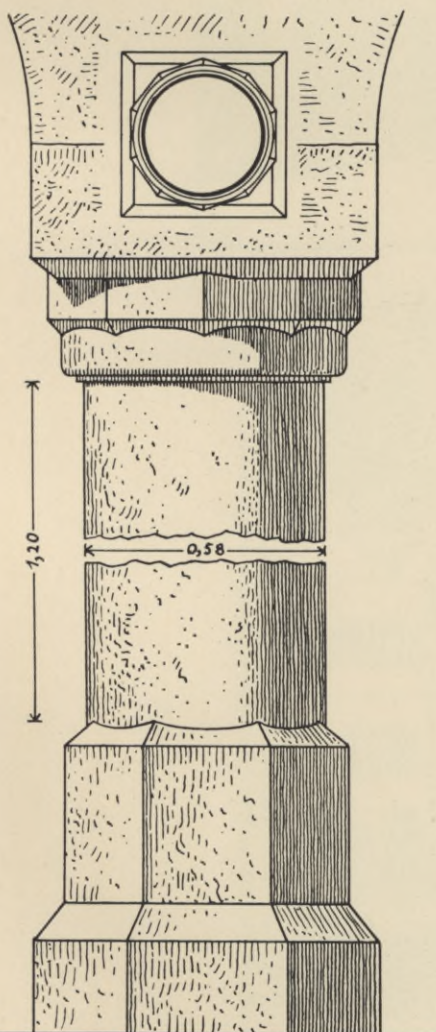
WATTWIL IM TOGGENBURG
 KANTON ST. GALLEN 1908





MASSWERKFENSTER VOM CHOR
DER KIRCHE ST. NIKOLAUS

SOCKEL VOM
KIRCHENPORTAL

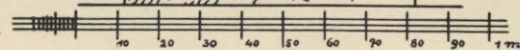


WIL
KANTON
ST-GALLEN

SÄULEN AUS
DEN LAUBEN
DIE DREI OBERN
VOM RATHAUS

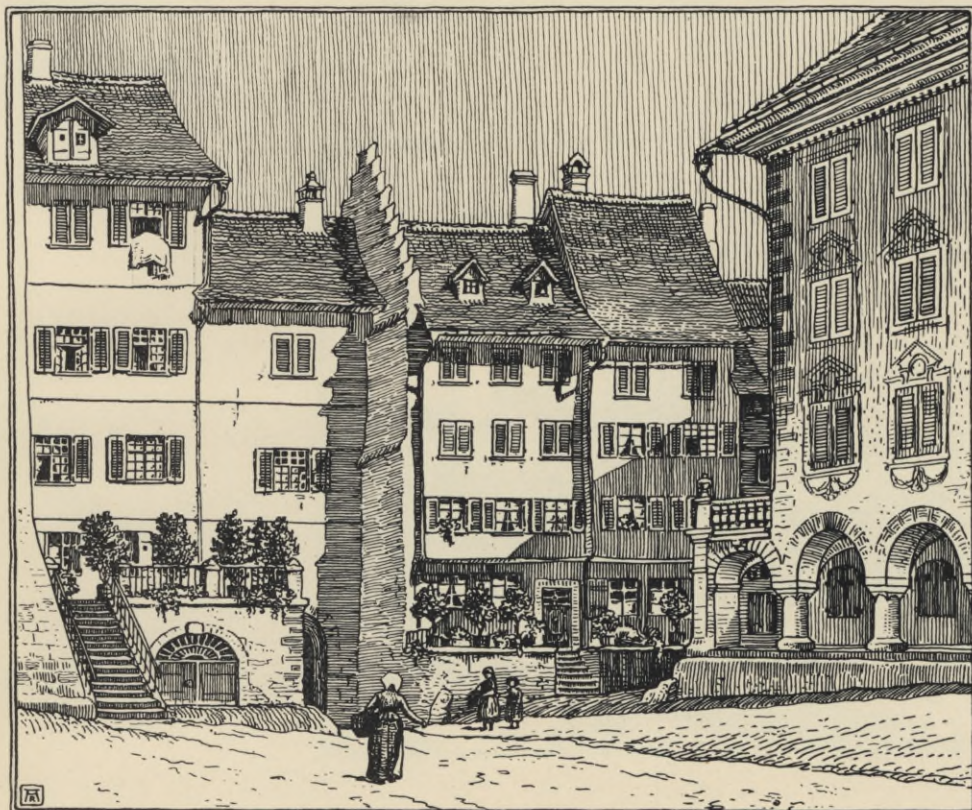
7. Aufg. 15. 9. 1906. 20. 1909.

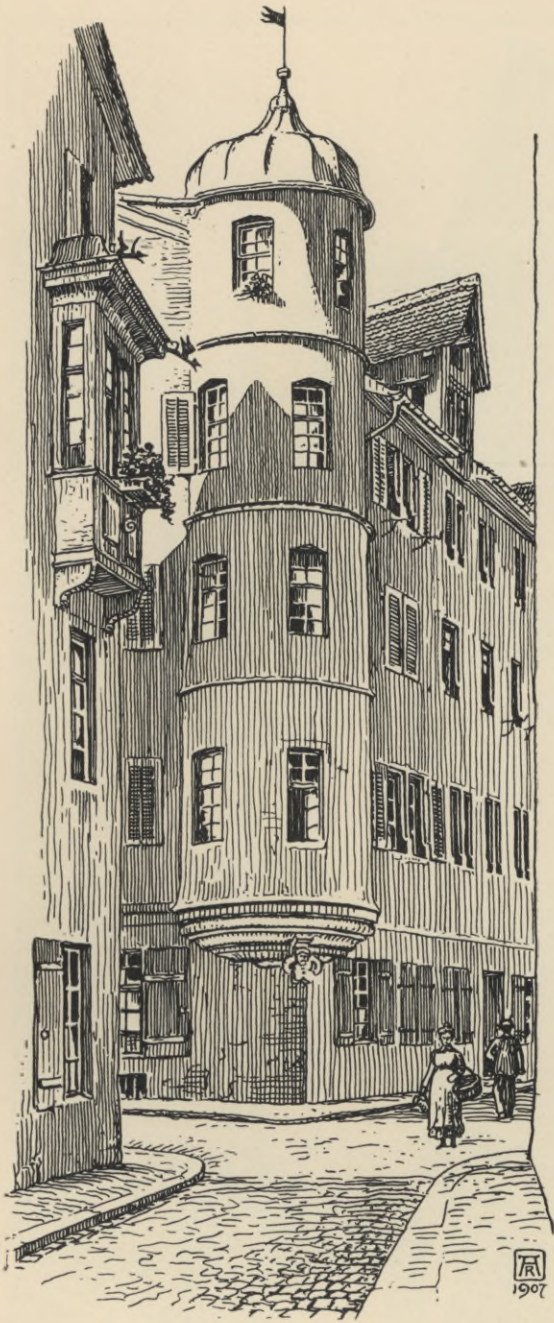
Maßstab



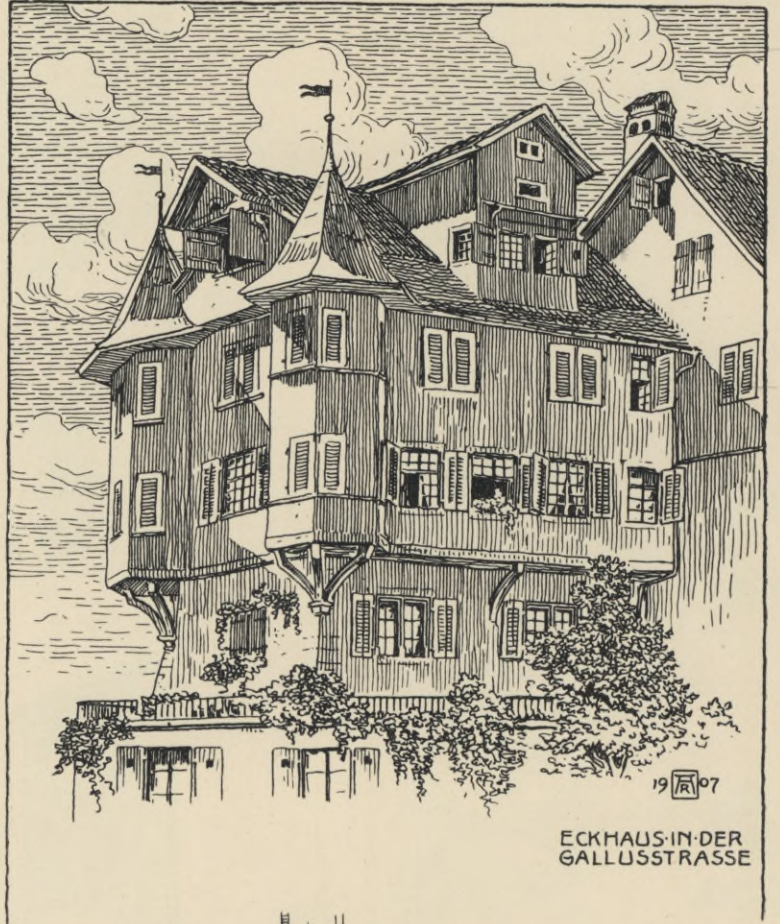


WIL. CT. ST. GALLEN

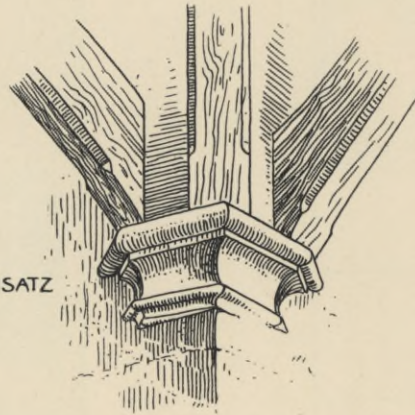




ECKE-KUGEL-UND
SPEISERGASSE



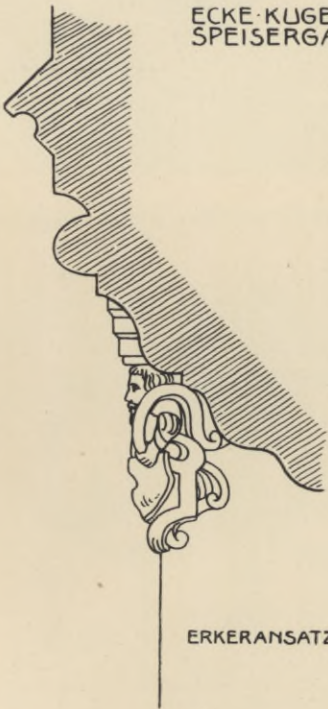
ECKHAUS-IN-DER
GALLUSSTRASSE



ERKERANSATZ

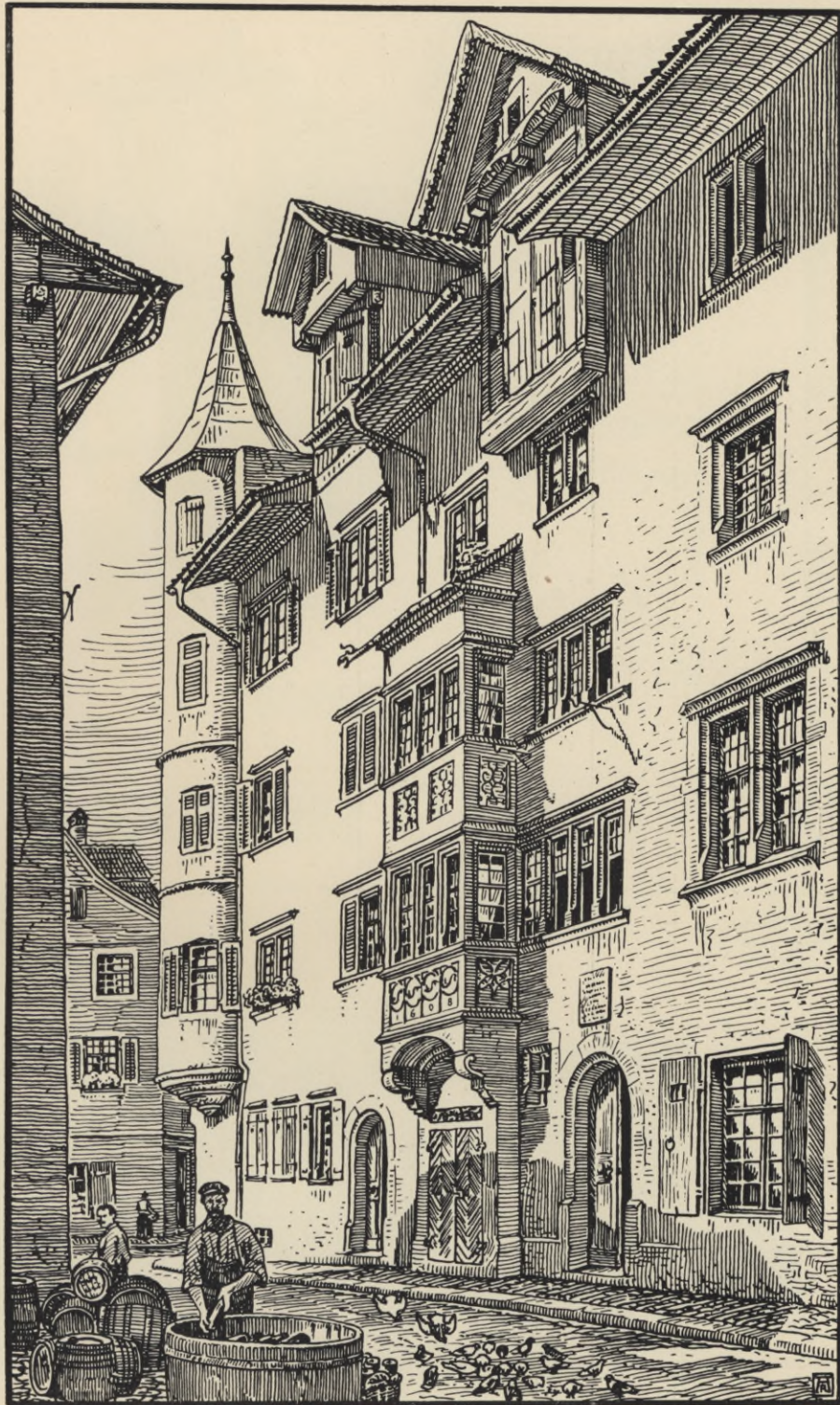


St. Gallen

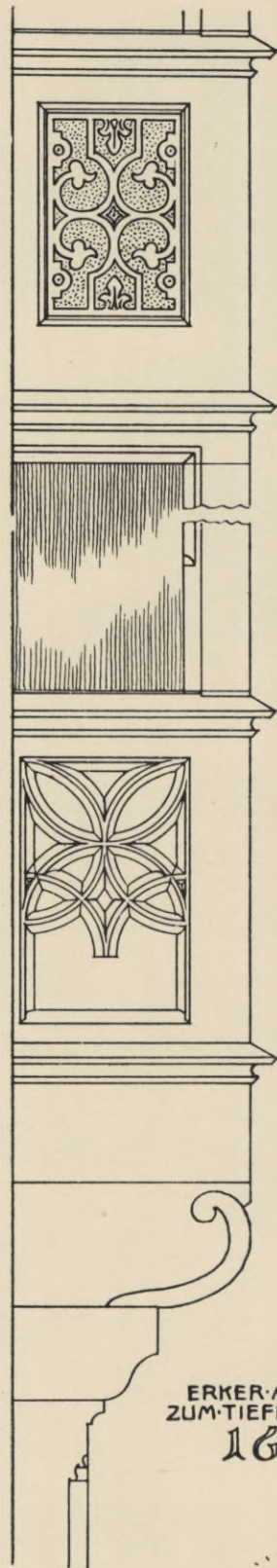


ERKERANSATZ





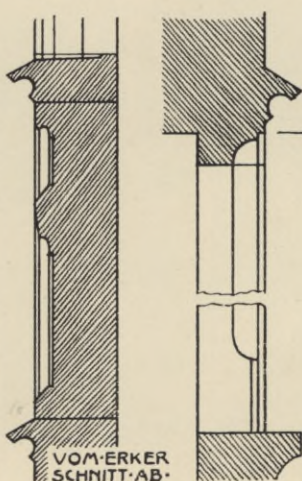
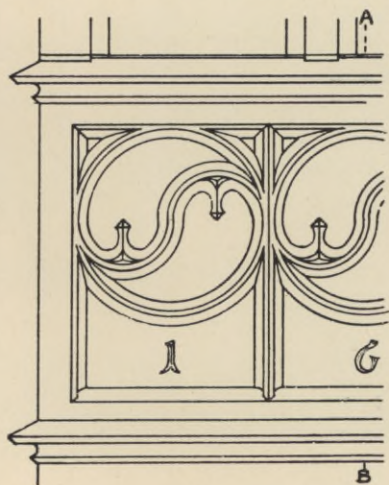
ST-GALLEN · HAUSERGRUPPE „HINTER-LAUBEN“



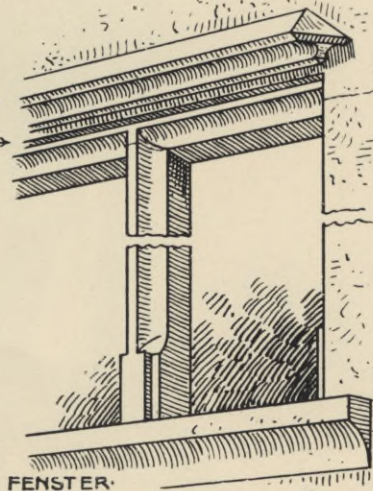
FENSTER-
GEWÄNDE

PROFIL DES
MASSWERKES

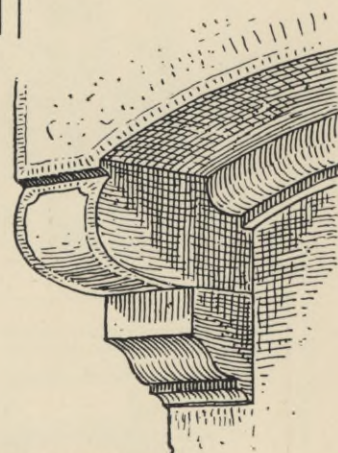
ERKER AM HAUS
ZUM TIEFEN KELLER
1608



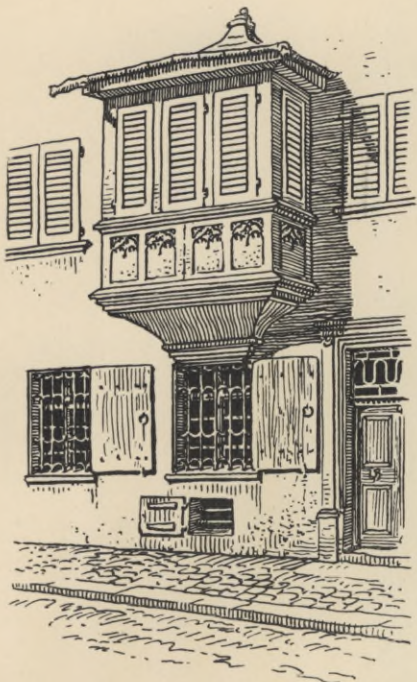
VOM ERKER
SCHNITT AB



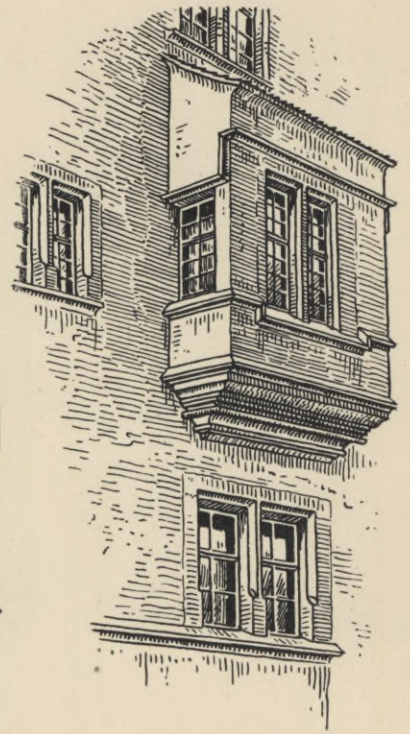
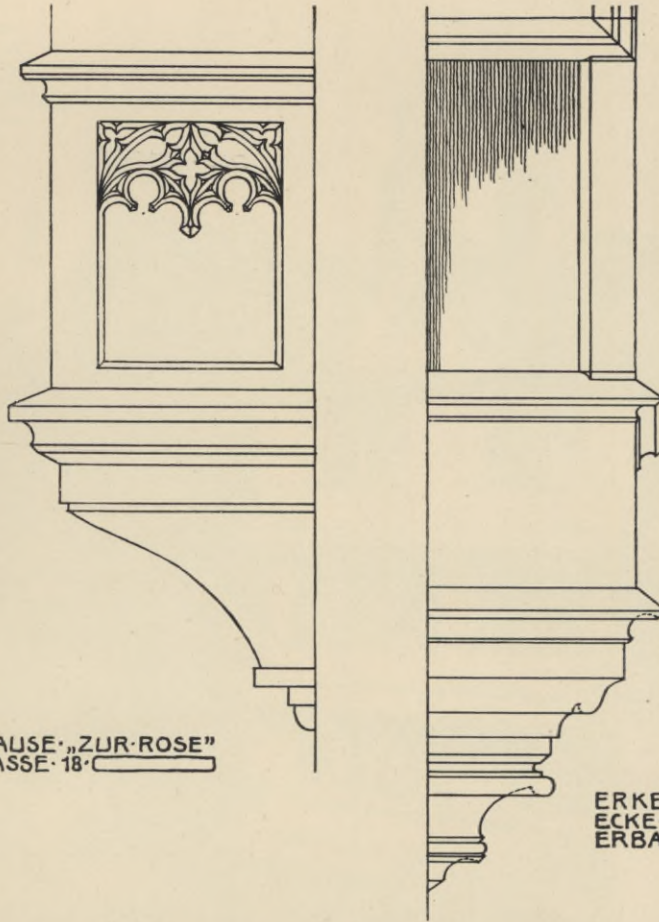
FENSTER



ERKER AUSKRAGUNG



ERKER AM HAUSE „ZUR ROSE“
GALLUSSTRASSE 18



ERKER AM HAUSE „ZUM ROSENSTOCK“
ECKE MARKTGASSE UND SCHMIDGASSE
ERBAUT KURZ NACH 1418

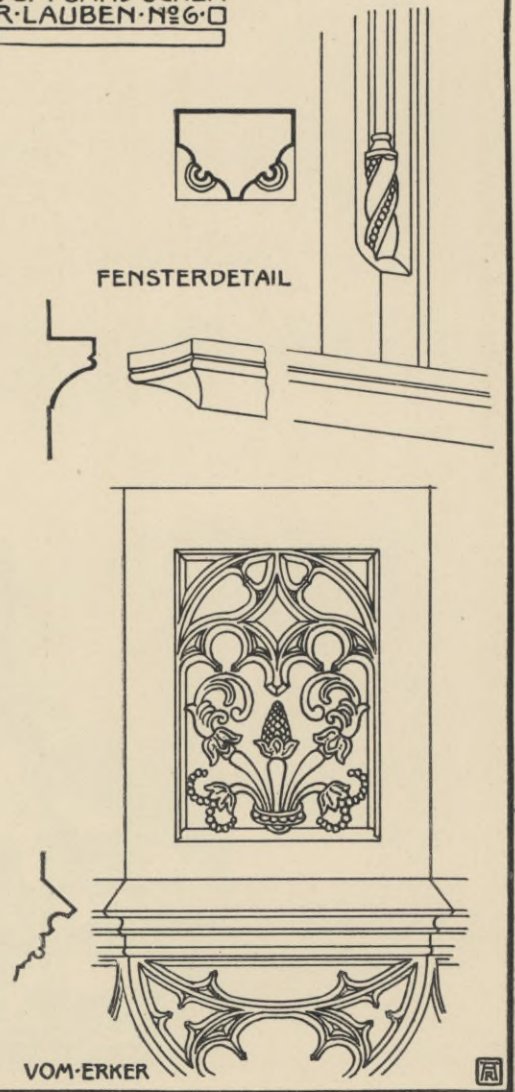


St. Gallen



TEILANSICHT VOM SAND'SCHEN
HAUSE HINTER LAUBEN N° 6
ERBAUT 1581

FENSTERDETAIL

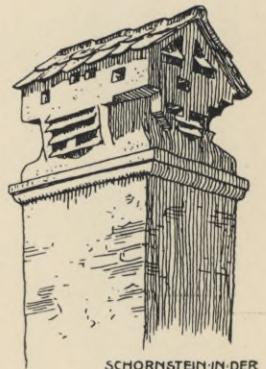


VOM ERKER



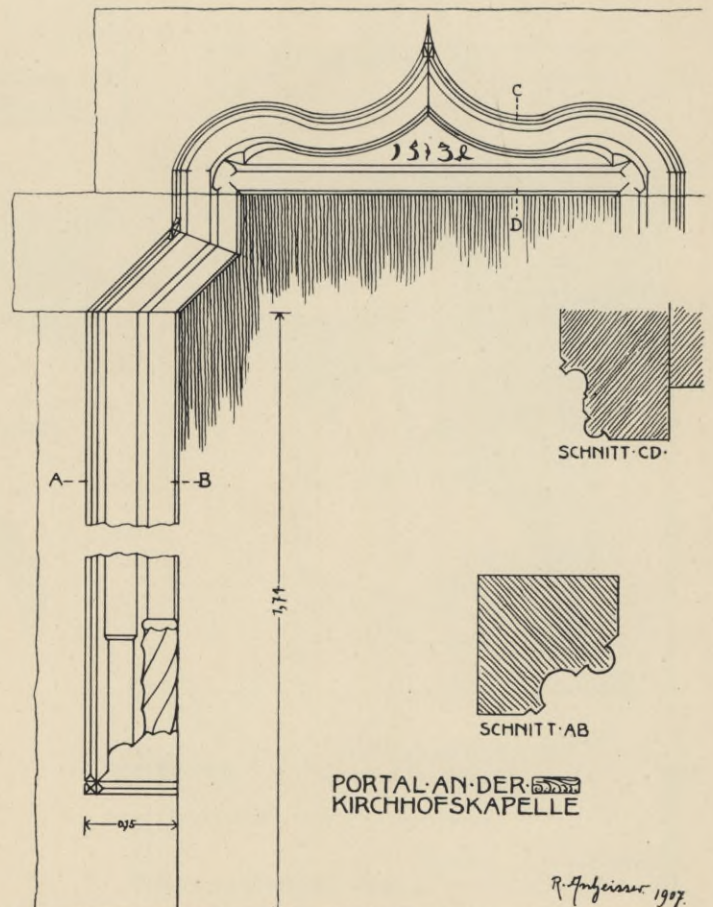
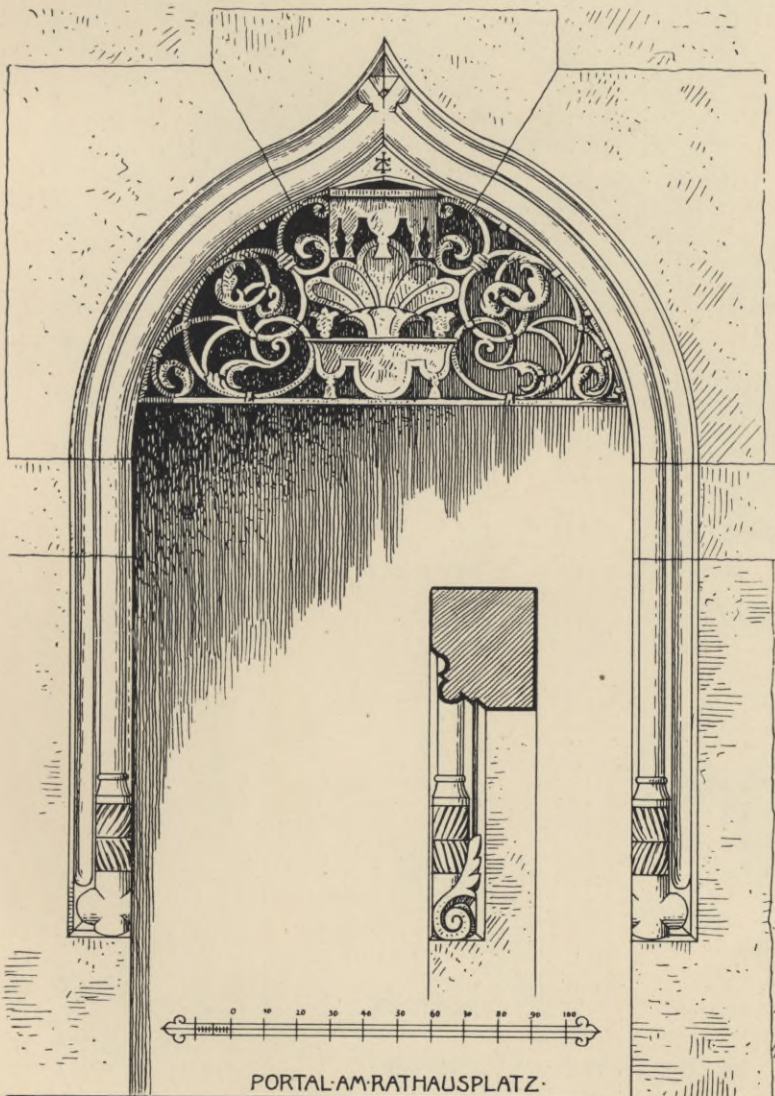


ECKE RATHAUSPLATZ
UND HINTERGASSE ~



SCHORNSTEIN IN DER
OBERNHALSGASSE ~

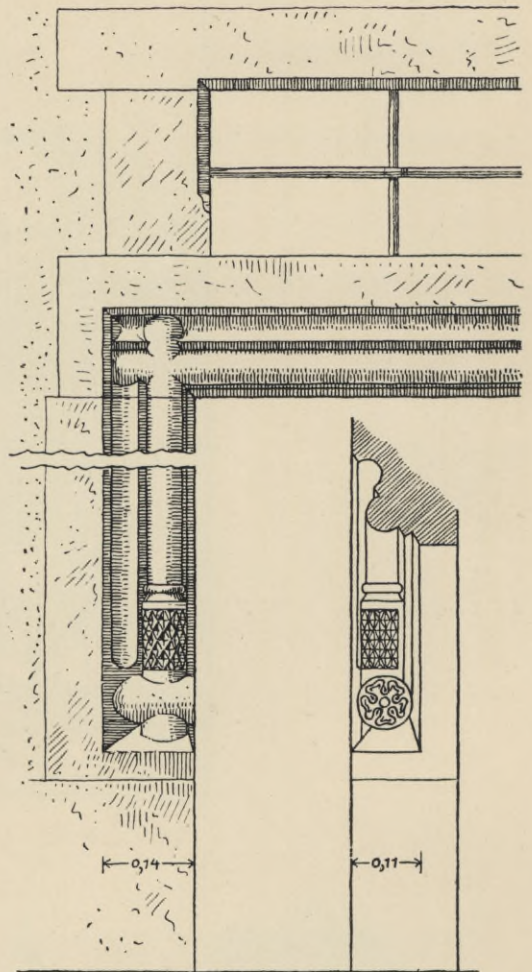
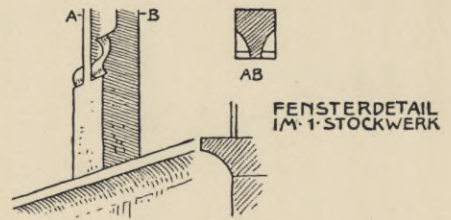
RAPPERSWIL
AM ZÜRCHER-SEE ~ CT-ST. GALLEN



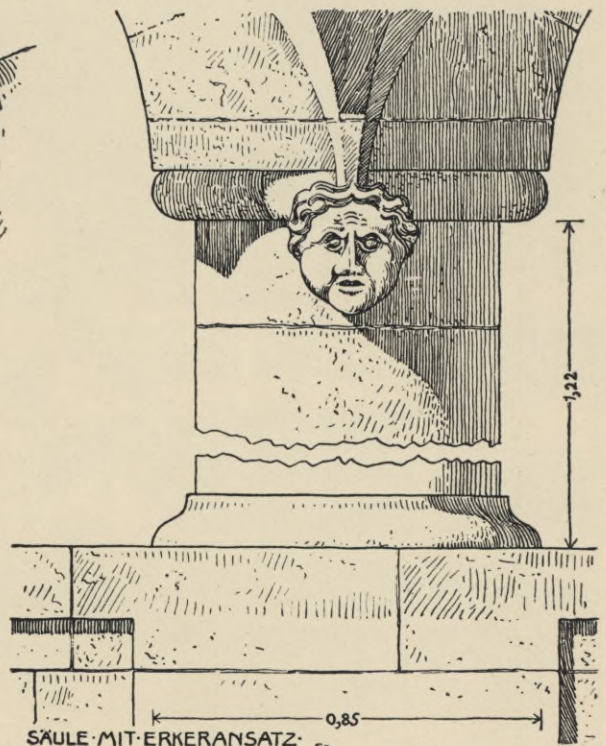
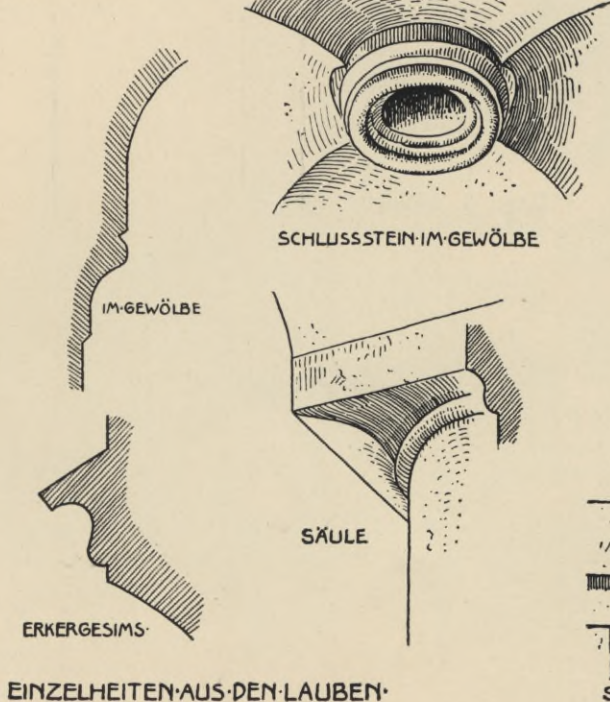
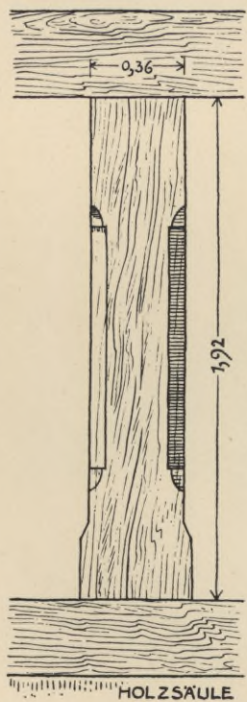
R. Angehrn 1907



RAPPERSWIL AM ZÜRCHER SEE



PORTAL IN DER LAUBE



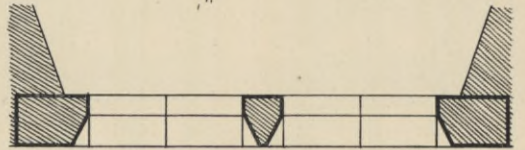


ZÜRICH

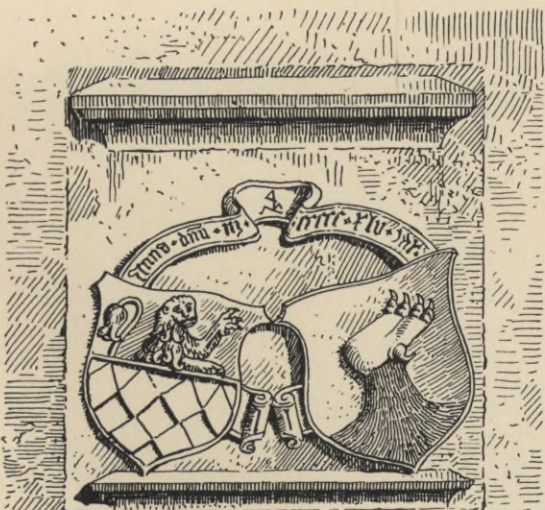




SCHWEIZERHOFGASSE



GOTISCHES FENSTER IM LEUENGÄSSLI RÜCKSEITE VON MARKTGASSE 18 AUS DER ZEIT UM 1350



WAPPEN AM HAUS „ZUM NAPF“ IN DER NAPFGASSE 1345

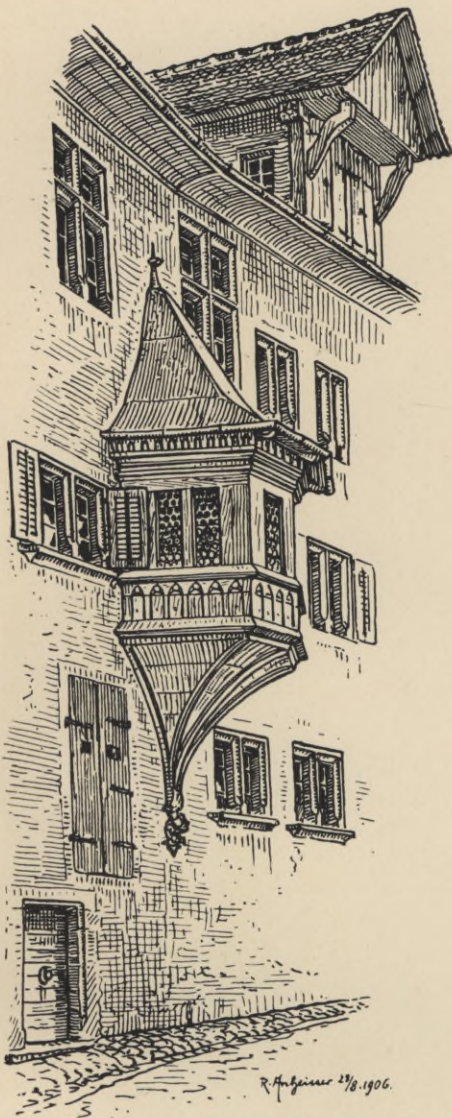
Zürich



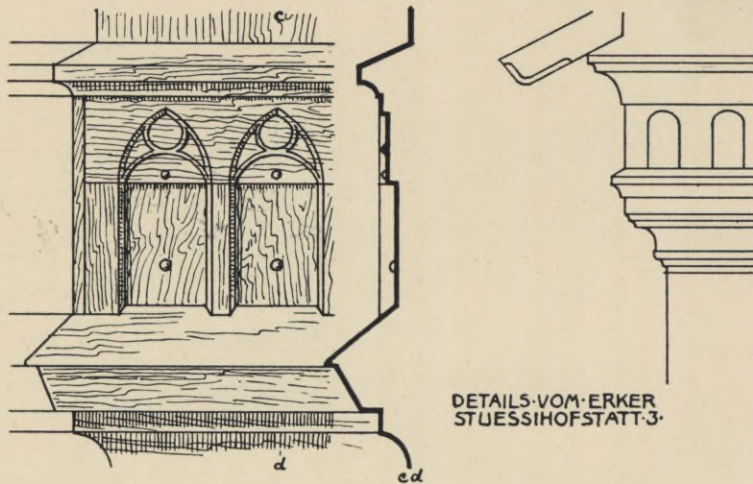
R. Angehrn 1908



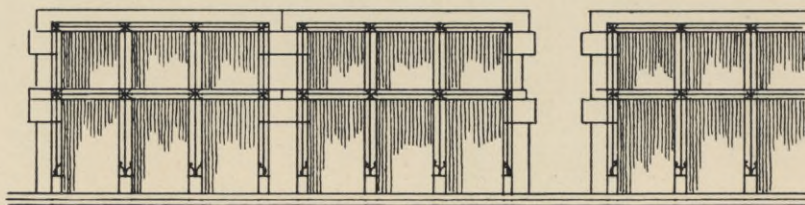
DER GRIMMENTURM ECKE NEUMARKT UND RINDERMARKT ERBAUT UM 1250



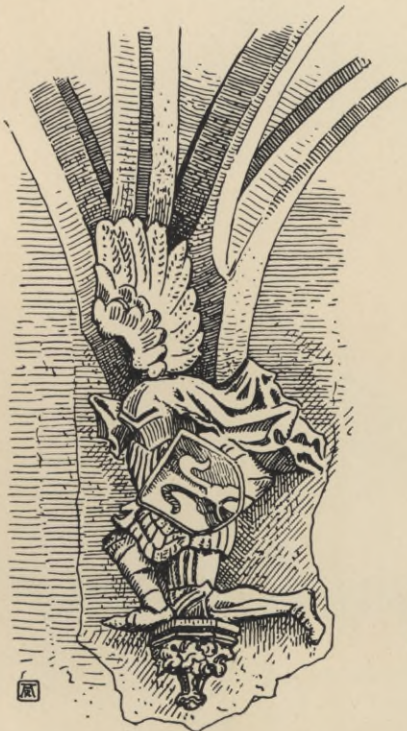
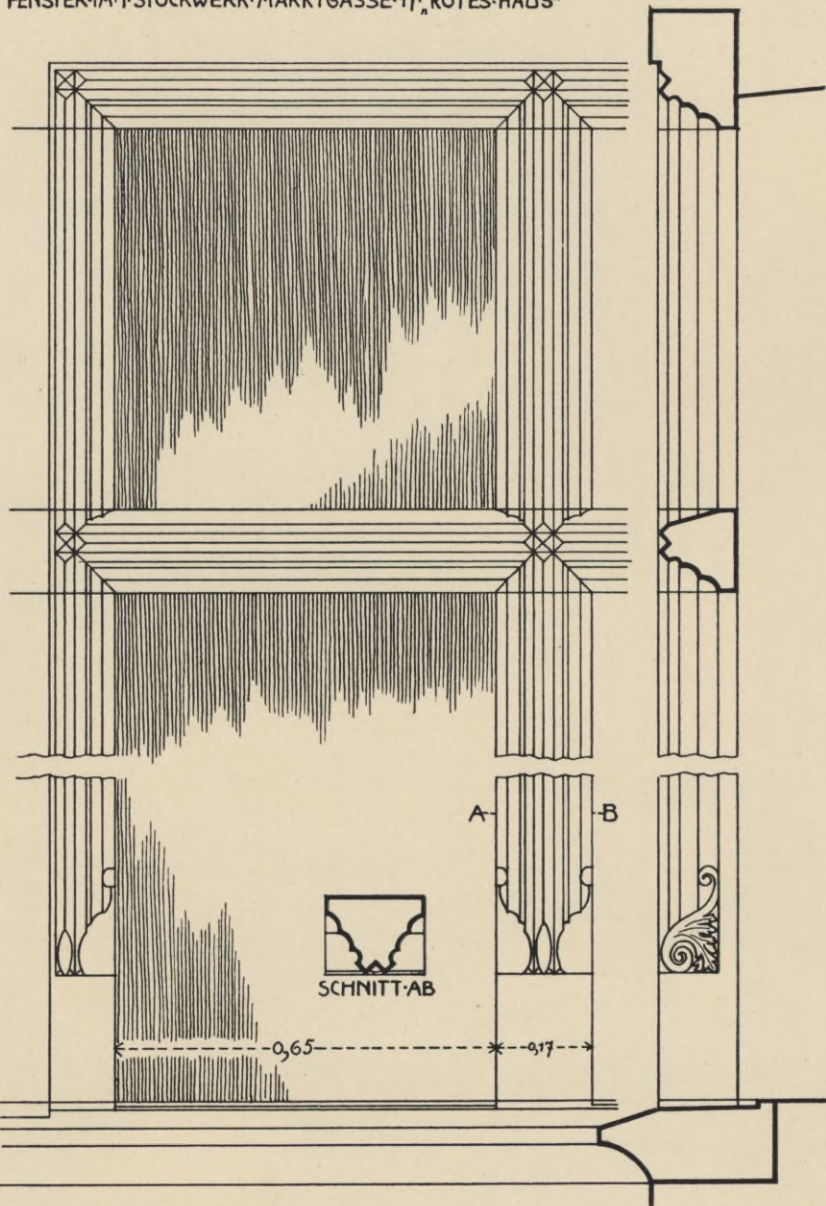
ERKER-AM-HAUS-„ZUM-KÖNIGSSTUHL“
STUESSHOFSTATT-3 ERBAUT VON BUR-
GERMEISTER RUDOLF STUESSI † 1443



DETAILS VOM ERKER
STUESSHOFSTATT-3



FENSTER-IM-1-STOCKWERK-MARKTGASSE-17-„ROTES-HAUS“



KONSOLE-AM-ERKERFUSS-STUESSHOFSTATT-3

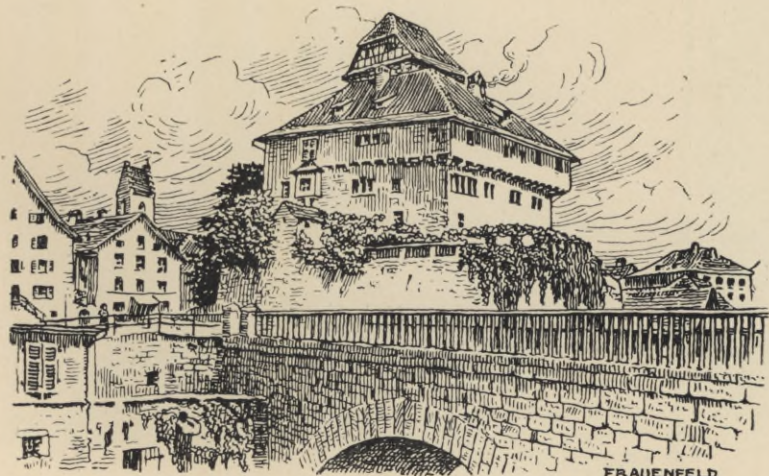
Zürich



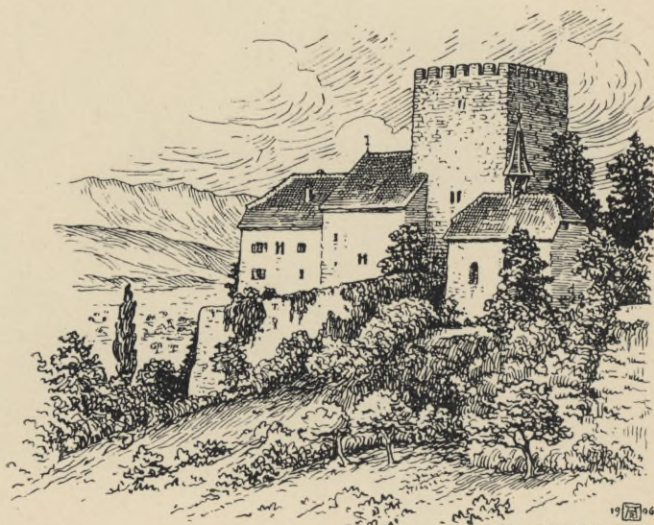


R. F. J. 18.9.1906

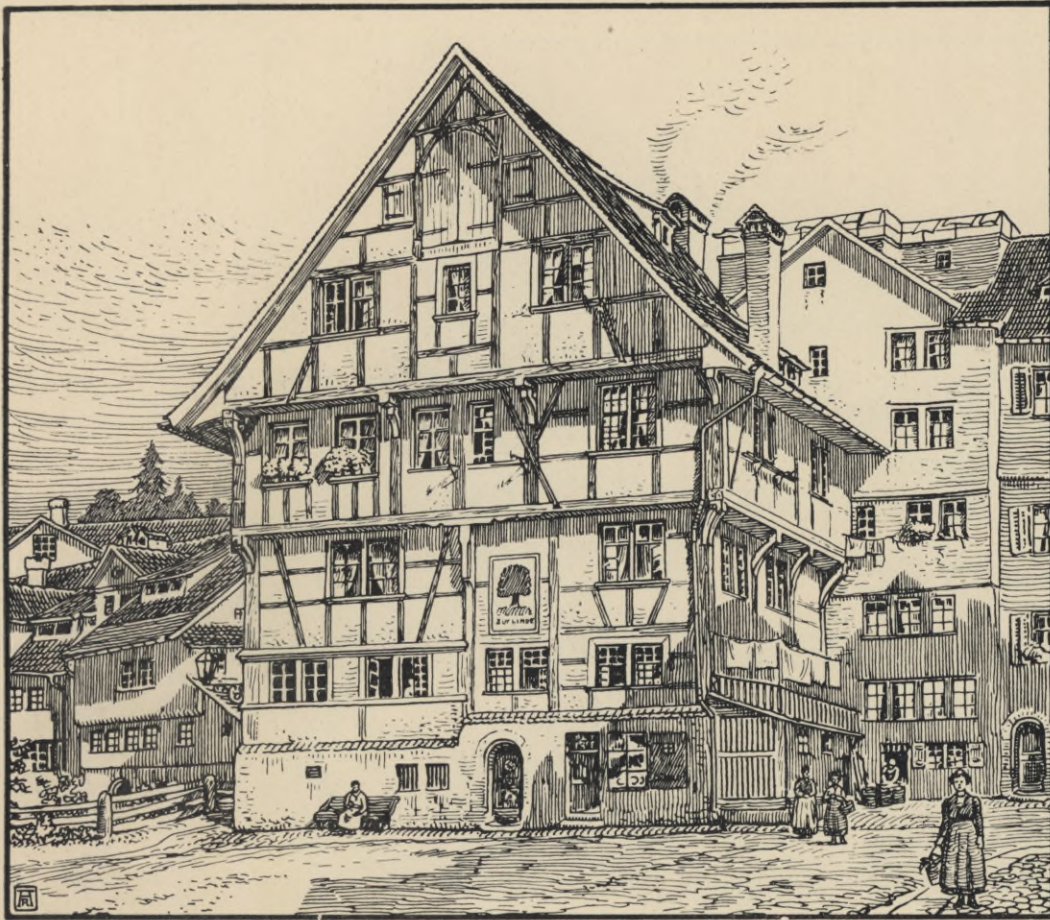
SCHLOSS-IN-
FRAUENFELD
KT. THURGAU.



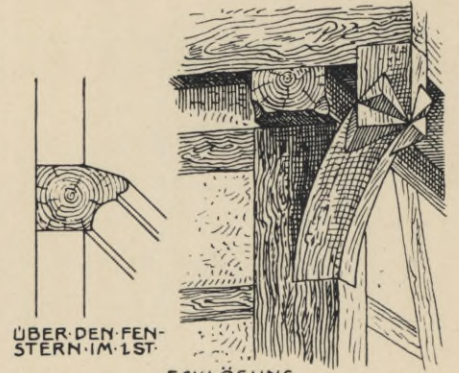
FRAUENFELD



WEINFELDEN-SEI-FRAUENFELD



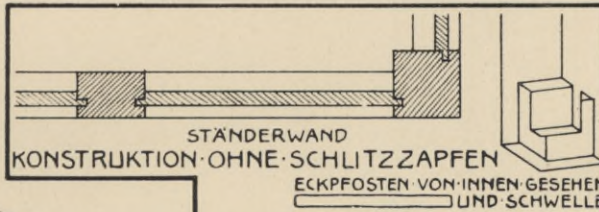
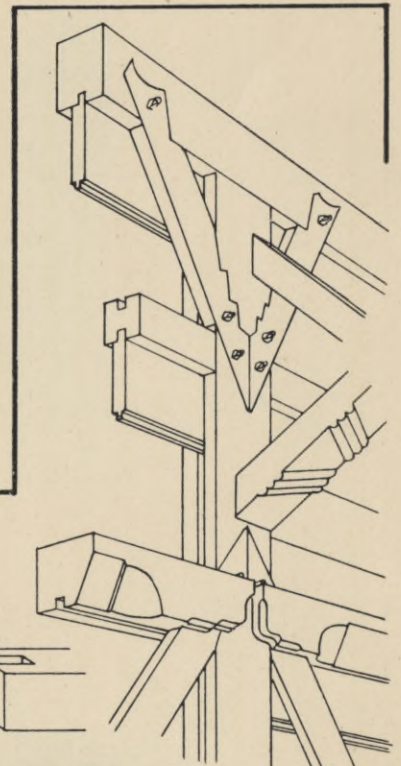
HAUS „ZUR LINDE“ IN ST. GALLEN.



ÜBER DEN FEN-
STERN IM 1. ST.

ECKLÖSUNG

EINZELHEITEN VON DEM HAUSE
„ZUR LINDE“ IN ST. GALLEN.

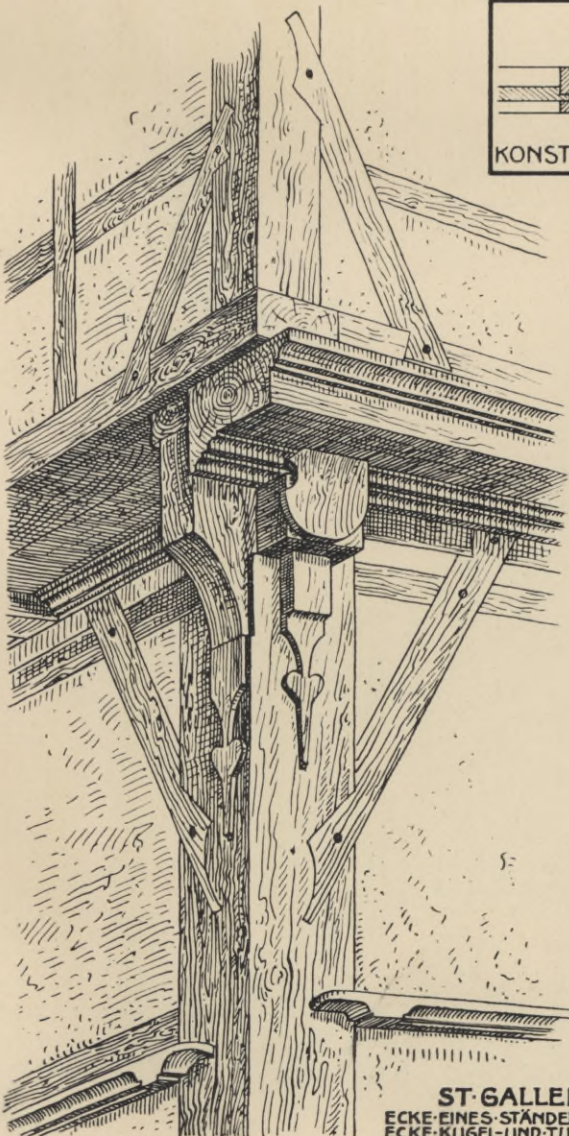


STÄNDERWAND
KONSTRUKTION OHNE SCHLITZZAPFEN

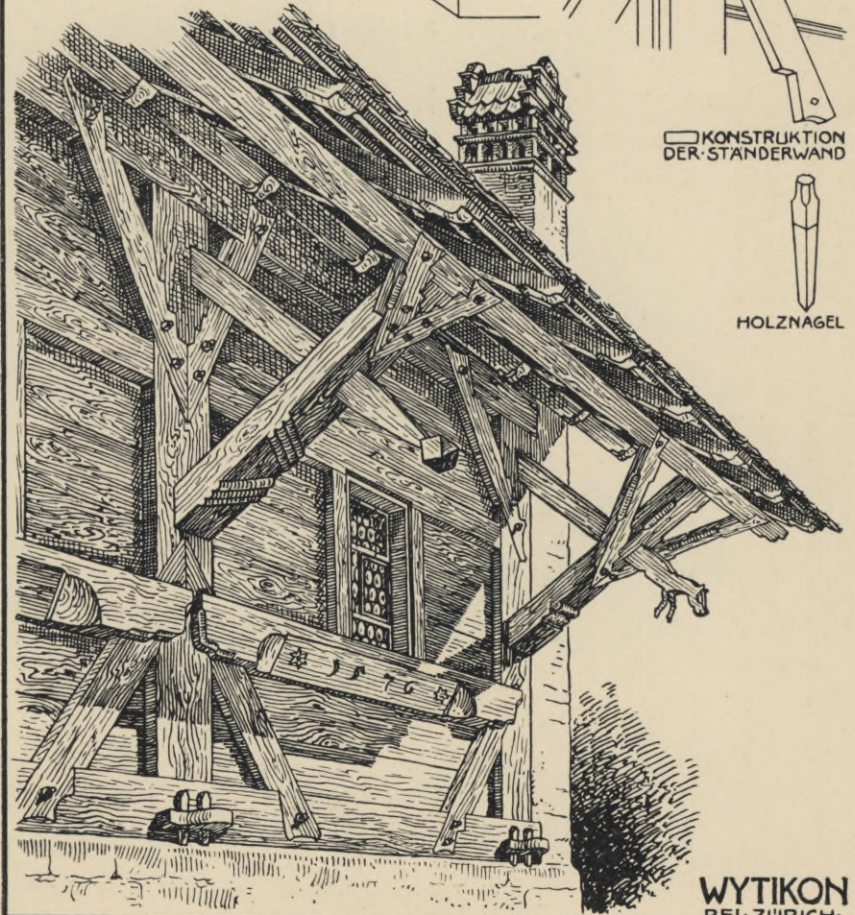
ECKPFOSTEN VON INNEN GESEHEN
UND SCHWELLE

KONSTRUKTION
DER STÄNDERWAND

HOLZNAGEL

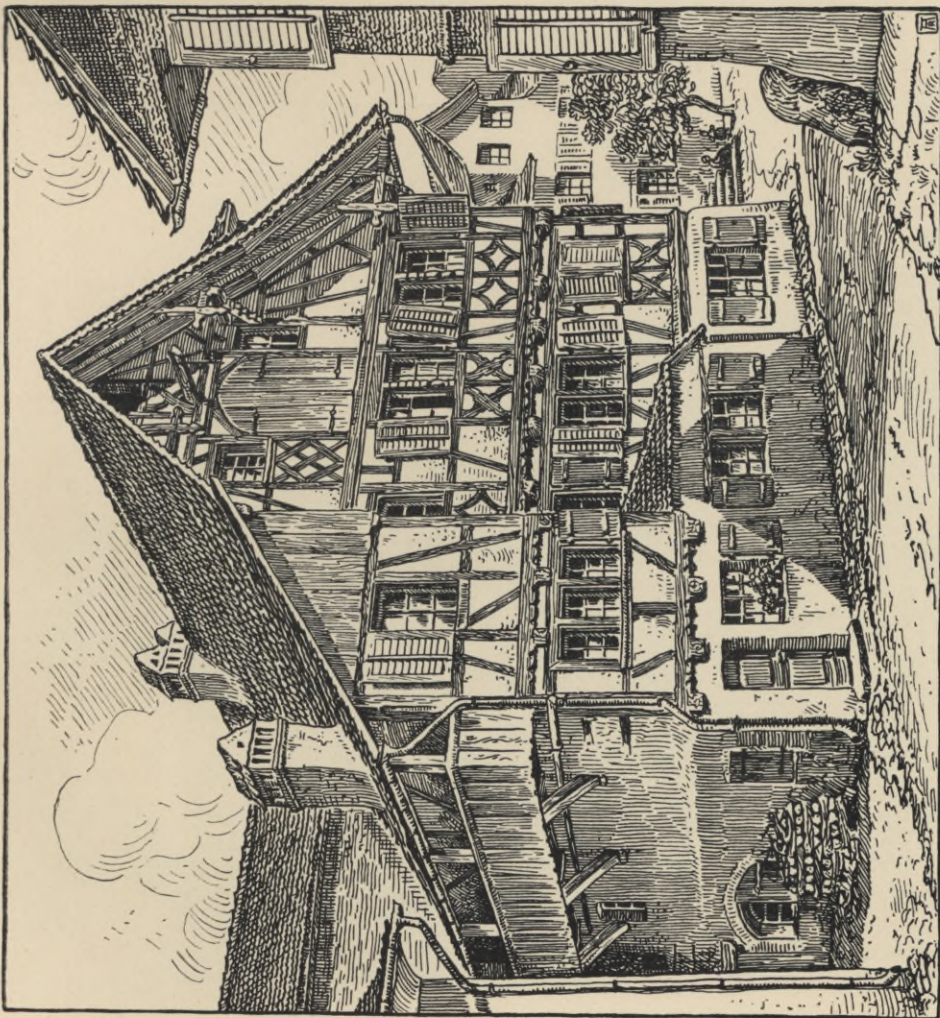


ST. GALLEN
ECKE EINES STÄNDERHAUSES
ECKE KUGEL-UND-TURMGASSE

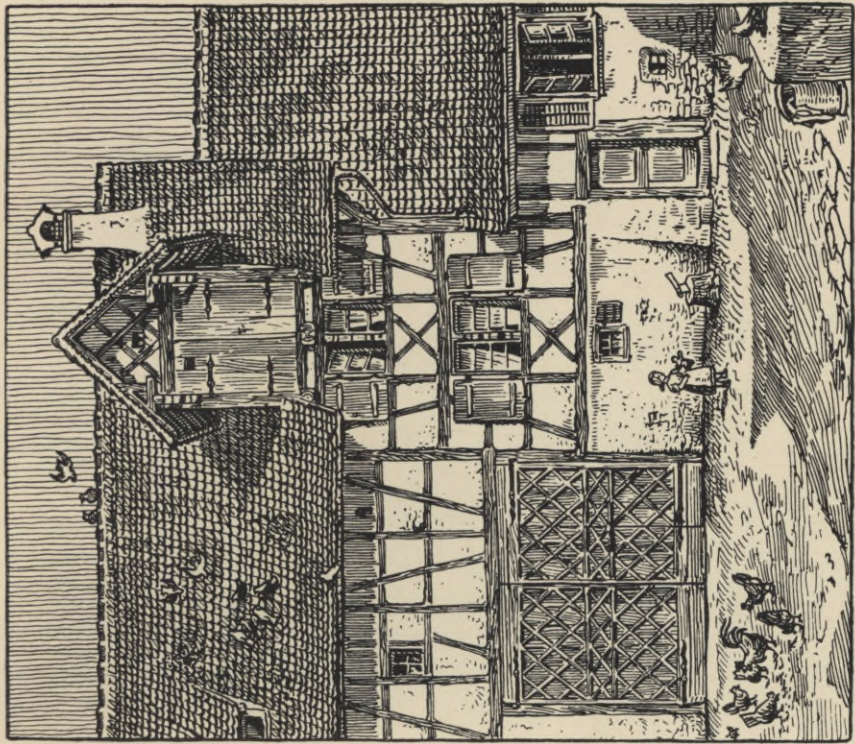


WYTIKON
BEI ZÜRICH.





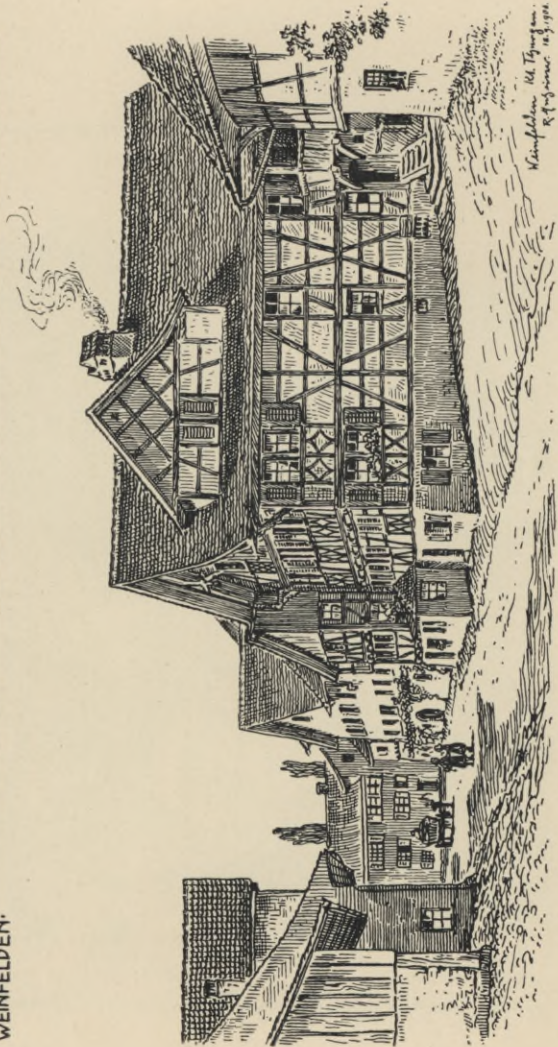
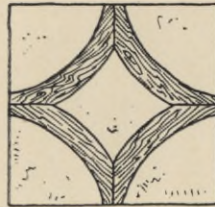
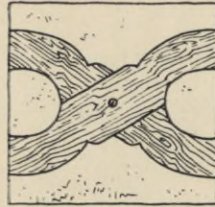
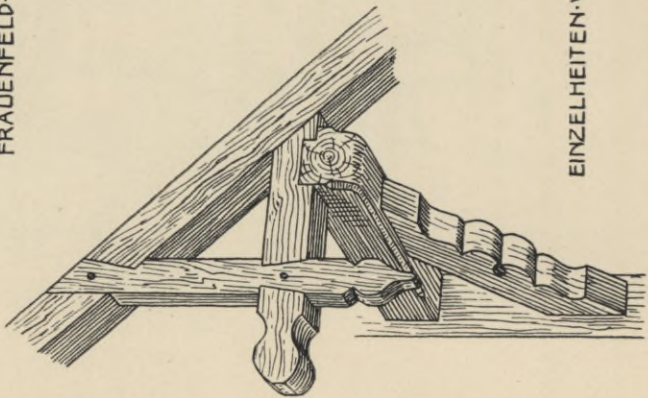
WEINFELDEN



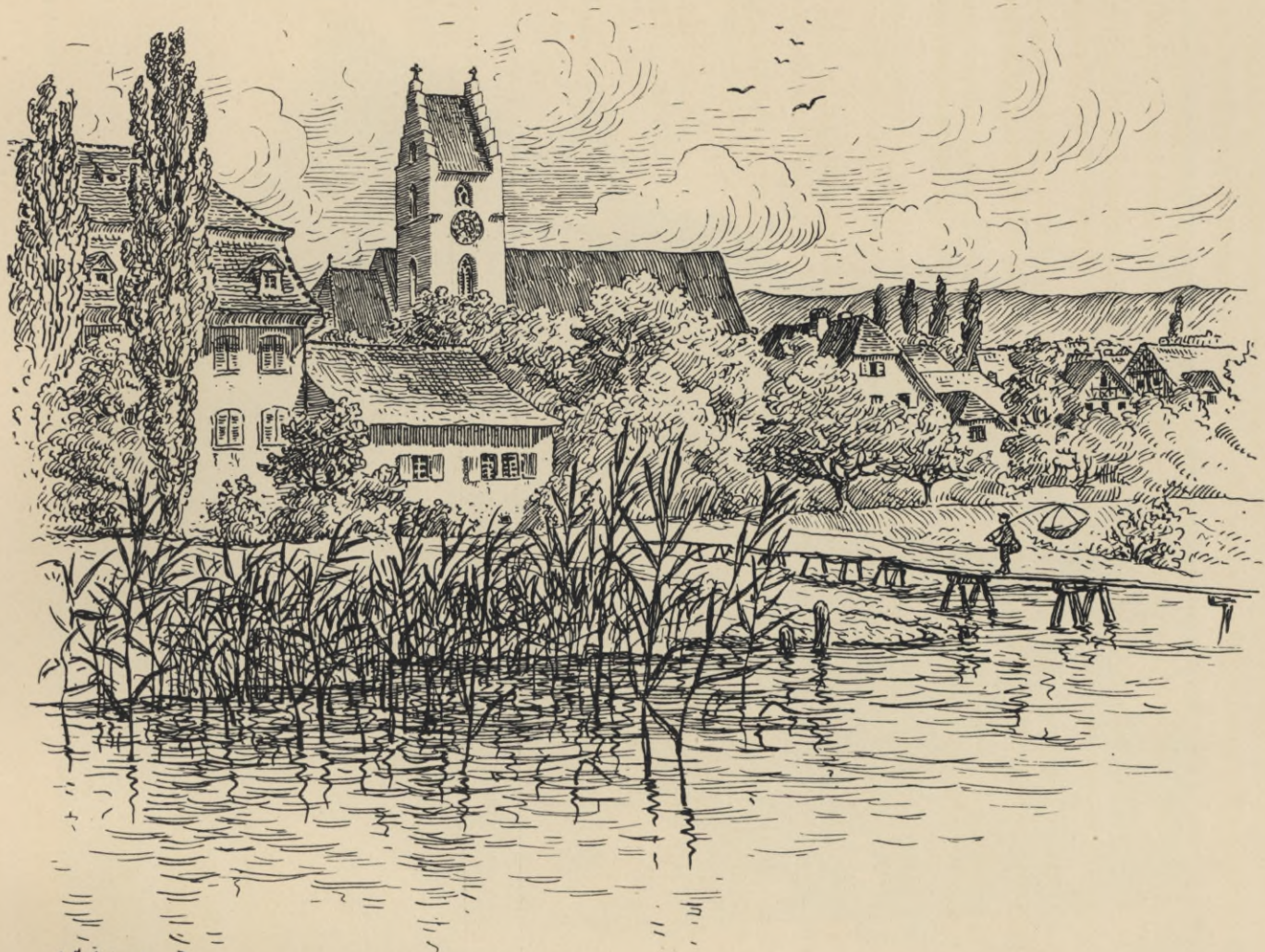
FRAUENFELD

THURGAU

EINZELHEITEN VON DEM HAUSE IN WEINFELDEN



R. Hofmeister 1918



R. Hofmeier
1908
ERMATINGEN * Bodensee.

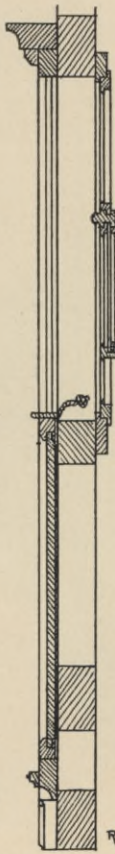
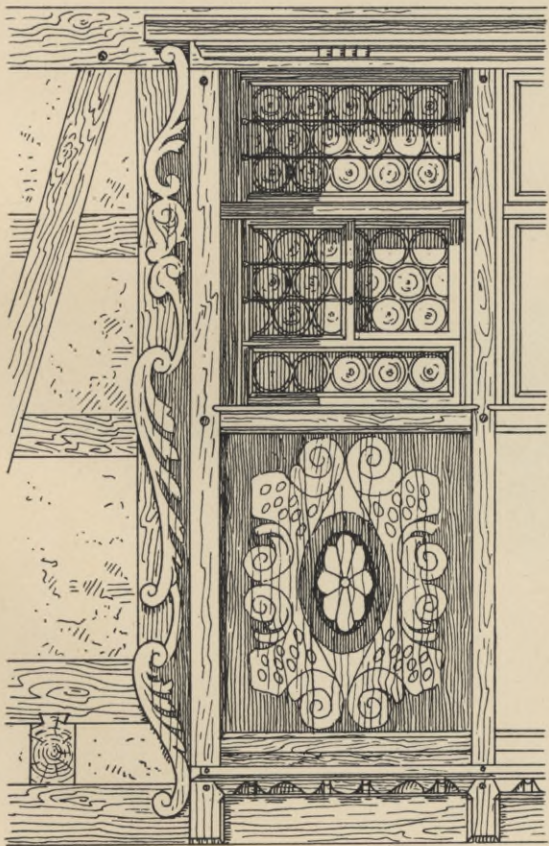


ERMATINGEN AM BODENSEE.



ERMATINGEN · AM · BODENSEE · KANTON · THURGAU ·

RI 1906



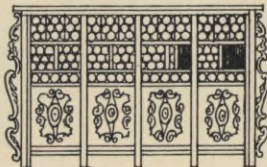
HAUS
VON

№ 672

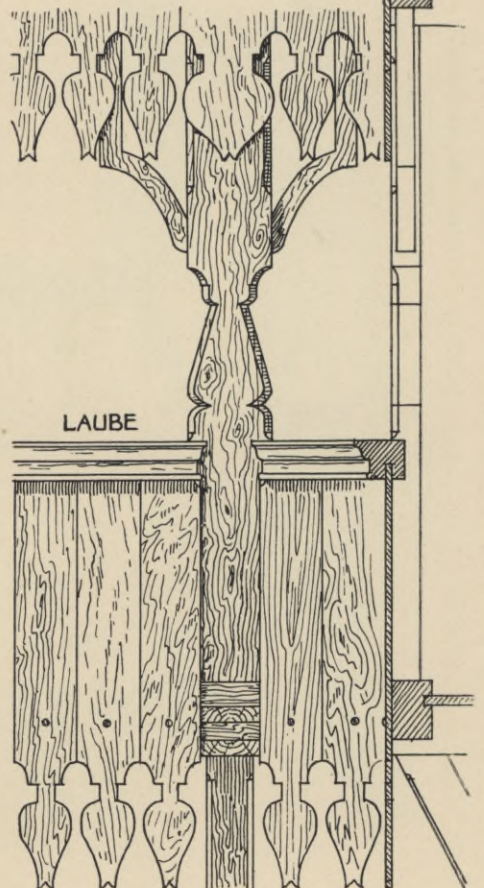
1m
70
60
50
40
30
20
10
0

Der Maler des Fensters:
Rahmen grün,
Flächenschild hellblau
mit gelben, rot einge-
farbten Ornamenten
am Rand.
Die Fensterläden wer-
den aufwärts gezogen.
Maleri Sesselien:
Krone grün, Innere
des Kranzes rot, Stern
weiß. Schmiedelinien
schwarz auf hellblauer
Grund. Füll hell-
gelb mit weissen
Flächen.
Allen stark verwittert.

FENSTER

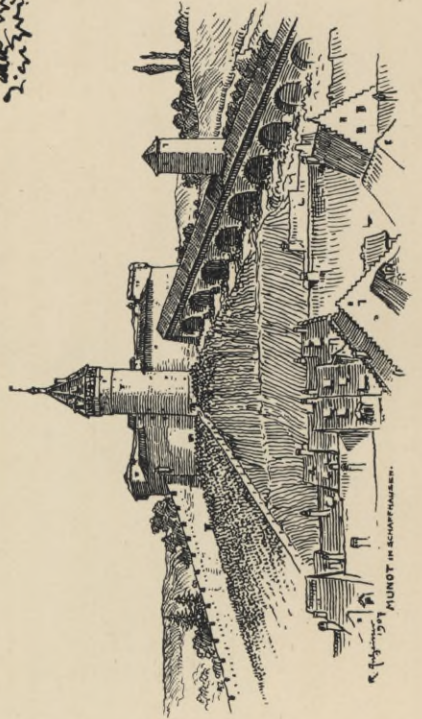
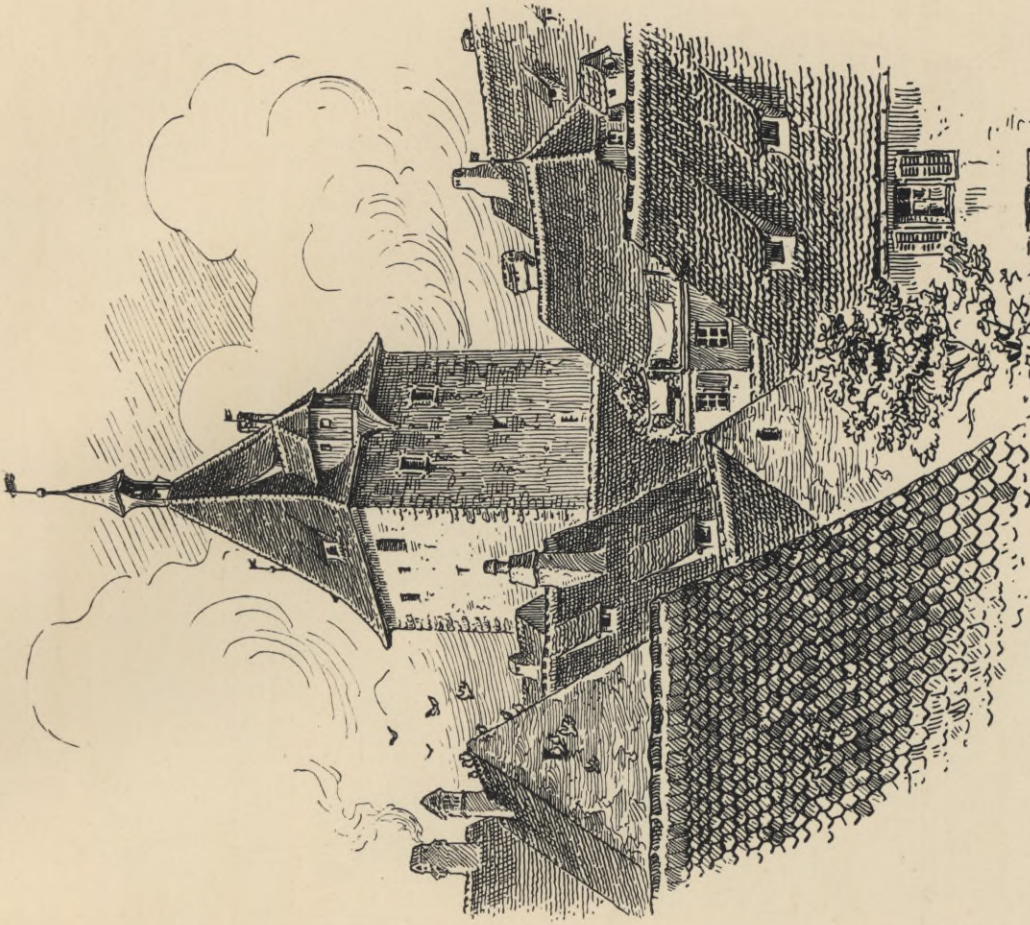


R. Aufhäuser anfg. 19.9.1906.

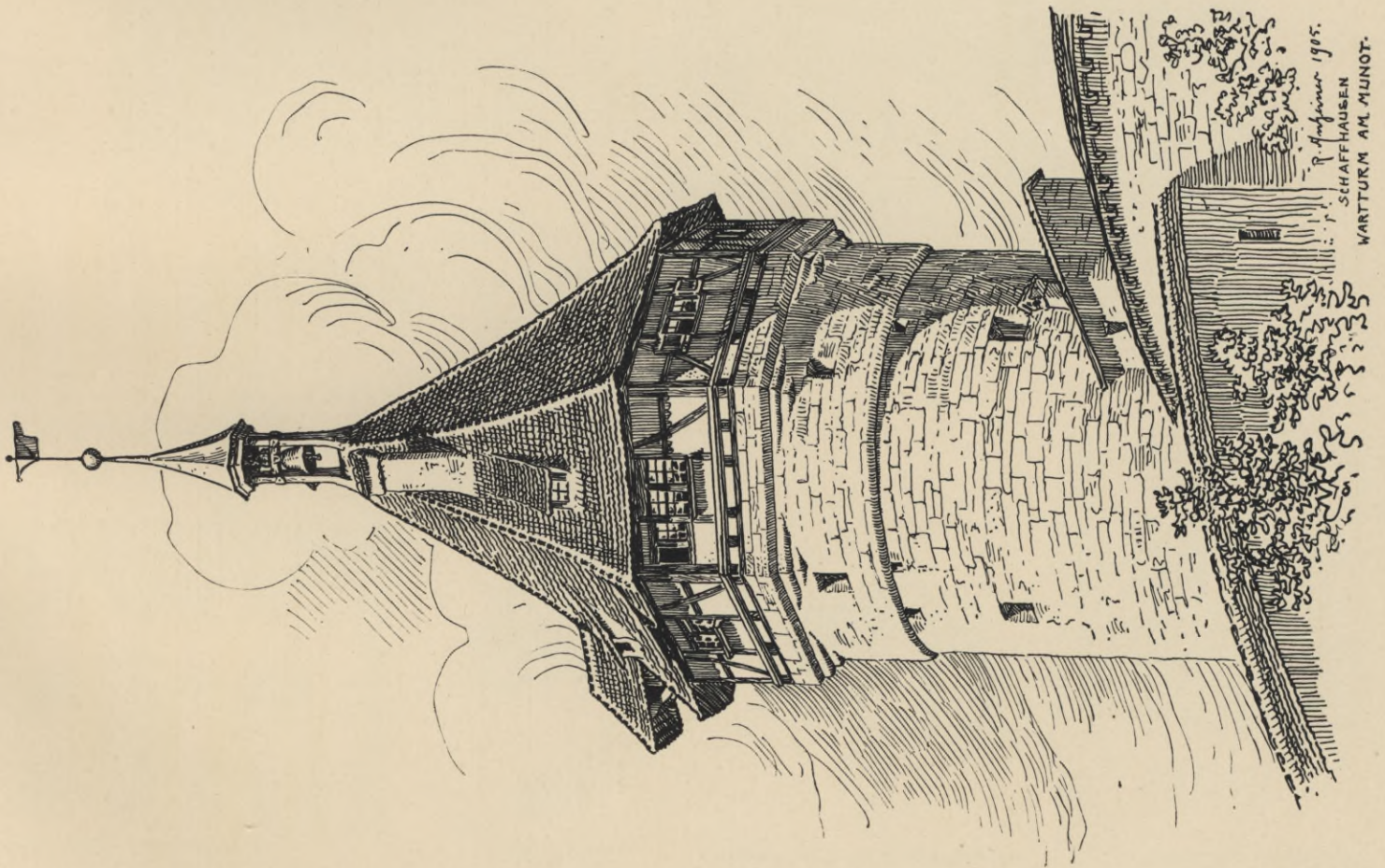




Prof. J. J. 1906
OBERTURM
IN SCHAFFHAUSEN



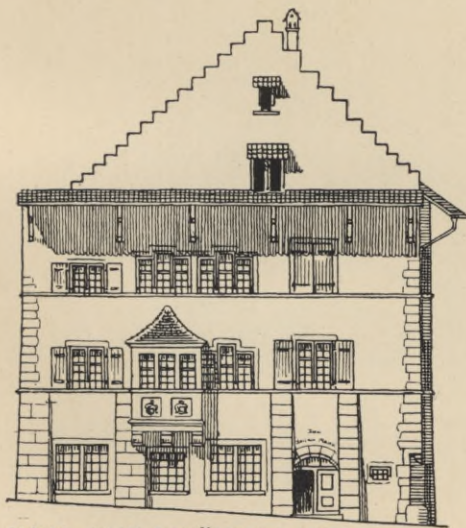
Prof. J. J. 1906
MUNTUM
IN SCHAFFHAUSEN



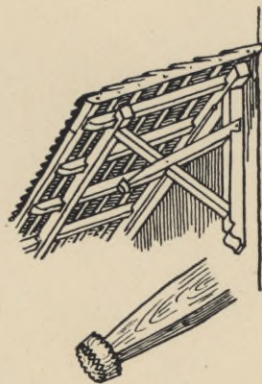
Prof. J. J. 1905
SCHAFFHAUSEN
WARTTUM AM MUNT



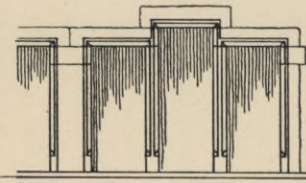
SCHÖNMAIENGASSE IN SCHAFFHAUSEN



HAUS „ZUM SCHÖNEN MAIEN“



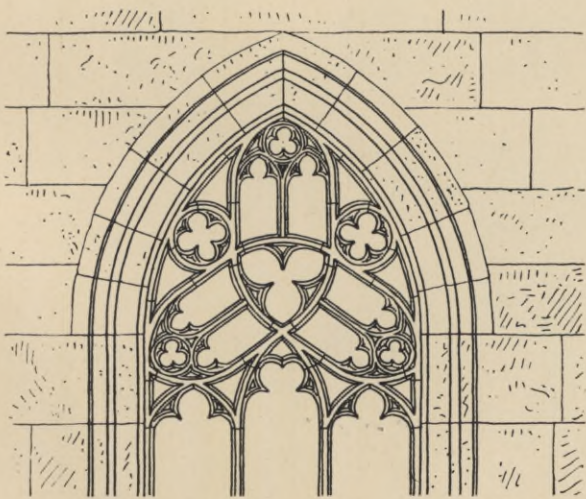
KLEBDACH



FENSTER IM 2. STOCKWERK

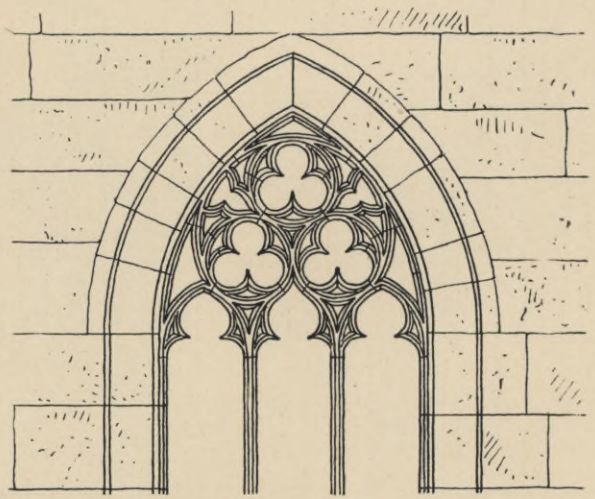
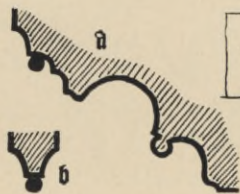


WAPPEN AM ERKER




Mittleres Chorfenster

St. Verena
in
Durzach



Südliches Chorfenster



 Surzach am Rhein · Canton Aargau ·

R. F. 1916



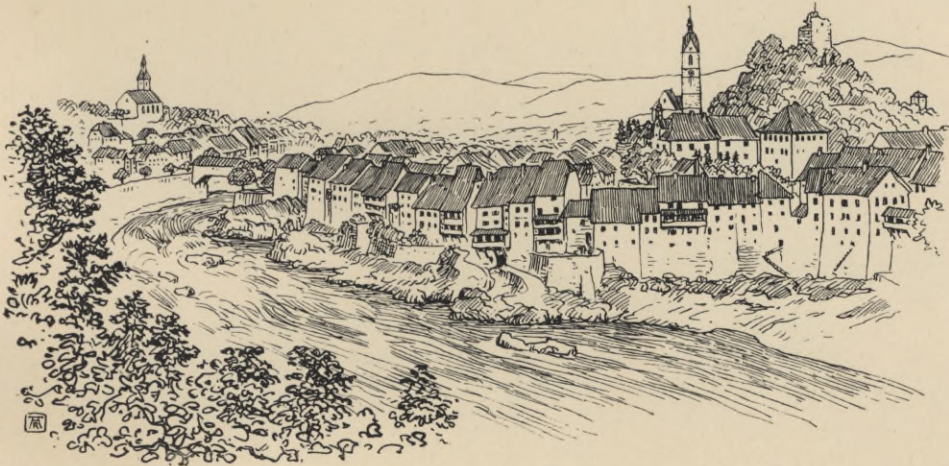
FENSTER







R. Augener 1/9 1906

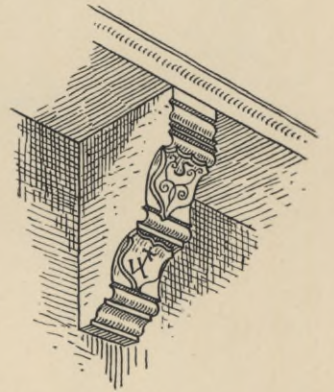
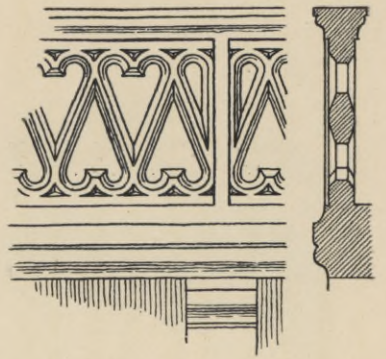


Laufenburg
am Rhein
Kanton Aargau



OBERE-WASENGASSE

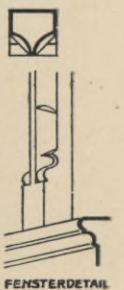
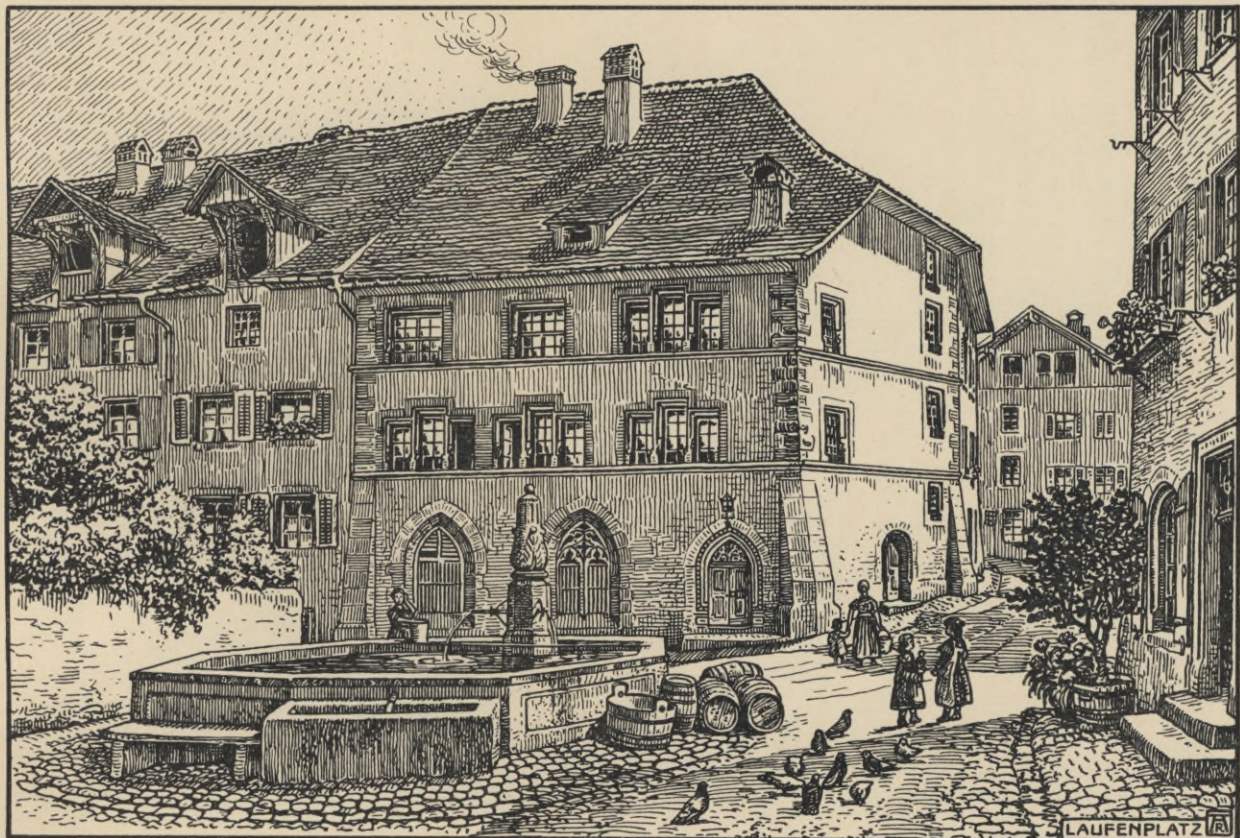
R. ANHEISSER · 24 · 9 · 1906



- MASSWERKBRÜSTUNG UND □
- KRAGSTEIN VON DER GALLE □
- RIE AM TORTURM AN DEN □
- KRAGSTEINEN DIE IAHRESZAHL □

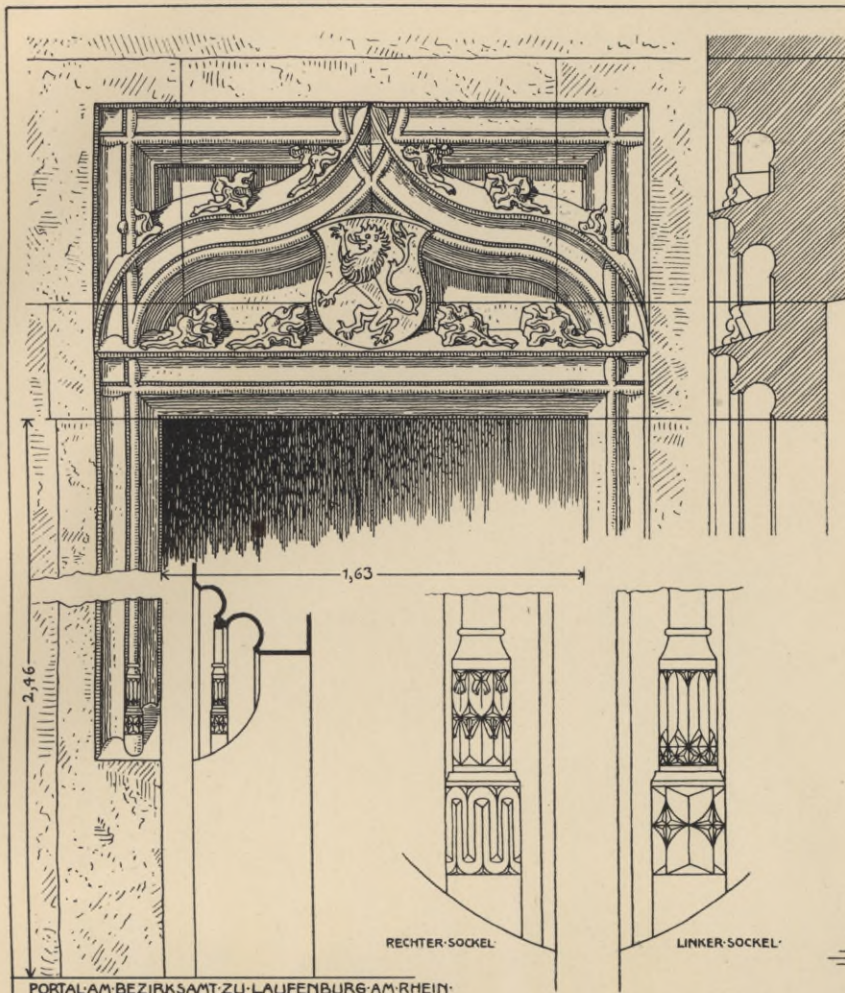
1581

Laufenburg am Rhein
Kanton Aargau

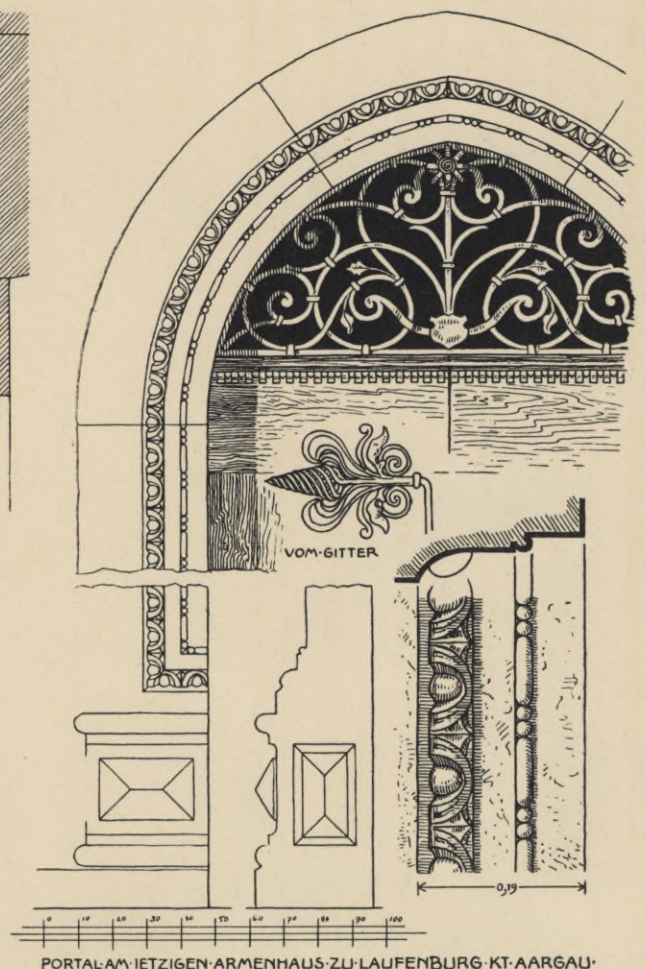


FENSTERDETAIL

LAUFENPLATZ



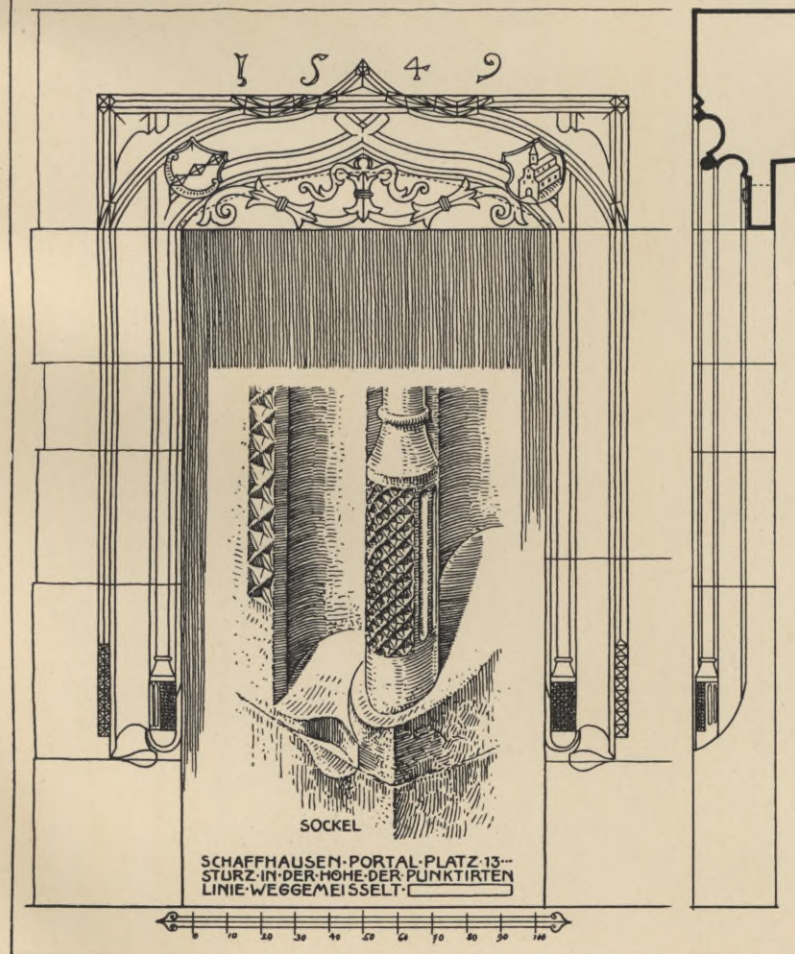
PORTAL AM BEZIRKSAMT ZU LAUFENBURG AM RHEIN



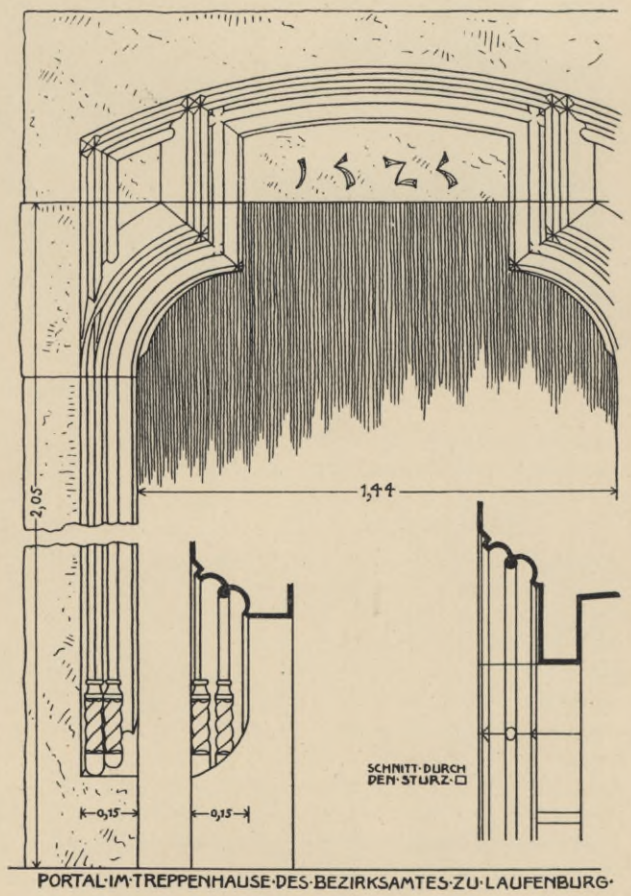
PORTAL AM IETZIGEN ARMENHAUS ZU LAUFENBURG KT. AARGAU

PORTALE DER SPÄTGOTIK UND FRÜHRENAISSANCE

R. Hofmann 1908.



SCHAFFHAUSEN-PORTAL PLATZ 13
STURZ IN DER HOHE DER PUNKTIRTEN
LINIE WEGGEMEISSELT



PORTAL IM TREPPENHAUSE DES BEZIRKSAMTES ZU LAUFENBURG

VERLAG VON A. FRANCKE IN BERN

DR R. ANHEISSER

Altschweizerische Baukunst

Erste Sammlung

110 Blatt Federzeichnungen mit Text, in solider Mappe.

Preis Fr. 35. — (Mk. 28. —)



LÜTZELFLÜH-IM-EMMENTAL

STIMMEN DER PRESSE:

WESTDEUTSCHE BAUZEITUNG: „Man braucht nur eins der modernen Mappenwerke mit photographischen Reproduktionen in die Hand zu nehmen und mit dem vorliegenden Werke zu vergleichen, um sich wieder einmal der bedeutenden künstlerischen Überlegenheit der Zeichnung bewusst zu werden, besonders wenn es sich um solch vollendete Blätter handelt, wie Meister Anheisser sie mit sicherer Hand und starkem Temperament geschaffen hat.“

DER BUND: „Dieses prächtige Werk ist nun glücklich zum Abschluss gekommen mit einer dritten und letzten Lieferung, die für sich allein einen wahren Hymnus speziell auf die altbernische Bauweise darstellt. Es sind dies Blätter, die einem das Unbekannte vertraut machen und das Bekannte in neuem Lichte zeigen. Die Poesie der alten guten Bauart offenbart sich in diesen Federzeichnungen eben viel besser als in der besten photographischen Aufnahme. Es ist der Geist verständnisvoller Liebe, der da alles durchdringt und belebt. Dieser Dr. R. Anheisser ist ein Künstler, der uns sehen lehrt und in Wort und Bild immer auf das Wesentliche, auf die Grundzüge und Hauptsachen hinweist. Deshalb ist er auch so glücklich in der Auswahl seiner Motive. Er hat da einen Reichtum zutage gefördert, der stauende Bewunderung erregt. Wie ernst er seine Aufgabe nimmt, zeigt auch das Vorwort, das mit wohlthuender Begeisterung auf die Schätze unserer Alten hinweist und die Rückkehr zu ihrer tüchtigen und wahrhaften Baukunst empfiehlt. Eine wertvolle Beigabe sind sodann auch die kurzgefassten Erläuterungen zu den Tafeln. Das ganze Werk hat die Erwartungen, die die ersten Tafeln erweckten, nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Wir wünschen ihm dauernde Beachtung und Verbreitung.“

VERLAG VON J. NEUBAUER

LEIPZIG

Altschweizerische Baukunst

von

Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. Dr. phil. Dr. phil.

1891



VERLAG VON A. FRANCKE IN BERN

EDUARD VON RODT,

ARCHITEKT.

Das alte Bern

III. Folge.

Nach Zeichnungen von eigenen Aufnahmen gesammelt. 25 Blatt in gr. Folio auf Kupferdruckpapier, in Mappe mit Titelbild. 1894. Preis Fr. 25. —.

Bernische Burgen.

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte.

Lex. 8°. 161 S. mit 76 Abbildungen und 1 Karte. 1909. Preis brosch. Fr. 6. —, geb. Fr. 7. 50.

Bern im neunzehnten Jahrhundert.

Lex. 8°. 128 S. mit 30 Abbildungen, 2 Plänen und einem Panorama. 1898.

Bern im achtzehnten Jahrhundert.*

Lex. 8°. 143 S. mit 23 Abbildungen und einer Karte. 1901.

Bern im siebzehnten Jahrhundert.

Lex. 8°. 144 S. mit 25 Abbildungen. 1903.

Bern im sechzehnten Jahrhundert.

Lex. 8°. 156 S. mit 29 Abbildungen und Facsimiledrucken. 1904.

Bern im fünfzehnten Jahrhundert.

Lex. 8°. 182 S. mit 49 Abbildungen. 1905.

Bern im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert

nebst einem Rückblick auf die Vorgeschichte Berns.

Lex. 8°. 183 S. mit 28 Abbildungen und einem Stadtplan aus dem Jahre 1583. 1906.

Preis pro Band brosch. Fr. 6. —; in stilvollem Einband Fr. 7. 50.

Preis des ganzen Zyklus von 6 Bänden, einzeln gebunden und in geschmackvollem Futteral vereinigt, statt Fr. 45. —: Fr. 35. —.

* Der Band BERN IM 18. JAHRHUNDERT ist bis auf wenige Exemplare vergriffen und kann nur noch mit der ganzen Sammlung und nur gebunden abgegeben werden.

Demnächst erscheint

Adolf Tièche: Alt Bern.

25 Blatt Rötelzeichnungen. Gross-Folio. In Mappe.

LEHRBUCH DER ARITHMETIK

von Dr. F. V. SCHÖNBERGER

Sechste Auflage

Leipzig, 1908

Verlag von F. V. Schönberger, Leipzig

Preis 1,50 Mark

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner, Leipzig

Verlag

KSIĘGARNIA

ANTYKWARIAT



№ 42050

POLITECHNIKA KRAKOWSKA
BIBLIOTEKA GŁÓWNA

III 37869
L. inw.

Kdn. Zem. 480/55 20,000



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



10000301208